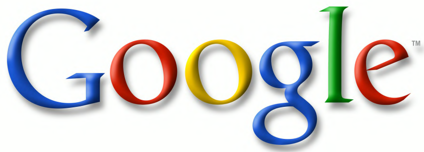
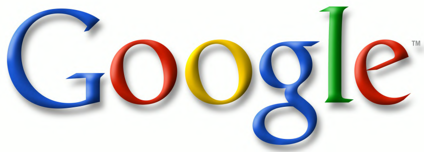
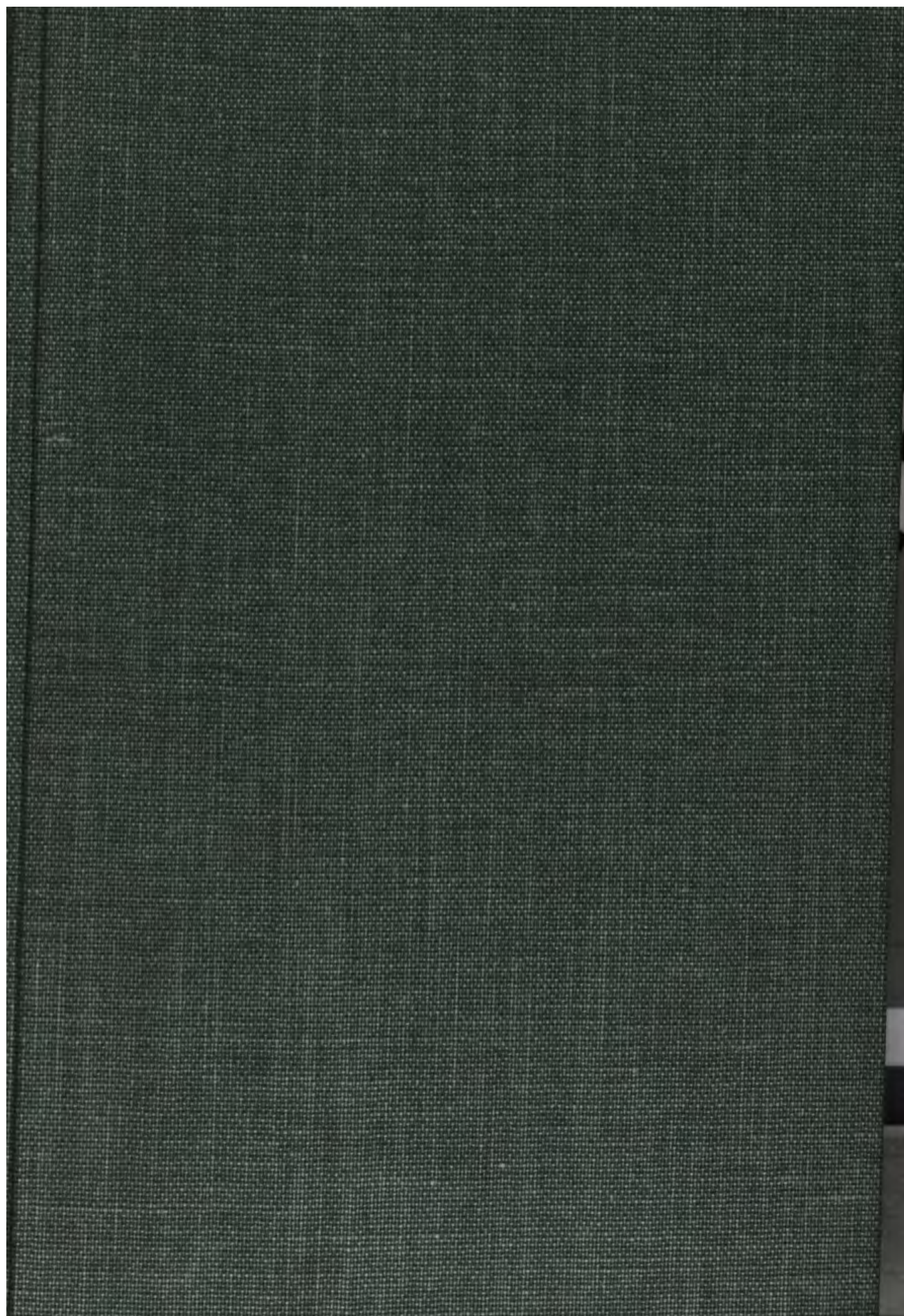







STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Album.



Zum Besten

der

durch die Ueberschwemmungen im Frühjahre 1845

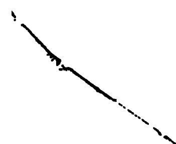
in Böhmen Verunglückten.



Wien.

Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

1845.





Inhalts-Verzeichniß.

Seite

A l b u m.



Der Frühlings-Engel.

(Statt eines Prologs.) *)

Ein Segensengel ist der Frühling,
Ein Frühlingsboth' aus Himmelsau'n,
Ein Gast, dem Millionen Augen
Alljährlich froh entgegen schau'n;
Um dessen Wiederkehr auf Erden
Das Herz mit banger Sehnsucht fragt;
Bei dessen ungewöhntem Zögern
Die ganze Schöpfung trauernd klagt.
So wie der Frühling hält kein König
Den Krönungs-Einzug in sein Land:
Hoch hat der Himmel ihm zu Ehren
Den blauen Baldachin gespannt;
Die Bäume strecken ihre Arme
Ihm segnend nach auf seinem Lauf,
Und schwenken Palmzweig' ihm entgegen,
Und schlagen ihre Augen auf.
Die Lüfte halten an den Athem,
Um einzusaugen seinen Gruß;
Die Blumen warten unter'm Rasen
Auf seiner Lippen ersten Kuß;
Die Berge sammeln ihre Wässer
Und schicken seinem Schritt sie nach;

---

*) Für eine zum Vortheile der verunglückten Böhmen abgehaltene Privat-Akademie bestimmt.

Der Winter selbst zerschmilzt in Thränen
Und fühlet, daß sein Starrsinn brach;
Die Schwalben harren an der Gränze,
Herolden gleich, um fern und nah
In allen Häusern zu verkünden:
»Der Frühlingsengel, er ist da!« —
Und er ist da, — er küßt die Erde
Mit lauem Hauch aus ihrer Ruh,
Und wirft aus feuerigem Auge
Den frohen Willkommsgruß ihr zu. — —

So harrt' in diesem Jahr auch wieder
Des Frühlingsengels unser Land;
Schon allzulange lag darüber
Des starren Winters eis'ge Hand.
Kein Vorbot' aus dem Süden pochte
An seines öden Schlosses Thor:
Es schien, als wollt' in unsern Gauen
Er Bürger sein, wo Gast zuvor.
Wir dachten uns vom Frühlingsengel
Vergessen schon für immerdar,
Verzweifelnd an der Treue dessen,
Der doch uns immer treu noch war.

Und sieh! — das merkt' er, fast beleidigt,
Und machte sich mit einmal auf,
Und kam an einem heitern Morgen
Herangeeilt im schnellsten Lauf.
Einbringen wollt' er sein Verspäten,
Und unsrer Erde, seiner Braut,
Durch um so wärmern Kuß beweisen,
Daß sie mit Unrecht ihm mißtraut. —
Doch was er ihr vermeint zum Segen,
Es schlug ihr aus zur bittern Qual:

Zu rasch war seines Grußes Feuer,
Zu flammend seines Auges Strahl.
Unvorbereitet, eingeschüchtert
Durch seines Willkomm's Ungestüm,
Vermochte sie sich nicht zu fassen,
Und sank ohnmächtig hin vor ihm;
Und zog erwacht die Schlummerdecke
Zu schnell von ihren Bergeshöh'n,
Und sog mit ihren durst'gen Lippen
Zu hastig seines Hauches Weh'n,
Und löste den gefangnen Wässern
Die Fesseln mit voreil'ger Hand,
Daß brausend aus geborstnen Schleußen
Sie niederjauchzten in das Land.

Doch ach! des Element's Frohlocken
Ist für den Menschen — unheilvoll.
Er sah's mit starrendem Entsetzen,
Wie, spottend fast, die Welle schwoll;
Wie sie, mißachtend seine Werke,
Zerstörend seines Fleißes Frucht,
Mit schrankenlosem Siegesjubel
Hinschoß in ungezähmter Flucht.
Muthwillig läuft sie mit sich selber
In tollem Ungestüm zur Wett'!
Nicht, wo ihr Bett' ist, mag sie wandeln,
Da, wo sie wandelt, ist ihr Bett!
Sie scheut nicht einer Hauptstadt Straßen,
Sie dringt durch's feste Thor in's Haus,
Und stürzt wie ein getäuschter Plündrer
Zum Fenster wieder sich hinaus.
Hier spielt sie mit des Landmanns Hüttchen,
Und schaukelt's leise, tändelnd fast,

Und jetzt, mit Eins des Spiel's verdrossen,
Zertrümmert sie's mit grimmer Hast.
Dort reißt sie von der Mutter Füßen
Die Wiege mit dem Kind, und flieht,
Als höhnte sie: »Auch ich kann wiegen,
»Auch ich weiß ihm ein Schlummerlied!« —
Hier treibt sie friedliche Bewohner
Hinauf bis an des Daches Joch,
Und ruft nachschwellend: »Eitle Mühe!
»Am Giebel treffen wir uns doch!«
Dort freut sie sich verkehrter Ordnung:
Es schmeichelt ihr, wo nie, zu steh'n,
Und überrascht, wie überraschend,
Auf neu erkämpftem Grund zu geh'n;
Die Auen, die sie sonst gespiegelt,
Sind ihres Spiegels Folie jetzt;
Was sonst auf sie heruntergrüßte,
Drauf hat sie nun den Fuß gesetzt;
Der Vogel, kaum erholt vom Froste,
Tauscht mit dem Fische nun den Raum:
Netzt hier der Flügel sich im Wasser,
Stößt dort die Floße sich am Baum.
Und ob dem Werke der Zerstörung
In schauerlichem Chore weht,
An's Thor der ew'gen Gnade pochend,
Der Menschen Jammer und Gebet. —

Und wer — wer hat den Fluch verschuldet?
Er weiß es wohl, der es gethan;
Der Frühling war's, der Segensengel,
Er sieht sein Werk bereuend an.
Der allzulang vergeßnen Erde
Zu zeigen, wie er sie bedacht,

Hat er sich übereilt im Gruße,
Und Fluch statt Segen ihr gebracht.
Er hat die Wärme seines Hauches,
Des Auges Feuer unterschätzt; —
Wie soll er seine Schuld nun sühnen,
Wie heilen, was er schwer verletzt? —
Schnell an sich hält er seinen Athem,
Vor's Auge zieht er schnell den Flor,
Und ruft die ausgesandten Boten,
Die Weste, wieder rasch empor;
Und statt die Wärme auszuströmen
Mit einmal auf den Erdenkreis,
Gießt er sie nun in's Herz der Menschen
Vorsichtig, leise, tropfenweis.
Daher die frühlinghafte Regung,
Die alle Herzen jetzt durchglüht;
Daher die menschlich sanfte Stimmung
Im tief ergriffenen Gemüth;
Daher des Mitleid's süße Mahnung,
Daher der hohe Rettungsmuth,
Daher beim äußern Winterfroste
Im Innern diese Frühlingsglut.
Was er in seiner Übereilung
Sich selbst zerstört in der Natur,
Das will er nun sich schöner wieder
Aufbauen auf des Herzens Flur:
Denn auch das Herz hat seinen Frühling,
Der Keime weckt und Blüthen bringt,
Und schöne neidenswerthe Kränze
Der Menschheit um die Schläfe schlingt;
Sein Thau sind — helle Mitleidsthränen,
Und Segen sproßt auf seinem Gang,

Wohlthaten heißen seine Blumen,
Und Wonnedank heißt sein Gesang.
Er zittert nicht vor späten Frösten,
Und seine Blumen welken nie:
Denn aus des Herzens tiefstem Grunde
Bis in den Himmel wachsen sie! —

Darum verkennet nicht die Regung,
Die Euch vereint in diesem Kreis:
Es ist der Blick und Hauch des Frühlings,
Der Euch so mild zu stimmen weiß;
Es ist der Blick und Hauch des Frühlings,
Der tief bereut, was er geirrt,
Und so, durch Euch entsündigt, wieder
Zu einem Segensengel wird.

Johann Gabriel Seidl.



Ladislaus Pyrker.

Des Sängers Lohn.

Hörst du der Lyra holde Saiten klingen,
Und tiefbewegt dazu den Dichter singen?
Er blickt im Kreis der Horchenden umher,
Und sieht so manches Aug' von Thränen schwer,
Voll Mitgefühl in seine Seele dringen,
Und so mit ihm das schöne Ziel erringen.

Was sind des Lebens lastende Beschwerden
Ihm noch? Er sieht mit heiteren Geberden
Sie fort aus seinem Zauberkreise flieh'n,
Und jede Freud', erneut, um sich erblüh'n:
Denn gibt es wohl ein schön'res Glück auf Erden,
Als so verstanden und belohnt zu werden?

*) An einen Dichter, nach Anhörung seines Werkes in einem befreundeten Kreise.

Johann Nep. Vogl.

I. Liebesklage.

Du schöne Menschenrose
In Reiz und Scham erblüht,
Gleich sanftem Westgekose
Begrüße dich mein Lied.

Auch deine Schwestern lauschen
Dem stillen Bächlein gern,
Das mit geheimem Rauschen
Sein Leid vertraut dem Stern.

Sie lauschen gern den Klagen
Der Nachtigall im Hain,
Den frischen Waldessagen
Von ihrer Lust und Pein.

Sie lauschen gern den Beiden
Und steh'n als wie im Traum,
Bis Klang und Klage scheiden,
Noch erst vernommen kaum.

Das ist ein süßes Mahnen,
Das schauernd sie durchbebt,
Nur du, du willst nicht ahnen
Was mir die Brust belebt!

O neig' in süßen Träumen
Auch du dich meinem Lied,
Das bald zu fernen Räumen
Wie Klang und Sage schied.

Den Schwestern gleich im Moose
Vernimm von fremdem Schmerz,
Du schöne Menschenrose,
Es klagt ein krankes Herz!

II. Ungarklänge.

1.

Zigeunermädchen.

Die Abendröthe ist verglommen,
Kein Laut sich auf der Haide regt,
Und immer noch will er nicht kommen,
Um den mein Herz voll Sehnsucht schlägt.

Sonst ließ das Haar ich lustig wallen,
Zu langen Zöpfen flocht ich's heut',
Daß sie hinab die Lenden fallen,
So wie's sein kühnes Aug' erfreut.

Der Schuhe kann mein Fuß entbehren,
Nicht leicht verletzt ihn Dorn und Stein,
Doch heute zwängt' ich ihn, zu Ehren
Des Liebsten, in Opanken ein.

Nun harr' ich sein, im vollsten Glanze,
Gleich einer reichen Bauerbraut,
Die bei dem Ruf zum Hochzeitstanze
Umsonst nach ihrem Tänzer schaut.

Schon deckt die Haid' mit weißem Schimmer
Der Mond', der lang mit Wolken stritt,
Allein mein Ohr vernimmt noch immer
Nicht seinen raschen kühnen Tritt.

Altmutter spricht, sie hab' erfahren,
Er zög' im Wald auf Raub umher,
Ich aber weiß, von den Zingaren
Kann keiner zärtlich sein wie er.

Vertrau' mir's Mond, auf welchen Fluren
Umglänzt ihn jetzt dein süßer Schein?
O Himmel, gäb's nur nicht Panduren,
Wie glücklich würd' ich Ärmste sein!

2.

Haidewirthschaft.

In der Tscharda *) ruht sich's gut,
Rings umstarrt von öder Fläche,
Keine Bäume, Triften, Bäche,
Unten Sand und oben Glut.

Rosse schütteln vor dem Haus
Ungeduldig ihre Mähnen,
Flögen gar zu gern mit jenen
Drinnen, fort wie Sturmgebraus.

Hier, die Wände schwarz beraucht,
Rohgezimmert das Geräthe,
Wie es, tauglich solcher Stätte,
Steppenthier und Reiter braucht.

Und dazu, bei Ruf und Klang,
Rauhe bärtige Gesellen,
Karg verhüllt von zott'gen Fellen,
Sonnverbrannt so Brust als Wang'.

Schlank und jung das Schenkenkind
Flink zu Handen aller Orten,
Ungescheut in Blick und Worten,
Und gebräunt wie Alle sind.

Ries'ge Hunde, stark und wild,
In des Bustawirth's Geleite,
Immerdar gefaßt zum Streite,
Sieh da, einer Tscharda Bild.

Aber dennoch ruht sich's gut
In solch wüsten Treibens Mitte,
Denn hier fehlt nur Form und Sitte,
Aber nicht Gefühl und Muth.

*) Tscharda: Haidewirthshaus.

Wilhelm Marsano.

Ein Zusammentreffen auf dem Berge Carmel.

1.

Auf dem Carmel in dem Kloster
Hat einmal des Zufalls Macht
Ganz verschiedene Personen
Abends unter Dach gebracht.

Singend kommen zwei Franzosen,
Springend über Stock und Stein.
Leichter Sinn und leichte Kleider,
Geistmoussirend, wie ihr Wein.

Witzeln über einen Bergsturz,
Dem sie kaum entronnen sind,
Eines Abenteuers denkend
Mit dem Beduinenkind.

Reden lachend von dem Blitze,
Der nah an den Baum zerspellt,
Leicht selbst mit dem Tode spielend,
Leichtsinnige Herrn der Welt.

Zwei langweilige Gestalten,
Lang und mager, treten ein,
Überdruß in den Gesichtern —
Mußten Engeländer sein.

Setzten sich und sprachen wenig,
Blickten selten in die Höh',
Gähnten — seufzten auch zuweilen,
Weil noch fertig nicht der Thee. —

Großer Lärm erhob sich draußen,
Als käm' an ein Regiment,
Das in heft'gem Zank begriffen,
Wild zu heißem Kampf entbrennt.

Doch es waren nur zwei Männer
Die erschienen, und zum Glück
Nur von Seidenwürmern sprachen
Mit solch' heftiger Mimik.

Wollten nicht dem Führer zahlen
Was contractlich ausgemacht,
Weil er fünf Minuten später
Sie an Ort und Stell' gebracht.

An dem Lärmen, hellen Stimmen,
Der Bewegung mit der Hand,
Hatte leicht in diesen Fremden
Italiener man erkannt.

D'rauf erschienen noch zwei Männer
Hustend, fröstelnd, klein, gebückt,
Als ob alle Wissenschaften
Sie mit ihrer Last erdrückt.

Grüne Brillen auf den Nasen,
Voll von Schriften ihr Kamehl,
Röcke, Mäntel, Regenschirme,
Drunter Westen von Flanell.

Kaum im Haus — gleich Tintenfässer
Schon zur Hand; dann schrieben sie
Über dieses Landes Lage,
Völker und Ökonomie.

Aßen auch dabei beträchtlich,
Tranken mitgebrachten Wein,
Rauchten Meißnerköpfe — mußten
Deutsche Professoren sein.

Auf dem Teppich in der Ecke
Saß ein alter Muselmann;
Schweigsam, mit gekreuzten Beinen,
Sah er sich das Treiben an.

Rauchte ernst, mit langen Zügen
Seine Pfeife, mit der Hand
Seinen langen Bart sich streichend,
Lehnt' er still dort an der Wand.

Von den Franken ward der Türke
Laut und schonungslos verlacht
Ob dem Ernste seiner Mienen,
Seinem Schweigen, seiner Tracht.

Und sie wollten in der Kammer
Es dahin noch bringen schon,
Daß man diesen Türken gebe
Chart' und Constitution!

Dort die beiden Italiener
Stritten mit einander heiß:
Ob man nicht erzeugen könne
Käs auch hier zum türk'schen Reis?

Und sie konnten nicht begreifen,
Daß nicht Maulbeer hier statt Birk'
Und Cypresse cultivire
Solch' ein ungläubiger Türk.

Trotz dem kalten stolzen Gleichmuth,
Waren doch voll innern Hohns
Auch die beiden blassen, langen
Stummen Söhne Albions.

Und sie dachten ihrer Meetings,
An den Klubb — das Parlament,
Konnten gähnend nicht begreifen,
Daß man Türken Menschen nennt.

Uns're Professoren rauchten,
Schnupften — stritten nebenbei,
Wie das Land zu acquiriren
Und der Türk zu taufen sei?

Ob als Christ er Lutheraner,
Ob katholisch werden muß;
Doch sie brachten nicht Politik
Und nicht Religion zum Schluß.

Da allmälig ward es stiller,
Denn die Nacht brach tief herein,
Die verschied'nen Nationen,
Schliefen endlich alle ein.

2.

Morgen wards — wie Duft und Nebel
Lag es dämmernd auf der Welt
Über die zum fernen Meere,
Ausgespannt des Himmels Zelt.

Und die Schatten schwanden mählig,
Roth im Osten glomm's empor,
Und von tausend glüh'n'den Rosen
Wölbte sich das Sonnenthor.

Frischer Lebenshauch ergießt sich
Von den Bergen tief in's Thal,
Die uralten Wälder rauschen
Ihren mächtigen Choral.

Und das Licht streut seine Strahlen,
Ein Verschwender, rings umher;
Eine Krone lag die Sonne
Dort auf purpurrothem Meer.

Und des Klosters Glocken klingen
Weit hinüber in das Land,
Orgeltöne Kunde bringen,
Daß ein neuer Tag erstand.

Die zwei Franken schleichen leise
Einer jungen Fellah nach,
Die, die Amphorn auf den Schultern,
Niederwandelt zu dem Bach.

Albions Söhne dehnen schläfrig
Ihre langen Glieder aus,
Klagen einsylbig und gähnend,
Daß kein Comfort in dem Haus.

Finden, daß das Brot nicht frisch ist
Und der Thee ein trock'nes Heu,
Daß die Londner Klubbtaverne
Besser als der Carmel sei.

Unten sind die Italiener
Mit halb Syrien im Krieg,
Jeder mäkelt um die Preise,
Eh' er noch sein Pferd bestieg;

Finden alles viel zu theuer,
Finden, daß man sie geprellt,
Daß die Menschen Räuberhorden,
Und Betrug die ganze Welt.

Uns're deutschen Professoren
Trugen schon hinab in's Thal
Thermometer, Barometer,
Instrumente ohne Zahl.

Sie verfolg'n in Höh'n und Tiefen
Himmels und der Erde Spur,
Und berechnen philosophisch
Alle Schritte der Natur;

Untersuchen Luft und Wärme
Stundenlang — auch Gras und Stein;
Ob sie wohl noch je bemerkten
Blumenduft und Sonnenschein?

Um den Carmel wird's lebendig,
Laut der Caravanen Troß;
Das Kamehl hob seine Bürde,
Und den Boden stampft das Roß.

Zum Tumulte wird das Lärmen,
Jede Sprache zum Geschrei —
Bis das Zeichen tönt, daß Alles
Zu der Reise fertig sei.

Unten in der Berge Schluchten
Zieh'n die Schatten noch der Nacht,
Oben nur die grünen Zinnen
Sind zum neuen Licht erwacht.

Dorten ragt ein einz'ler Felsen
Ob dem Land hinein ins Thal,
D'rauf ergießt die junge Sonne
Ihren ersten Morgenstrahl.

Dorten kniet — wie goldumflossen,
Tief versunken im Gebet,
Jener Muselmann vor Gottes
Wunderbarer Majestät! —



Adolf Erlen.

Eine Geschichte aus dem Volke.

Es war ein sternklarer ruhiger Abend, kein Wölkchen am tiefblauen Himmel, nur einzelne Nebelstreifen gewoben um die Dolomitzacken des Schlern hinter Botzen. Fernab, je nachdem der Luftzug sich änderte, ward die Stille durch das dumpfe Brausen der Etsch unterbrochen, welcher ein Gebirgswasser, wie im Schlaf von Träumen murmelnd, zufloß; die Räder der Mühle, die er sonst trieb, standen unbeweglich in Sperre. Weitum mochte alles schlummern, und im ganzen Thal brannte kein Lichtlein mehr; nur zwei Augen, so dunkel und tief wie der Nachthimmel, zu dem sie sich zeitweilig erhoben, waren noch offen. Ein Mädchen stand am Fenster, tief aufathmend, die Stirne an die Eisenstäbe gelehnt, so daß sich die langen halbgelösten Flechten wie Epheu darum legten.

»Bist du noch wach, Maria?« flüsterte auf einmal eine Stimme herauf. Sie schrack zusammen, und gab nach einer Weile ein leises Zeichen. Ein junger Mensch kletterte rasch an dem Rebengeländer empor, und dann, den einen Arm um die Gitterstäbe schlingend, faßte er mit der freien Hand ihre Finger, und so auf schlechter Stütze in der Höhe schwebend, bot er ihr lächelnd Gruß. Sie konnte den Scherz nicht um seinen Mund spielen sehen, und er auch nicht den Zug tiefen Kummers auf ihrem Antlitz. Er wollte süße Worte der Liebe in ihr Ohr flüstern: »Bist du doch heute so schweigsam, Marie! die Nacht ist eine fromme Hüterin, und der Kirchthurm, der dort seinen goldenen Knauf durch die Linden steckt, trägt auch nichts weiter.«

»Es wird niemand mehr etwas weiter tragen,« erwiderte sie nach einer Pause zögernd, — »vielleicht sehen wir uns heut zum letzten Mal.«

»Das mein' ich auch, — nämlich hier zwischen Himmel und Erde; weißt du, ich will morgen zu deinem Vater und um dich anhalten.«

»Das verhüte Gott! — er hat mich heute gescholten, ja sogar gedroht, mich aus dem Hause zu stoßen und einsperren zu lassen, wenn ich

noch länger einem so nichtswürdigen Burschen, wie du, im Herzen anhänge.«

»Nichtswürdig und arm — ha! es ist am Ende das Gleiche vor den Augen deines Vaters.«

»Nein! lach' nicht so bitter, hab' ich dich nicht deß' ungeachtet lieb?«

»Und hast versprochen, mein Weib zu werden!«

»Mit dem Einsperren wird's der Vater auch nicht so meinen, denn er hält auf Ehre; es brächte mir und ihm ewige Schande vor den Leuten.«

»So tröste dich, und bleib mir treu.«

»Treu! wenn das alles wäre! aber du weißt, Gott hat den Bann auf das vierte Gebot gelegt, und zuletzt darf ich dem Vater doch nicht widersprechen. So wird mir meine Treue zum Fluch, und doch kann ich nicht anders, als an dich denken, weil ich's im Gemüthe trage. Ja ich würde weinen, bitter weinen, wenn ich Freibauer's Jürg nehmen müßte!«

»Jürg, der ist reich, und ich ein Vagabund; — nun weiß ich alles! da haben sich die Alten zusammengesteckt, und mit der Kreide auf dem Tisch gerechnet, sie wollen ihre Goldsäcke verheiraten; aber Jürg! bei den Sternen, die dort oben leuchten, eh' er dich bekommt, soll er mein Stilet —« er brach rasch ab, sein Auge funkelte durch die Nacht, daß Maria erschrocken zusammenfuhr und ihre Finger zurückzog. Er ballte die Faust, und indem der Zorn alle Muskeln seines Leibes straff spannte, brach unter ihm krachend das Geländer, so daß er mit dem Arm an den Stäben, die er umklammert hatte, sich mühsam festhielt. Auf der andern Seite des Hauses fuhr bellend der Hund von seinem Lager auf. Maria that einen Schreckensruf; doch er, schnell besonnen, schwenkte sich hinaus, und den Boden unbeschädigt erreichend, ergriff er rasch die Flucht. Man hörte bald darauf die Knechte an der Thüre rasseln; mit den Schlafmützen auf dem Kopf, derbe Knittel in den Fäusten, schauten sie hinaus, und gingen, da nichts mehr zu bemerken war, über den Hund brummend, ins Bett zurück.

In der Dorfschenke zum Rössel saß der Müller; ihm gegenüber an die Breterwand gelehnt der Freibauer, die Asche aus der kleinen Pfeife klopfend; zwischen beiden, den Arm auf den Tisch gestemmt und die Faust in die fleischige Wange gedrückt, Jürg, der bald den einen, bald den andern aus den glanzlosen Augen anglotzte.

»So ist es richtig, nächste Weihnachten,« sagte der Müller, und klingelte dabei ans Glas — der Wirth erschien. — »Schenkt ein, echten Terlaner!« Jener nahm die Flasche, und pfiffig lächelnd rückte er am Käppchen: »Das gilt wohl der Verlobung?« Er ging.

»Ihr gäbt also dem Mädel die Wiesengründe, die zwischen den meinen liegen, und das Weingelände, das unmittelbar an unseres anreicht?« fragte der Freibauer.

»So ist's für jetzt, doch wenn mich der Herrgott heimruft, soll im Testament über das übrige Eigenthum verfügt sein.«

»Daran denke ich nicht,« fuhr Jürg darein; »die Marie gefällt mir, trotz ihrem Ansatz zur Bleichsucht, und der Zimperlichkeit, mit der sie sich sträubte, wenn ich davon sprach, unsere Väter seien die reichsten im Ort, oder wie schön eine Ehe, die alles zusammenbrächte, sein müßte.«

Der Wirth war indessen an den Tisch getreten und hatte die Gläser gefüllt.

Ein Kärner, dem die lange Bank zum Bette angewiesen war, lag hinter dem Ofen, und fing nun in allen Tönen der Orgelskala zu schnarchen an. »Aber des Teufels!« schrie Jürg, und faßte das Glas. »Laßt gut sein,« meinte der Schenke, indem er zum Schläfer eilte. Er schüttelte ihn beim Fuß, der weit hervorstand; dadurch erschreckt fuhr der Kärner in die Höhe, und fragte, die eine Hand in den grünen Hosenträger gesteckt, mit der andern die Augen reibend, nach öfterm angelsparrigen Gähnen, was es denn gäbe?

»Nichts, nichts!« antwortete Jürg, »da hast du ein Glas Wein, daß du nicht wieder unsere Reden störst.« Dann wandte er sich zum Tisch zurück, sein Vater sprach eben darüber, was der Braut für Geschenke werden sollten, er unterbrach ihn:

»Ja ja! sie soll Dinge erhalten, daß alle Mädeln im Dorf jahrlang davon zu reden haben!« dabei klopfte er an seinen Bauchgurt, daß die Thaler mit lautem Silberklang hin und her rollten, — »morgen in aller Frühe geh ich nach Botzen einkaufen, jeden Laden will ich durchsuchen, und nichts soll mir zu theuer sein. Glaubt ihr's?« Er schlug mit der Faust vor dem Müller auf den Tisch, daß die Gläser tanzten.

In diesem Augenblick trat Johann ein, der Wirth empfing ihn kalt, des Müllers Brauen schlossen sich, und über das Gesicht Jürg's ging ein spöttisches Grinsen. Der Neuangekommene setzte sich an den zweiten Tisch, und trank, ohne auf die Gesellschaft weiter zu achten, seinen Wein.

»Darüber, sagte der junge Freibauer, will ich mir auch kein graues Haar wachsen lassen, daß man eurer Tochter nachredet, sie habe einmal einen Landstreicher gerne gesehen.«

»Kümmert euch darum nicht, entgegnete der Müller, ihr wißt, daß ich mein Kind nicht an den nächsten Besten wegwerfe; Sonntag in drei Wochen könnt ihr euch mit ihr von der Kanzel aufbieten lassen. Ihr habt mein Jawort und damit Holla.«

Johann warf Jürg einen flammenden Blick zu; dieser summte ein Schnadahüpfel. Dann aufstehend, wobei sein Glas umfiel, bot er dem Vater gute Nacht, er wolle allein heimgehen.

»Daß ihr nicht zum Mädel schleicht,« sagte der Müller schreiend.

»Wer weiß!« brummte Jürg und rückte den Hut zurecht.

»Es ist ein starkes Gitter angebracht, stoßt euch nur den Kopf ein!« setzte der Alte bei.

Er bereitete sich zu gehen.

In der Ecke, wo Johann's Tisch stand, lehnte ein großes altes Kruzifix, wie man's überall in Tiroler Bauernstuben findet. An den Nägeln des Gekreuzigten hingen rothe Maisähren, welche die Dankbarkeit als Zeichen glücklicher Ernte weihte, und darüber hinaus ragten Mooskolben mit langem Schilflaub. Dahin war Johann's Auge gerichtet, bis Jürg mit dem Fuß seinen Stuhl anstieß, und dann mit grobem Gelächter die Thüre hinter sich zuschlug. Johann faßte grimmig sein Messer, welches neben dem Brot lag, und wollte aufspringen — von der Gasse herein tönte das Trutzlied des Forteilenden, — da traf sein Blick das Kruzifix, er schleuderte die Waffe hinab, daß die Spitze im Boden stecken blieb. Dann stand er rasch auf, forderte vom Wirth seine Rechnung, und ging.

Auch der Kärner dehnte sich, und schlenderte nach einer Weile in den Stall, um nach seinem Esel zu sehen; die Alten, nachdem sie mit einem Handschlag ihr Übereinkommen bestätigt hatten, gingen bald darauf fort.

Maria, welche durch Johann's plötzliche Flucht verschüchtert, vom Fenster gewichen war, kehrte, weil sich kein Schlaf auf ihre Augen senken wollte, nach einiger Zeit an die alte Stelle zurück. Hinter dem Rosengarten, wo einst der sagenhafte Zauberkönig Luarin die schönsten Frauen im steilen Geschröfe barg, war der Mond aufgegangen, und spiegelte in einer Thräne, die über ihre Wange niederquoll. Maria

trocknete sie nicht, denn vor ihrer Seele schwebte das düstere Bild der Zukunft; auch den Ruf des Nachtwächters überhörte sie, der Feuer und Licht zu hüten rieth, und allen Mädchen eine gute Nacht wünschte. Da schlug dumpf die Thurmuhr zwölf, — so langsam wie die Pulse eines verrinnenden Lebens. In demselben Augenblick vernahm sie einen gellenden Aufschrei aus dem Schatten vor ihrem Hause. Aufschauernd warf sie das Fenster zu und erinnerte sich unwillkürlich an alte Geistergeschichten. Sie fand lange keine Ruhe.

Schon begann es zu dämmern. Die Müllerknechte klappten mit den Pantoffeln Trepp' auf Trepp' nieder, und der Wildbach setzte die freigelassenen Räder in brausenden Umschwung. Ungestört durch das Getöse war sie endlich eingeschlafen, oder vielmehr in jenen Zustand von Betäubung zwischen Schlaf und Wachen versunken, wie das auf heftige Gemüthserschütterungen zu folgen pflegt. Ihre Sinne waren der Außenwelt nicht ganz verschlossen, so daß fremde Eindrücke nur in Gestalt von Träumen von ihr aufgenommen wurden; da war es ihr, als höre sie plötzlich unter dem Zimmerboden ein dumpfes Stöhnen, das nach und nach in langathmiges Röcheln überging. Sie fuhr erschrocken empor, und horchte, indem sie sich im Bette zum Sitzen aufrichtete. Der Lärm mehrte sich, Thüren wurden krachend zugeworfen, es mußte etwas geschehen sein. Halb angekleidet eilte sie voll banger Ahnung in den untern Stock, drückte rasch die Klinke der Stubenthür auf, und blieb an der Schwelle — entsetzt stehen. Auf dem Tische lag Jürg ausgestreckt, in der Brust eine weite Wunde, aus der, wenn er im Todeskampf mit weit offenem Munde Luft schöpfte, mit lautem Pfeifen ein Blutstrom emporquoll. Eine Menge Leute umstanden ihn, der Dorfbarbier legte kopfschüttelnd die Bandagen zusammen, der Gerichtsschreiber faltete ein Protokoll — ihr Vater rief mit erhobener Stimme: »Herr Richter, der Gurt mit dem Gelde ist unverletzt; das hat kein Räuber, sondern der verfluchte Johannes aus Rache gethan!« Hatte erst der Schrecken ihre Kräfte gelähmt, daß sie ohne umkehren zu können, mit stierem Auge in den Kreis blickte, so gab ihr diese Rede die Besinnung wieder. Taumelnd stürzte sie zurück, daß sie mit dem Kopf an die Hinterwand schlug; dann sich schnell aufraffend, rannte sie in ihr Schlafkämmerlein. Ob sie dort betete, ob sie weinte? — Kein Mensch hat sie in ihrem Schmerz gesehen.

Noch an demselben Morgen wurde Johannes vom Gerichtsdiener eingebracht und, des Mordes beinzichtigt, in den Kerker geworfen. Ihn

nannte jeder Mund den Thäter, und ehe noch das Gericht zur Entscheidung kommen konnte, hatte schon das Volk über ihn das Urtheil gefällt. Im ersten Verhör trat er kalt und trotzig auf, und berief sich vor Gott und Menschen auf seine Unschuld. Wie er aber sah, daß sich mehr und mehr die Anzeigen wider ihn häuften, daß ohne Rücksicht auf seine Betheuerungen die Untersuchung für ihn stets einen ungewissen Erfolg haben werde, faßte ihn dumpfe Verzweiflung, um so mehr, da er keinen der angeführten Gründe rechtlich zu entkräftigen vermochte. Als der Rösselwirth ihm gegenüber aussagte, wie er an jenem Abend das Messer ergriffen, es weggeschleudert und dann mit wildem Trotz im Gesicht fortgegangen sei, gestand er selbst, er habe im ersten Augenblick die Absicht gehabt, Jürg zu erstechen; dann aber sei ihm die Lehre eingefallen, die er von der Mutter, welche seinen Jähzorn kannte, noch auf dem Todbette erhalten: er solle stets wo möglich vor jeder raschen That auf ein Kreuzbild schauen; — so habe er auch diesmal gethan, und die Mordgedanken seien ihm vergangen. Das wurde für ein halbes Geständniß genommen. Man brachte ihn in den Kerker zurück und entzog ihm außer Brot und Wasser alle Nahrung, um nach dem Ausdruck der juridischen Praxis den halsstärrigen Delinquenten mürbe zu machen. Er setzte sich auf einen Stein, und dachte an Vergangenheit und Zukunft, Mariens Bild schwebte durch die Gitterstäbe herein, — er wollte die Arme ausstrecken, die Ketten rasselten, und sein Traum war zerstört. Wie im Wahnsinn auffahrend pochte er an die eisenbeschlagene Thür, und kratzte mit den Nägeln in den Fugen der Mauerquadern, bis das Blut davon niedertröpfelte. Er sah's, und zeichnete einen Galgen an die Wand. Es durchzuckte ihn der wilde Gedanke, sich als den Verbrecher anzugeben und damit alles zu enden. Aber Maria, sollte auch sie ihn, auf sein eigenes Geständniß hin für schuldig halten? — Er biß sich in die Lippen, und beschloß jeder Frage um den Thäter ein »Nein« entgegenzusetzen.

Sein Verhältniß zu ihr war nicht geheim geblieben, und da die Behörde alles aufbot, den wahren Thatbestand zu erheben, so wurde auch sie vorgeladen. Auf ihre Antworten hin fand der Richter für gut, sie dem Beklagten gegenüber zu stellen. Erst nach langem Weigern wurde sie endlich — vorzüglich auf die Worte ihres Beichtvaters, daß sie der Wahrheit vor Gott Zeugniß zu geben im Gewissen verpflichtet sei, dahin umgestimmt einzuwilligen. Der Tag erschien. In der Amts-

stube war schon alles versammelt. Marie saß zur Seite, todtenbleich, ehe sie noch ein Beamter aufforderte, vor Gott und der weltlichen Obrigkeit das Geschehene muthig zu erzählen. Da klirrte es im Gange, die Thüre ging auf, und Johann in schweren Ketten trat ein, hinter ihm mit aufgepflanztem Bajonnet zwei Soldaten. Sein schneller Blick überflog das Zimmer, er sah Maria, die das Auge nicht zu erheben wagte, und seufzte aus tiefer Brust. Noch einmal forderte der Aktuar sie auf, unverholen zu gestehen, was sie wisse, und dann erfolgten die Fragen.

»Kennt Ihr Johannes Gstraun?«

Sie bejahete es mit gebrochener Stimme.

»Wann war er das letzte Mal bei Euch?«

Erst zögerte sie eine Weile mit der Antwort, dann gestand sie ihr Zusammensein.

»Nachts allein?«

Sie erröthete. Der Delinquent nahm das Wort: »Allein, Herr Richter! doch es waren Eisenstäbe vor dem Fenster, in ihr Zimmer kam ich nicht.«

Das Verhör ging wieder fort.

»Habt Ihr nie aus seinem Munde Drohungen gegen Jürg vernommen?

Sie fühlte, welches Gewicht ihre Antwort haben werde; der Aktuar mußte die Frage wiederholen.

Sie entgegnete: »Ja.«

»Wann?«

»Die letzte Nacht!« Johann preßte die Hand vor die Augen, und mußte sich wankend am Geländer festhalten. Sie blickte auf ihn und sagte leise: »Du weißt, ich muß die Wahrheit sagen, denn ich habe Gott darauf geschworen!« Im Tone, mit dem sie das vorbrachte, lag ihre ganze Seele.

»Willst du noch nicht bekennen?« wandte sich der Aktuarius an den Gefangenen.

»Ich bin unschuldig!« stöhnte dieser.

»Unschuldig!« schrie der Müller, der hinter seiner Tochter stand, »du hast das Lügen auf der Hochschule gelernt, aber ein Mörder,« — der Gerichtsdiener hieß ihn schweigen. Nun erzählte Marie, was sich alles zugetragen, nachdem sie Johann verlassen, und gab genau die Stunde an, wo sie den Schrei gehört. Der Arrestant erhob sich, wurde

aber zur Ruhe verwiesen. Nach diesen Aussagen erlaubte ihr der Richter, der mit ihrem Zustand Mitleid fühlte, fortzugehen. Man mußte sie hinausführen, — er sah ihr nach, die gefesselten Hände, wie zur Bitte verschlungen; dann kehrte er sich zu den Richtern: »Ihr Herren, ich bin unschuldig!«

»Das sagt jeder Lump!« brummte barsch der Gerichtsdiener und klirrte mit den Schlüsseln.

»Schlag zwölf Uhr muß der Mord geschehen sein,« fuhr Johannes fort.

»Ja, das wirst du am besten wissen!« unterbrach ihn der Aktuar.

»So laßt den Fischer Peter rufen, und fragt ihn, wie viel die Thurmuhr schlug, als er mich über die Etsch führte.«

Der Richter wurde aufmerksam, und befahl, daß nichts unberücksichtigt bliebe, den Schiffer zu holen.

Dieser kam, und sagte unter Eidschwur aus, daß er Glockenschlag zwölf Johann, der ihn aus dem Schlaf geweckt, übergesetzt habe.

Dieser Umstand zeugte zu deutlich für die Unschuld des Gefangenen; er wurde wenige Tage nachher mit Bewilligung der Oberbehörde auf freien Fuß gesetzt.

Es war ein Sonntagsmorgen, als er aus dem Kerker entlassen wurde. Die Spitzen der Eisberge lohten ringsum im Frühlicht, wie Kerzen am Altare, und darüber spannte sich tiefblau der Himmel, gegen Westen mit einem leichten Ansatz von Wölkchen. Er streckte in seliger Freude die Arme aus, und betete still, das blasse Antlitz, welches die ersten Strahlen der Sonne umleuchteten, nach oben gewandt. Da stieg die Lerche vom Felde auf, und die Glocken läuteten zum Frühgottesdienst. Er machte sich auf den Weg, um mit der versammelten Gemeinde, welcher er sich, von schwerer Anklage losgesprochen, wiedergegeben wähnte, seine Andacht darzubringen. Schon gingen einzelne Kirchgänger daher, er grüßte sie, alle wichen zur Seite. Unabhängig von dem Gang der Gerichte, oft diesem entgegengesetzt, bildet sich die Ansicht des Volkes über eine That, und gleichsam ins Herz dringend, wo kein Beweis, wie ihn das strenge Recht fordern muß, seine Anwendung findet, entscheidet die öffentliche Meinung über Schuld und Unschuld, ergänzt gleichsam das Mangelhafte des Urtheiles der Behörden, und trifft meist unfehlbar den Frevler, welcher mit List den Bann heiliger Gesetzesformen zu durchbrechen wußte; — beugt aber biswei-

len auch den Schuldlosen, der an ihrem Forum Rechtfertigung zu finden hoffte.

Jedermann hielt nach den gegebenen Umständen Johannes für den Mörder, und glaubte ihn darnach behandeln zu müssen. Er wich tiefbetrübt von der Straße ab, um auf Marie zu warten, denn auch sie mußte hier durchkommen. »Mögen die übrigen denken, was sie wollen,« murmelte er in der Stille, »von ihr bin ich losgesprochen!« Da sah er sie von weitem. Sie ging mit gesenkter Stirne schweigend unter den andern, keinen Blumenstrauß in der Hand, wie die Freundinnen, als ob Gedanken anderer Art, als die an den Frühling, durch ihre Seele zitterten. Oft wenn die andern im frohen Scherze laut auflachten, fuhr sie wie erschrocken empor, um bald wieder in die vorige Gleichgültigkeit zurückzusinken. So blieb sie endlich hinter den Gefährtinnen zurück. Mit klopfendem Herzen erwartete sie Johannes, und trat dann vor sie hin. Er wollte ihre Hand ergreifen, sie zuckte, und ein Schrei, wie des Erschreckens vor einem gefürchteten Gegenstand, drang durch ihre Lippen.

»Auch du Marie hältst mich für schuldig!« Sie wollte vorwärts, die andern wandten sich, und riefen, Johannes erblickend, einstimmig: »Der Mörder, der Mörder!« Wie eine Schaar verscheuchter Tauben drängten alle durch die Kirchthür, auch sie entschwand, ohne das Auge auf ihn zurückzulenken, in den Hallen des Gotteshauses. Was sich durch die Sprache ausdrücken läßt, ist bald erschöpft, es gibt Schmerzen, die so tief durch unser Innerstes schüttern, daß sie kein Laut zu bezeichnen vermag. Da erzählen alte Mythen, das Herz des Menschen höre auf zu schlagen, und es werde Stein. Johannes stand sinnverwirrt, ohne ein Wort hervorzubringen, die Hände verschlungen, wie einst im Gerichtssaal. Und wieder klangen die Glocken vom Thurme, es war die Wandlung. Da trat er durch eine Seitenthür in die Sacristei, und aus dieser in die Kirche.

Er warf sich hinter einer Säule unweit des Hochaltares auf die Kniee nieder, und das Gesicht mit beiden Händen verdeckend, überließ er sich seinen Gefühlen. Als der Priester dreimal mit dem Ausrufe: **mea culpa**! an die Brust klopfte, alle Gläubigen zur Reue über ihre Sünden auffordernd, flossen heiße Thränen durch seine Finger; der mächtige Orgelschall übertönte sein Schluchzen. Dann stand er auf, in der ersten Bank kniete Marie; jetzt wandte sie den Blick nach ihm, er

hob die rechte Hand wie zum Schwur gegen den Altar, und legte die linke auf die beklommene Brust. Dann stürzte er fort.

Um diese Zeit wurde die Ruhe Italiens gestört, so daß thätiges Einschreiten der Waffenmacht nothwendig erschien. Die Regimenter brachen schon von ihrem Sammelplatze Innsbruck auf, um durch die Veroneser Klause in das unglückliche Land vorzubringen. Johannes meldete sich als Rekrut, und ward willig aufgenommen. Er zeichnete sich in verschiedenen Gefechten sehr aus, es war, als hätte er nur Leib und Leben, um beides verachtend den Kugeln der Feinde bloßzustellen. So sehr er aber den Tod aufsuchte, mied dieser ihn, als ob er durch den Schmerz gefeit wäre. Die Offiziere schätzten, seine Waffenbrüder achteten ihn. Neigung wollte keiner zu ihm gewinnen, es schien ein düsterer Dämon jeden von ihm zu scheuchen. Man erzählte allerlei über ihn, unter andern, daß er oft auf der Nachtwache hinstarrend in das Dunkel, ohne etwas ringsum zu bemerken, dastehe, und wenn die Patroulle zur Ablösung um die Parole frage, plötzlich wie aus einem Traume halblaut rufe: »Ich, ich habe ihn nicht gemordet!« Nach beendigtem Feldzuge erhielt er Urlaub mit dem Versprechen, daß er beim Wiedereintritte in das Regiment Korporal werden solle.

Er wanderte mit wechselnden Gefühlen der Heimat zu. Spät Abends kam er an. Ohne auf jemand zu achten, eilte er zum Haus des Müllers, wo er die alte Magd unter der Thür fand. Sie erkannte ihn alsogleich. »Führt dich,« war ihr erstes Wort, »der böse Geist wieder her? Du bist Schuld, daß Marie nach langsamen Hinwelken sterben muß!«

»O verschafft mir Gelegenheit, sie zu sehen, nur eine kurze Rede von ihr zu vernehmen,« rief er schmerzbewegt, »ich bitte euch!«

»Du sollst ihre Vorbereitung auf den Weg der Ewigkeit nicht stören, daß sie noch in der letzten Stunde dich Mörder nenne, und auch ihr Leben von deiner Hand fordere!«

»Sie hält mich für den Mörder?«

»Und haßt dich drum; geh nur, so lang du fort bist, sprach sie nie mehr ein Wort von dir!«

»Kein Wort von mir! ja ja, ich bin der Mörder!« damit schlich er fort.

Drei Tage darauf schien der Mond wieder wie in jener Frühlingsnacht in Mariens Kämmerlein — auf das stille Antlitz der Todten.

Kerzen brannten rings um ihre Leiche, die Wärterin saß im bequemen Armstuhl unweit davon, weil es schon spät war, von Zeit zu Zeit einnickend. Da öffnete Johannes die Thür, sie wollte schreien; verstörten Blickes deutete er mit dem Finger an die Lippen: »Sei still, sei still, du darfst sie nicht wecken. Nicht wahr Marie, mir allein gibst du Antwort« — er legte dabei seine Hand auf ihre Arme, die gekreuzt über der Brust von gelben Wachsschnüren gehalten wurden. »O sprich! glaubst auch du mich schuldig? o sprich! Du schweigst? Ja ja, ich verstehe dich, du magst mirs nicht ins Gesicht sagen, und öffnest auch die Augen nicht, den Mörder zu sehen. Ich bemerke die Thränen wohl auf deiner Wange!« — es waren Tropfen Weihwassers, welches die Besucher nach altem frommen Brauch hingesprengt hatten. — »Ein Mörder bin ich! bin ich's nicht?« sagte er nach einer Pause, und wartete eine Zeitlang, gespannt auf das unbewegte Antlitz der Todten schauend; endlich ging er langsam zur Thüre hinaus.

Fernher grollte ein Gewitter, er wandte sich gegen die blitzzerrissenen Wolken: »Klagt ihr mich an, rollende Donner,« rief er empor, »so sprecht stiller, sonst weckt ihr sie auf. Ich bekenne mich ja als Mörder; willst du noch Beweise, du finsterer Richter dort oben? Das Messer machte ein Schmied; wer mir aber die Hand geliehen hat, kann ich mich nicht mehr erinnern. Weißt du's?« So irrte er die ganze Nacht und den folgenden Tag im Walde um. Stummer Wahnsinn hatte ihn gefaßt. Er kam endlich an eine Hütte, und klinkte die Thür auf. Als die Bäurin drinnen ihn erkannte, ließ sie den Milchtopf aus der Hand fallen, und schrie erschrocken: »Jesus steh uns bei, der Mörder!« und die Kinder schmiegten sich furchtsam an ihr Kleid. Er enteilte. Da vernahm er wieder Kirchengeläute, er suchte den Fahrweg, ein Leichenzug bewegte sich aus des Müllers Haus. Vier weiß gekleidete Jungfrauen trugen die Bahre, auf der ein Kranz mit goldenen Flittern lag; Wechselgesänge erschallten. Auch er betrat den Friedhof, und barg sich hinter einen Denkstein. Als alle fort waren, raffte er eine Handvoll Erde von ihrem Hügel, und dann mit Schauer zurückfahrend warf er sie wieder weg. »Feucht, feucht von Blut,« rief er, — und blickte mit rollendem Auge im Kreise herum — »was zeigt ihr mit den Fingern auf mich, ihr Trauerweiden rings? Kommt mit als Zeugen, daß ich der Mörder bin, denn auch sie, auch sie hat es gesagt!« Er floh und schlug klirrend das Kirchhofgitter zu.

Die Gerichtsbeamten waren in der Kanzlei, der eine blätterte in alten Akten, der andere stößelte Protokolle in den Fächern auf. Zwischen hinein tippte die Wanduhr, um die ewig wiederkehrenden Stunden von acht bis zwölf, und von drei bis sechs den aufmerksamen Praktikanten anzuzeigen. Während so jeder mit sich beschäftigt war, klopfte es stark an. »Herein!« riefen alle wie aus einem Munde, fast erfreut, daß der einförmige Gang des Tages durch jemand unterbrochen werden sollte. Johannes ging langsam, ohne die Thür zu schließen, auf den Landrichter zu.

»Wißt ihr,« fragte er diesen, — »wißt ihr, wer Jürg gemordet hat?« — Alle drängten neugierig zu, der Aktuar griff schnell nach einem Bogen Papier. — »Wißt ihr?«

»Noch erfuhr man nichts Gewisses, drum erzähle, was dir bekannt,« erwiederte ein Beamter. Es entstand eine lange Pause. Dann fuhr Johann, der bis jetzt gebeugt dagestanden war, rasch empor, und an seine Halsbinde greifend, schrie er mit grellem Lachen: »Seht, seht, hier bring ich ihn; ich habe ihm den Strick um den Nacken geworfen!« — Dabei zerrte er am Tuche. — »Nicht wahr, ihr habt gemeint, er sei unschuldig? Er ist der Mörder, denn auch sie hält mich dafür! — ich will es bekennen, doch ihr müßt mich schnell aufhängen, denn auch sie hält mich dafür!« Bei den letzten Worten brach seine Stimme, er zitterte heftig, und drohte umzusinken. Alle Gegenwärtigen begriffen sogleich, daß sie es mit einem Wahnsinnigen zu thun hätten; man traf die gehörigen Anstalten.

Nach einiger Zeit starb im Gefängniß zu Trient ein verrufener Gauner, der wegen Diebstahls in Haft gesetzt worden war. Auf dem Todbette gestand er, vor drei Jahren eine Mordthat verübt zu haben. Er erzählte, wie er als Kärner in einem Dorfe übernachtet, und in der Wirthsstube gehört, daß ein junger Bauer viel Geld bei sich habe. Als dieser fortgegangen, sei er ihm nachgeschlichen, und habe ihm vor dem Hause des Müllers das Stilet in das Herz gestoßen. Als er aber das Klirren eines Fensters hörte, sei er entlaufen, ohne Zeit zu finden, den Todten auszurauben. Diese Aussage wurde aktenmäßig erhoben.

Es war im September des Jahres 1844, daß ich mit einem Freund in den Gängen des Irrenhauses zu * auf- und abwandelte. Unter wech-

selnden Gesprächen hatte er mir die Umrisse der obigen Geschichte erzählt. Wir kamen an einer Thür vorüber. Ich hörte Ketten rasseln, eine Stimme rief: »Ich bin schuldig, aber ihr müßt mich bald hängen, — auch Maria klagt mich an!« Betroffen blickte ich auf den Gefährten. Dieser nahm einen Schlüssel und öffnete. Da kauerte ein bleicher Mann in der Zelle, in den zerstörten Zügen noch Spuren früherer Schönheit, zu denen aber die niedere gepreßte Stirn nicht gestimmt zu haben schien. Als er uns sah, fiel er zitternd auf die Knie: »Wollt ihr mich mitnehmen?« sagte er mit flehender Geberde. Schaudernd trat ich zurück, mein Freund brach nach einer Pause das Schweigen: »Nun hast du Johannes gesehen!« Mir aber war, als ob die Wände des Gebäudes auf mich niederbrechen wollten; ich suchte das Freie, und erst, als ich wieder Gottes blauen Himmel über mir hatte, konnte ich ruhig aufathmen.



J. F. Castelli.

Der Bauer ist fuchtig, daß er nicht eingeladen worden ist.

Ein Scherz in österreichischer Mundart; vorgetragen bei dem Festmahle, welches dem Dr. List zu Ehren gegeben wurde.

Wir Bauern sind doch die allerärmsten Leut,
Wir dürfen ja gar nichts reden in unsrer Zeit.
Wird auch ein Landtag gehalten, der drei Jahr thut dauern,
So reden nur die Herren und nit die Bauern;
Wann über uns kummt eine neue Rekrutirung,
So reden s' beim Kreisamt und bei der Regierung;
Wann der Pfarrer was redt, so müssen wir glauben dran,
Denn der ist gar ein gewichtiger Mann;
Wann der Verwalter was redt, so zittert die Haut schon einem Jeden,
Und nicht einmal wann der Amtschreiber was sagt, dürfen wir reden;
Kurz es wär für uns gar nicht viel verloren,
Wann wir ganz stumm wären geboren,
Denn wir dürfen uns nicht bewegen und nichts diskuriren,
Nur den Daumen allein, den dürfen wir rühren.
Da hab' ich jetzt 'ghört, daß in Wien ein Mann angekommen ist,
Der soll sein, wie sie sagen, ein National=Oekonomist,
Ein lieber Mann und a braver Mann und a gscheidter Mann,
Der was will, aber auch was kann,
Und den venerirens und geben ihm a Essen zu Ehren,
Bei dem wir gern auch eingeladen wären,
Und zu dem wir besser als viele Andre gehören,
Aber nein, wir werden total vergessen.
Glauben die Herren vielleicht, wir können nicht essen,
Oder sie haben allein die Oekonomie mit Löffeln g'fressen,
Oder zweifeln sie, daß wir dem nicht auch danken wollen,
Der uns zeigt, wie wir gut wirthschaften sollen?
Ich muß aufrichtig sagen, ich hab's nicht selber g'wißt,
Was eine Nationalökonomie eigentlich ist,
Da bin ich zu unsern Schulmeister gangen, zu mein Herrn Göden,

Und hab ihn' um eine Aufklärung gebeten,
Der hat mir gesagt: mein lieber Sohn,
Ein Volk, weißt so a Volk, das ist eine Nation,
Und Oekonomie pflegt man die Wirthschaft zu benennen,
Jetzt wirst dir Nationalökonomie schon zusammdividiren können.
Das hab' ich denn hernach recht gut begriffen,
Hab' im Zuhausegehn mein Lieblingsliedl pfiffen,
Und hab' mir denkt: Hansel, gehst eini in d' Stadt,
Wann das Wirthschaftsnachtmahl seine Richtigkeit hat,
Schaust daß d' a Billet kriegst um dein theures Geld,
Legst ein andern Rock an, wie ein Wienerheld,
Und setzt dich mitten eini in die noble Welt,
Redtst dort ah amal a Paar Wärtel drein,
Die, wenn s' auch glatt sind und gemein,
Doch zeigen werden dein redliches Herz
— Man kann nicht nobel schreiben bei Knödel und Sterz. —
Bei der Gelegenheit kann's dir auch grathen,
Zu bewirken, daß s' ein andersmal auch Bauern einladen,
Und du kannst zugleich im Namen von dein ganzen Stand
Dem fremden Herrn recht herzlich drucken die Hand.
So bin ich denn da; nix für ungut meine Herrn,
Lassen s' mich da, thun s' Ihnen nicht schern',
Und wollen s' schon sein wirklich a Nation,
So hören s' ihr Nationalsprach ruhig an.

Nation soll also so viel als ein Volk bedeuten.
Daß wir Bauern das Volk sind, werden s'doch nicht abstreiten?
Wie oft müssen wir's hören mit großen Bedauern,
Wann der Verwalter schreit: »Das ist a verfluchts Volk, die Bauern!«
Wir sind also die Nation, die eigentliche Nation,
Wir sprechen deutsch und dalket von Jugend auf schon.
Die großen Herren da in der Stadt herina
Müssen französisch, lateinisch und wällisch kina,
Drum trinken s' ah den Oestreicher Wein nimmer gern,
Sie mögen nichts von deutschen Bücheln hör'n,
Sie halten kein deutsches Gsangel in Ehr'n,
Sie wern auf d'letzt ganz französisch wern.
Da san wir andri Kerln, Sapperment,
Nur unser Oestreicherwein schmeckt uns, der ist rezent,
Wir dudeln nur unsre eigenen Liedeln,
Und halsen nur unsre eigenen Miedeln. —
Wer ist also denn die östreichische Nation?
Wir sind's, Mortigall und Saperdidon! — —

Und Oekonomie ist für die Wirthschaft der Nam,
Wer kann sagen, daß wir keine Wirthschaft ham?
Ich hab ein Haus, bestift't mit 36 Joch,

Und mein Nachbar, der Gigl, hat viel Mehras noch.
Und wann wir auf unsern Wirthschaften nit wirthschaften thäten,
Ich möcht sehn, wo wir z' Essen gnug herz'nehmen hätten,
Wir schauen gar fleissi auf a jedi Kuah,
Daß s' in der Stadt zum Kaffeh nur Milli hab'n gnua.
O Gott, wie müssen wir uns gewaltig plagen,
Daß unsre Acker a gut's Kerndl uns tragen,
Und während wir uns an schwarzen Brot laben,
Wollen s' da in der Stadt Kaisersemmeln nur haben;
Wir müssen ein jeden Kreuzer sechsmal umkehrn,
Denn der Amtmann thut gar viel Zwanzger begehrn;
Zerscht muß robathen für d' Herrschaft der Bauersmann,
Daß er nachher für sich selber ah robathen kann;
Und was in der Stadt da das Niedrigste ist,
Das ist bei uns Bauern das Höchste: der Mist.
Sie wern's, meine Herrn, also gelten lassen,
Daß wir Bauern mit Oekonomie uns befassen,
Und da wir nun sind a Nation alle z' sam,
Und alle ah unsre Wirthschaften ham,
So wern unsre Wirthschaften alle im Verein
Das, was man heißt, Nationalökonomie sein.
Nicht wahr, das leucht't ein klein Kind ja ein?
Und doch sind wir nationalökonomistigen Bauern
Nicht eingeladen worden, das ist zum bedauern;
Hingegen siech ih da Büchelschreiber sogar,
Und Musikanten und solchani Waar:
Ein Volk san's freilich, wie wir auch eben,
Aber wirthschaftlich thun die sicher nicht leben!
Ich bitt also rechtschaffen schön, meine Herrn,
Thun s' künftig unsern Stand ah besser ehr'n,
Und laden s' uns, nicht nur wann's garbeit't muß sein,
Nein, auch wann's a Bissel was z' zssen gibt, ein!



Hermann Rollett.

Dorfgeschichten.

I.

Marie.

Der Abend floß hernieder
In's grüne, stille Thal,
Die Glocken sangen leise
Mit liebevollem Schall.

»Marie! sei nicht so traurig,
Schließ' auf den bleichen Mund,
Vergiß die todte Liebe
Und werde wieder gesund!«

Laß geh'n! laß geh'n, o Mutter —
Das ist wohl bald vorbei!
Bald wird es blüh'n und grünen —
Dem Winter folgt der Mai.

Und hab' ich blasse Wangen,
Und bin ich todtenbleich,
Bald werden mich Rosen umblühen,
Und Blumen farbenreich.

Und ist mein Auge trübe,
Und ist mein Blick verweint, —
Die Thräne wird vertrocknen,
Bis wieder die Sonne scheint.

Und schlägt mir so laut im Herzen,
Ich weiß nicht — ob Schmerz, ob Lust,
Es wird schon stiller werden,
O Mutter, in meiner Brust!

Gute Nacht! denn, liebe Mutter,
Schlaf wohl, und denke mein, —
Ich habe mich getröstet,
Ich füge mich darein! —«

Da ward es immer dunkler,
  Es ward so todtenstill,
Das Mütterlein hatte gebetet:
  O Herr! es gescheh' dein Will'! —

Und als im stillen Dörflein
  Der Morgen stieg herauf,
Da ward zur Frühmeß' geläutet —
  Marie stand nimmer auf.

Und waren ihre Wangen
  Verwelkt und todtenbleich,
Nun werden sie Rosen umblühen
  Im Sarge, farbenreich.

Und war ihr Blick so trübe,
  Und war ihr Auge verweint,
Nun sind die Thränen getrocknet,
  Nun hat sie ausgeweint.

Und hat ihr Herz geschlagen
  Im Schmerze oder in Lust, —
Nun ist es stille geworden
  In ihrer lauten Brust.

II.

Idylle.

Es geht die Hirtin im Thale,
  Das braune Köpfchen gesenkt,
Und singt ein Lied von der Liebe,
  Die an ewige Treue denkt.

Im Walde jubelt der Jäger
  Ein weithinschallendes Lied
Von einer schönen Hirtin,
  Die einsam im Thale zieht.

Und in den Lüften kamen
  Die schallenden Lieder zusamm',
Das Lied von der schönen Jungfrau,
  Das Lied von der Liebesflamm'.

Die Hirtin lauscht, der Jäger
　Horcht auf das ferne Lied,
Das mit so hellem Klange
　Durch Berg und Hügel zieht.

Und lauter ertönen die Lüfte,
　Es naht sich der Liederschall,
Die Hirtin eilt zum Walde,
　Der Jäger eilt zum Thal.

Und als am grünen Hügel
　Der grüne Jäger erschien,
Da sah die Hirtin im Thale
　So treu auf den Jäger hin.

Da sah der Jäger vom Hügel
　So liebeglühend in's Thal,
Und von dem Kirchlein tönte
　Abendglockenschall.

Und die Glocken und die Lämmer
　Und alles ging zur Ruh' —
Der Jäger und die Hirtin
　Die sangen noch immer zu.

Da floß die Abendröthe
　In's Thal mit rosigem Schein.
Und die goldenen Sterne brannten
　In ihre Liebe hinein.



K. Skala.

Blumen und Schnee.

Lenz beschmückt die Wälder alle
Reich mit frischem Blättergrün,
Reicht den Gürtel ew'ger Jugend
Seiner Braut, der Königin;
Säumt mit tausend schönen Farben
Feld und Wiese, Flur und Rain,
Und in jeden Halm am Wege
Webt er seinen Namen ein;
Gibt die Ström' und Bächlein alle,
Die gefangnen Brüder, frei,
Daß der ärmste wie der reichste
Doch im Lenze glücklich sei;
Reißt die Wolken auseinander,
Daß ein goldner Sonnenstrahl
Frühlingswarm und süß erfülle
Hoch und niedrig, Berg und Thal.
Eines nur versteht er nimmer —
Einzuhüllen seinen Gram,
Wenn an zarte Blumenkelche
Frosteshauch der Täuschung kam.
Einen wunden Fleck zu decken,
Hat er nicht in seiner Macht —
Und, was Haideland gewesen,
Ziert er nie mit Frühlingspracht. —
Winter streut die weißen Flocken
Über alle Häupter hin,
Winter wirft die weiße Decke
Auf den ganzen Rest von Grün;
Winter löscht die letzten Farben,
Zieht den Flor um's Sonnenlicht,
Gibt nur ein Gewand der Erde,
Bunte Kleider liebt er nicht;
Winter läßt die Erde schlafen,
Ist ein Freund der trägen Ruh,
Legt die Hand auf alle Bächlein,
Deckt die Ströme wieder zu.

Lenz, der fiebertolle Junge,
Trägt so gern zur offnen Schau
Eine leere, nackte Stelle —
Winter ist doch nie so rauh,
Weil er kahles Land zu bergen
Unter panzerhartem Eis,
Weil er dürren Sand zu netzen
Schlau mit Silberflocken weiß.
Doch zu Frühlings Siegesfahne
Schwört ein jedes Herz so gern,
Folgend dem geheimen Zuge
Kommt die Schar von nah und fern.
So entlocket Frühlingszauber
Junge Rosen ihrer Haft;
Frühling ist ein Gott der Erde,
Weil aus Staub er Leben schafft.
Ewig lebt der Frühlingsglaube,
Weil, wen Frühlingshand berührt,
Nie zum Winterdienst sich knechtet,
Nie den Frühlingsgeist verliert.
Winter mag den Zepter schwingen —
Eiche bleibt doch grün und jung;
Mag die Häupter wohl beschneien —
Sind doch jugendlich genung,
Lenzgedanken zu bewahren;
Blumen schlummern unter'm Schnee,
Träume machen sie vergessen
Winters immer waches Weh;
Wogen rauschen unter Schollen,
Fischlein spielen tief am Grund — —
Und des Lenzes Freudenherold,
Ist verstummt sein kühner Mund?
Hört ihr nicht die Lieder schallen,
Nachtigallen abgelauscht,
Haben nicht mit Waldessängern
Dichter gern ihr Amt vertauscht? —
Öffnet uns des Herzens Pforten,
Lieder nehmt wie Brüder auf,
Sprengt den Born, der zugefroren,
Brecht der Liebe Quellen auf,
Löset eure deutschen Zungen,
Stimmt dem Lenz ein Loblied an;
Denn der Frühling ist ein König,
Nur der Winter ein Tyrann!

Ignaz Loyola Zwanziger.

Die Nixe von Seekirchen.

(Salzburgische Sage.)

Der Knabe saß auf dem moosigen Stein',
Er sah in das Spiel der Wogen hinein.

Die Locken flatterten scheu im Wind',
Die Wellen bespühlten den Fuß ihm lind'.

Er singt von Liebe und Sehnsuchtsweh
Und flötet hin über Berg' und See.

Die Blumen lauschen, die Woge ruht,
Lebendig wird die silberne Flut.

Ein Nacken taucht, wie Lilien weiß,
Hervor aus der Wogen schäumendem Kreis':

Ein Haupt erscheinet, lockenbekränzt,
Mit Perlen geschmückt, korallenumglänzt.

Ein Auge blickt, wie Veilchen blau,
Wie Sterne sich spiegeln im Abendthau'.

Und Lippen, hellblühend im weißen Carmin',
Sie flüstern zum singenden Knaben hin:

»Du Knabe voll Liebe, voll Jugendlust,
»O ruhe an meiner klopfenden Brust!

»Im See, da prangt ein krystallnes Haus,
»Da schenk' ich dir den Hochzeitsstrauß:

»Forellen bilden den Hofstaat mir,
»Sie prangen in heller Farben Zier.

»Im Garten blühen Seelilien viel,
»Die kosen, und flüstern im ewigen Spiel.

»Und Perlen und Muscheln als Spiegel glüh'n
»Hinein in der Blumen üppiges Blüh'n:

»Mein Knabe, mein lieblicher Knabe, komm',
»Hernieder zu mir in den prangenden Dom.

»Am Busen, da ruhest du sanft und weich,
»An Lieb' ist ja mein Herzchen so reich.

»Und ewiges Kosen und ewige Lust
»Erwarten dich süß an meiner Brust.

»Mein Knabe, du liebliches Knäbchen mein,
»O laß uns Beide vereinigt sein!« —

Den Knaben erfaßt' es, wie Trauer und Schmerz,
Es funkelt sein Auge, es klopfet sein Herz.

Er streckte die Arme zur Nixe hin,
Zur Nixe nur strebte sein Herz und sein Sinn.

Die Nixe, die zog ihn in's Flutengrab
Zu Perlen und Muscheln und Moosen hinab.

Und klagend verhallet das heilige Lied,
Mit welchem vom Leben der Knabe schied.

Zuweilen nur schallt es wie Liebesgesang
Hervor aus der Wogen stets wechselndem Drang'.



Dr. Gustav Ritter von Franck.

(Aus den Liedern eines Gefangenen.)

Ein Almosen.

Im Dorfe hält mein Karren an,
Man wechselt wohl die Pferde,
Es wankt ein Bettelweib heran
Mit freundlicher Geberde.

»Du junges Blut, was konnte dir
So herbes Loos bereiten?«
Sie spricht's, läßt in die Kappe mir
Ein Kupfermünzchen gleiten.

Des Lebens letztes Lebenspfand
War, Alte, dein Erbarmen!
Dem Herzen nah', trag ich am Band
Den Obolus der Armen.

Die Spinne.

Wenn manchmal mich in meinen langen Nächten
Der letzte Freund, der milde Schlaf verließ;
Sah ich mit Neid, in ihren Kunstgeflechten,
Zum Schlaf geknäult, die Spinne ruhen süß.

Ihr schwanker Bau, den selbst mein Hauch bewegte,
Für sie war er so sicher doch und traut;
Wer in den Schooß des Zufalls kühn sich legte,
Der hat gar oft am festesten gebaut.

Befreundet bald war ich mit meiner Spinne,
Sah stundenlang nach ihrem Kunstbau hin,
Und manchmal wohl kam mir dabei zu Sinne:
Wie sie dereinst der Menschen Lehrerin.

Der Fliege gleich, die sich im Netz gefangen,
Nach lust'gem Flug' zur stillen Todesruh',
Blieb manchmal drin mir ein Gedanke hangen,
Bis mir der Schlaf das Auge drückte zu.

Da träumt' ich einst, daß ich ein Adler wäre,
Die Flügel schlagend froh in hoher Luft,
Weit unter mir der Erde Hemisphäre
Gebreitet aus, in zartem Morgenduft.

Und über all den bunten Länderwogen
Sah ich erstaunt, dem Spinngewebe gleich,
Ein großes Netz von Gleisen hingezogen,
Die Länderkarte übergittern reich.

Inmitten doch sitzt eine feiste Spinne,
Das schwarze Netz beherrschend, das sie spann.
Als hätte sie, zu fahen mich, im Sinne,
Wird mir zu Muth, und Schauder faßt mich an. —

Sie aber thront im Netz von dunklen Gleisen,
Das sie umgibt, und heiser krächzet sie:
»Es ist das Netz, das ich euch spann, von Eisen,
»Ich bin die alte Spinne: Industrie!«

»Das list'ge Beest, das euch so lang betrogen,
»Die Tyrannei hab' ich gefangen drinn,
»An ihrem Blut mich langsam sattgesogen,
»Ihr tausendjährig Reich, es ist dahin.«

Da faßt im Traum mich unbeschreiblich Bangen,
Erwachend, starr' ich nach der Ecke hin,
Wo sich ihr Netz die Spinne wob, — gefangen
Hat flatternd sich ein bunter Falter drin. —

Ich sehe, dies noch voll des Traums, und weine,
Mir wird so weh um's Herz, ich weiß nicht wie,
Ist's doch, als wäre dieser bunte kleine
Gefangne Schmetterling — die Poesie!



Franz (von Braunau.)

Der
Schuhflicker von Covaleta.

Ein

Schwank in einem Act.

Personen.

Estrella, Kronprinzessin von Castilien.
Donna Laura, Dame der Prinzessin.
Rosa, Zofe der Donna Laura.
Gonzalez, der Schuhflicker von Covaleta.
Nise, sein Weib.
Estevanille, } seine Bursche.
Pedro, }
Der Vogt von Covaleta und Wache.
Begleitung der Prinzessin.

Was hören wir für muntern Sang erschallen,
Ein Lied geträllert aus der hellsten Kehle?
Den Sänger seht, und mög' er Euch gefallen,
Wie im Geschäft und Lied lebt seine Seele.

Sein Handwerk ist das lustigste von allen.
So treibt er's auch, wie böse Sorg' ihn quäle;
Er übt es frei in Waldes luft'gen Hallen,
Und sorgt nur, daß ihm Liedeslust nicht fehle.

Doch bald ist aller Sorge Drohn zerronnen;
Er hat sich kühnen Glückesbau ersonnen,
Es ward Geschick und Kunst ihm nicht vergebens.

Da kömmt das Glück, begräbt ihn mit dem Baue,
Daß er im Flug der Gunst erhöht sich schaue.
Dies ist das allgemeine Spiel des Lebens.

Landstraße vor Covaleta. An derselben das einzelne, kleine Haus des Gonzalez. Er sitzt davor mit Pedro, bei der Werkstatt arbeitend. Zwischen den Geräthen steht eine Weinkanne und ein Teller mit Kuchen.

Gonzalez (singend).

Die liebe Welt gleicht einem Schuh,
Und kriegt sie hie und da ein Loch,
Das flickt des Herren Allmacht zu:
So hält sie wohl manch Jährchen noch.

Ein unvergleichlicher Vergleich für einen Schuhflicker, die Welt mit einem geflickten Schuh zu vergleichen! Mit gleichem Fug mag ein Gärtner sie für einen Garten, und unser alter Organist sie für eine Orgel ansehen; aber — (er trinkt und stellt darauf die Kanne bei Seite) leer! und Estevanill mit der vollen Kanne noch nicht zurück. Wo steckt der Bursch?

Pedro. Meister, ich weiß, wo er steckt.

Gonzalez. Bursche, wo?

Pedro. In seiner Haut.

Gonzalez. Kleiner Witzbold! Aber dein Witz war nicht besser als der alte Schuh, den du da in der Arbeit hast. —

(Er arbeitet wieder und singt.)

Ich weiß mir einen guten Gespan,
Er liegt in meinem Keller;
Er hat ein hölzern Röcklein an,
Er heißt — der Muskateller.

Dies Lied paßt mir jetzt wie dem Bettler ein Zahnstocher; aber am Hofe wird es mir passen wie der Königin meine Schuhe.

(Estevanill erschien indeß im Hintergrunde und trank aus der Kanne, die er bringt.)

Pedro. Hier ist Estevanill, Meister.

Gonzalez. Mit der vollen Kanne.

Estevanill (läuft vor und reicht ihm die Kanne).
Ja, Meister! — Hier!

Gonzalez. Schlingel, die Kanne ist nicht voll.

Estevanill. Meister, sie war voll.

Gonzalez. War? — Kerl, kein Mensch kann trinken, was war.

Estevanill. Meister, mit dem, was war, hab' ich einen armen Durstigen getränkt — und das ist ein gebotenes Werk der Barmherzigkeit.

Gonzalez. Die Durstigen tränken, wohlgesprochen, Junge!

Pedro. (Maust ein Stück Kuchen vom Teller und steckt es in den Mund.) Und die Hungrigen speisen.

Estevanill. Aber, Meister, 's ist gar mit der Barmherzigkeit und den vollen Kannen. Der Wirth will für uns, das heißt, für Euch, keinen Tropfen mehr hergeben als für bares Geld. Eure Tafel sei so voll Striche, sagt er, daß nicht ein einziger mehr Platz hat.

Gonzalez. Gut, gut! Ich will ihn dafür auch anstreichen bei Hofe, den schlechten Menschenfreund; aber ich will ihn zahlen, bis ich Hofschuster geworden bin. Und, Jungens, das kann ich heute noch werden, und ich will hoffen, daß ich dann nicht weniger zu thun habe. Ich will den ganzen Hof von Castilien zusammenflicken, und Gott gebe, daß es an ihm manches zu flicken gibt.

Estevanill. Und uns nehmt Ihr mit an den Hof, daß wir Euch helfen, gelt, Meister?

Gonzalez. Ja, Kinder! Ihr sollt Lehrbursche bei dem königlichen Hofschuster werden, sollt Hofschusterjungen werden.

Beide. Juchei!

Gonzalez. (Reicht dem Estevanill die Kanne.) Da laßt den Hof leben.

Estevanill. Unser Hof lebe! (Trinkt ohne abzusetzen.)

Gonzalez. Halt, du läßt ihn zu lange leben, Schlingel! (er nimmt ihm die Kanne weg.)

Pedro. Ich muß ihn auch noch leben lassen. (Nimmt dem Gonzalez die Kanne ab und trinkt.)

Gonzalez. So! — (nimmt selbst wieder die Kanne und trinkt.) Hoch unsre Prinzessin, bald unsre glorreiche Königin! und verderbe der Verräther Sancho!

Estevanill. Hört, Meister, eben kamen Kaufleute von Burgos in die Schenke. Die brachten die Nachricht: Herzog Sancho sei nicht gefangen; er habe im Gegentheil neue Schritte gethan, uns'rer Prinzessin die Krone zu entreißen. Jetzt schleiche er hier in der Gegend herum. Erst gestern habe man ihn in Arendo gesehen, als ein Frauen-

zimmer verkleidet, in einem grünen Reithabit. Er soll ein Laffe sein, ein Gelbschnabel, der sich wohl in einen Weiberrock schickt.

Gonzalez. Der Schurke! ich will ihn lehren in den Kalender pfuschen, die Maskenzeit in die Hundstage verlegen. — Die Pest über den Verräther! den dreidrähtigen Dieb und Räuber, der nicht mehr Recht hat auf Castiliens Krone, als ich an den Turban des Tartarchans! Jungens, unser Hof hat tausend Dublonen auf seinen Kopf gesetzt; helft mir den Schurken kriegen.

Estevanill. Ei, Meister, wie wollt' Ihr's anfangen? Er war durch allen Menschenwitz und Gewalt bisher nicht zu kriegen.

Gonzalez. Was Menschenwitz! nichts von Witz und Gewalt! Ich will ihn kriegen durch Zufall. Wo Menschenwitz und Gewalt nicht ausreichen, da muß der Zufall helfen; merkt Euch das, Jungens. — Und wenn ich ihn dann habe — habe — ha! wie will ich ihn unter mein Klopfbret nehmen, ihm den Respect vor Primogenitur und Erbfolge mit der Kneipzange einkneipen, mit dem Knieriemen einbläuen — ha! — (er will trinken, doch sieht er, daß die Kanne leer ist). Schon wieder leer! — Da — nimm mein letztes Geld, Estevanill, und hol' mir dafür eine Kanne süßen Weins. Diesen Abend kömmt meine Nise zurück und bringt mir den Hofschuster. Den muß ich mit einem süßen Rausch empfangen.

Estevanill. Juchei! der süße Wein ist meine Schwachheit. Ich fliege! (ab mit der Kanne.)

Gonzalez. Und nun wieder flink an die Arbeit. Thu's deinem Meister nach, Pedro! (er dehnt sich — Pedro thut desgleichen.) Was thust du, Schlingel?

Pedro. Meister. Ihr spracht, ich sollt's euch nachthun.

Gonzalez. Es sind Teufelsbursche!

Pedro. Eine Wurst, eine Wurst, die wandelt!

Gonzalez. Was ist's, Hansdampf?

Pedro. Ach ne! 's ist der Vogt.

Gonzalez (singend).

Ein Dickwanst, Narr und Dumrian
Das sind der Männer Drei;
Doch kann man Wunder, ei, ei, ei!
Die drei hier seh'n in Einem Mann.

(Der Vogt, tüchtig beleibt und kupfrig, tritt auf.)

Vogt. Hui! das geht ja ganz alligero! aber das lento-lentissimo kommt hintennach, so wahr ich ein respectables Glied der Justiz bin!

Gonzalez. Sieh da, Euer Ehrenfest.

Pedro (bei Seite). Bauchfest!

Gonzalez. Heil widerfährt meinem Hause.

Vogt. Seinem Hause? keine Schindel am Dach ist sein, liederlicher Kumpan! Steht Kuchen und Weinkrug richtig wieder vor dem Maul!

Gonzalez. Kann ich aufwarten?

Vogt. Ihr könnt, Meister Gonzalez. (Gonzalez reicht ihm die bei Seite stehende Kanne hin.) — Was? leer?

Pedro (bei Seite.) Wohl bekomm's!

Gonzalez. Pardon, Euer Ehrenfest! ein Versehen. —

Vogt. Muß alles — (macht die Geberde des Austrinkens) bis auf den letzten Tropfen — was? hat er noch nicht Kupfer genug im Gesicht — was? und sein Schmerbauch, ist der noch nicht fett genug — was? — und hilft kein Exempul der Obrigkeit — was? — Pack er ein! — er muß vom Hause, ohne Gnade und Pardion! Morgen früh, zahlt er seine Gläubiger nicht, wird er gepfändet bei Schloß und Nagel! ohne Gnade und Pardion! und in den Thurm gesteckt. Da les er den Befehl und die Instruatschon der hohen Obrigkeit; bei Schloß und Nagel! ohne Gnade und Pardion!

Gonzalez. Sennor — (bei Seite.) Ich will dem Wanst die Wortschrauben ansetzen — Sennor, laßt mich vor die hohe Obrigkeit. Sennor, ich bin ein guter Patriot, und einen guten Patrioten in den Thurm stecken, das hieße den Patriotismus blasphemiren; Ihr versteht, Sennor?

Vogt. Blaß meliren? versteh'?

Gonzalez. Sennor, stellt der Obrigkeit vor, daß sie das nicht kann. Ich nähre mich ehrlich, trinke in Humor und Fröhlichkeit meine Kanne Wein, lebe und laß leben, bleibe schuldig, wenn ich nicht zahlen kann, — Sennor, was will die Obrigkeit mehr? — Versteh ich nicht einen Schuh zuzuschneiden? und auch wohl ein Stiefel von meiner Hand schändet mich nicht. Ihr habt da selbst ein paar Stiefel von mir — eingeschwärzte Waare — und ruft die sämmtliche Schuster-Facultät zusammen, ob sie einen Fehl oder Makel vom Absatz bis zur Kappe ausschnuffert? Die Welt sieht es ein, Sennor; was ich an eingeschwärz-

ten Waaren in die Welt gehen lasse, das öffnet ihr die Augen. Und doch, Sennor, verweigert mir die hohe Obrigkeit die Meisterschaft. Die Meistergilde ist voll, heißt's, und Gonzalez wird beschieden, ein Flicker zu bleiben. Wenn der Gonzalez nun aber besser aus dem Ganzen arbeitet als flickt, so leidet das gemeine Wesen, wenn man ihm das Meisterrecht verweigert. Ihr müßt das verstehen, Sennor, denn Ihr seid ein Mann vom gemeinen Wesen.

Vogt. Das bin ich, Gottlob!

Gonzales. Und mit Permiß, Sennor, das gemeine Wesen leidet durch alle Gildschaft und Zunftschaft; und ich will eine Einrede anbringen bei dem Staate, und bei Hofe, und bei unserer baldigen Königin gegen alle Innungen, Privilegien und Monopole — Sennor, Ihr wißt was ein Monopol?

Vogt. Ein Mongol? ein Chinese? ich weiß es; zahlt! ich will fort!

Gonzalez. Also, kein Monopol! taugt keins; ich gebe Niemanden eins; Punctum! — Niemanden und auf nichts — außer auf's Regieren, und das einem Einzigen. Ein Gott, ein König! — das ist mein Wahlspruch, Punctum! — Was sagt Ihr, Sennor? Ihr müßt das besser verstehen, weil Ihr einmal, Gottlob! ein Staatsmann und Politicus ex officio seid. Sagt mir Eure Meinung, Sennor.

Vogt. Ich will Euch meine Meinung nicht sagen, denn ich bin ein Mann vom gemeinen Wesen, Gottlob! und brauche Niemanden meine Meinung zu sagen. Zahlt, zahlt! oder morgen Pfändung und Thurm!

Gonzalez. Zahlt, zahlt! Wetter, die Obrigkeit soll mich in die Stadt nehmen, mir das Meisterrecht ertheilen, daß ich verdienen kann, wovon zu zahlen! — Aber Geduld! der Gonzalez ist nicht vor den Kopf gefallen, der Gonzalez schlägt der hohen Obrigkeit ein Schnippchen. Es ist noch nicht aller Tage Abend, und des Gonzalez Tag kommt erst. — Denn in seiner müßigen Zeit — ha! ist der Gonzalez nicht müßig gewesen, und er hat ein Paar weibliche Schuhe gefertiget, mit langem stillen Fleiß und unschätzbarer Arbeit, künstlich, fein und kostbar, wie nicht ein zweites in Castilien. Und diese Schühlein hat er keinen andern Füßlein zugedacht, als den königlichen selber, uns'rer allerköniglichsten Prinzessin! — Stutzt Ihr? Spitzt die Ohren? — Die Prinzessin nun reist nach Burgos, und kommt nach Seria. Dahin nun hat der Gonzalez sein Weib geschickt mit seinen Schühlein;

und hätt' ihn selbst nur nicht die liebe Obrigkeit gehalten, seiner Schulden wegen, und gedroht sein liebes Weib einzustecken, wenn er sich entfernte — nun die führt statt seiner die Sache in Soria, und sie hat eine Zunge — o! eine Festung eroberte sie Euch damit, und erschwatzt sich einmal jenseits sicher den Himmel! — Und ha! Sennor, was der Gonzalez erst diesen wunderbaren Schühlein für ein Mäntlein umgehangen, ein Gewebe nicht aus Seide und Gold, und doch herrlicher als beides, hier gesponnen und gewebt. (Deutet nach dem Haupte.) O Sennor, der Gonzalez ist ein wenig mehr, als das Auge der Welt an ihm sieht; und wenn das Feuer, so er warm hier hegt (auf's Herz deutend), für Gott und König, und alles Große und Schöne aufglüht und ihm zum Hirn steigt: dann treibt dies gar wunderbare Blasen auf und Gedanken wirbeln sich hervor — Gedanken — Sennor, einen Esel wollt' ich Euch damit zu einem Halbgott hinauf denken, und seinen Stall zu einem Feenschloß! — Und was nun diese Gedanken zu Tage bringen, kleine, herzige, plappernde Kindlein, das nennen die Leute ein Gedicht; und Sennor — in so ein Ding ist mein Geschenk gehüllt. Und drin in meiner Lade liegt noch ein ganzer bunter Vorrath von so kleinen neckischen Dingern. Die alle zielen in gar lustigen und erhebenden Weisen auf Gott und den König, auf seiner königlichen Tochter Glanz und Herrlichkeit, und des falschen Sancho nächtige Schmach und das alles, Sennor, soll seiner Zeit vor Aug' und Ohr unserer huldreichen Königin, und kurz Sennor, des lustigen Gonzalez Tag wird kommen, und, Sennor, es ist nichts geringeres als der Hofschuster, auf das er zielt.

Vogt. Hof — Hof —

Gonzalez. Der Gonzalez ist ein Prophet; er sieht sich in Glanz und Herrlichkeit bei Hofe, und Ihr denkt mit ihm an Pfändung und Thurm? O! — Sennor, aus dem Thurm geht mein Weg an den Hof; Sennor, ich habe den Hofschuster so gut als in der Tasche; ich weiß, was ich weiß; der Gonzalez ist ein Prophet.

Vogt. Ja Meister Hofschuster, Ihr seid ein Profenet; Meister, Ihr wißt, ich war Euch stets atarschirt — Hofschuster — Hof — und Schuster — und Hof — ich will für Euch was thun, ich will der hohen Obrigkeit zusetzen.

Pedro (bei Seite.) Weh, dann zerquetscht er sie!

Vogt. Ich bitte um Eure Hofgunst, Meister Hofschuster.

Gonzalez. Ihr habt sie, Sennor und ich helfe Euch zu einer Hofcharge.

Vogt. Ich begehre mir keine Hoffcharte, Meister Hoffschuster; aber gedenkt meiner in Gütigkeit, wenn Ihr je an den Hof kommt, wie ich jetzt Euer bei der hohen Obrigkeit in Gütigkeit gedenken will, und Gott helfe Euch an den Hof. Ich eile.

Gonzalez. Euer Ehrenfest, noch Eins! — Es ist ein Preis von tausend Dublonen auf Sanchos Kopf gesetzt. Sennor, Ihr seid an Schlauheit, Pfiffigkeit, Verschlagenheit ein Phönix — Ihr kennt was Phönix?

Vogt. Fee Nix? Meister Gonzalez ich kenne sie nicht die Fee Nix.

Gonzalez. Nun, der Gonzalez ist ein Prophet; er sieht im Geiste: Euch, Sennor, kann der Sancho nicht entgehen, Ihr fangt ihn. Sennor, wollt Ihr mir dann für meine Hofgunst zehn Dublonen borgen?

Vogt. Meister Hoffschuster, ich will Euch zwölf Dublonen borgen, und will den Sancho fangen, verlaßt Euch darauf! (ab.)

(Wie er den Rücken wendet, sieht man darauf einen Eselskopf, den Pedro von Papier geschnitten, und während des vorigen Gesprächs ihm heimlich aufgeklebt. Pedro zeigt mit dem Finger dem Gehenden nach, und lacht laut auf. Der Vogt blickt um, als Pedro plötzlich schweigt, setzt er seinen Weg unbefangen fort; Pedro lacht wieder auf u. s. f. Gonzalez im Vordergrund achtet darauf nicht.)

Gonzalez. Pfändung und Thurm! ha, ha, ha! — den Gonzalez pfänden und einstecken! — Meint Ihr, das kann ihm was anhaben? Ha! dem Humor in ihm kommt Ihr doch nicht bei, den steckt Ihr nicht ein, der bleibt im Thurm noch frei, und seine Phantasie, frei wie ein Vöglein, flattert durch die Gitter und schwingt sich singend in die Himmelslüfte. — Ha! mir ist unbeschreiblich wohl! — O, könnt' ich jetzt einen Trunk deines königlichen Weines aus purem Golde thun, Estrella, allerschönste, holdseligste der Prinzessen! ich wollte dir ein Brautlied singen, daß die Engel neidisch horchten. — (Er geht wieder an die Werkstatt.) Junge bist fleißig? — brav! — Ich mach mich auch wieder an die Arbeit. Morgen ist nicht Zeit mehr, ich werde eingesteckt.

Pedro. Meister, ich will mich mit Euch einstecken lassen.

Gonzalez. Willst du das, Bursch? Du bist ein wackerer Junge! — Da klopf dies Leder.

Pedro (thut es, und klopft im Tact wie)

Gonzalez (singt).

Und wenn der Mensch nur Leben hat,
Eia, so hat der Mensch genug;
Auch Wasser stillt Durst und Brot macht satt,
Und Wasser und Brot wächst überall genug.

Pedro. Meister, ich möchte einmal unsere Prinzessin sehn.

Gonzalez. Junge, wir werden sie beide sehn, laß es gut sein.

Pedro. Meister, wie sieht eine Prinzessin aus?

Gonzalez. Junge, ich habe mein Lebtag keine gesehn; aber ich weiß es doch, ich will es dir doch beschreiben. Ich hab' ein Bild in meiner Phantasei von unserer Prinzessin; so, so muß sie aussehn; ich wollte sie nach meinem Bilde erkennen!

Pedro. Meister, was kommt da der Estevanill so rasend gelaufen?

(Estevanill kommt außer Athem gelaufen.)

Estevanill. Athem — Meister — Athem — um Euch — zu erzählen — Gottchen!

Gonzalez. Was ist? — was ist?

Estevanill. Ach Gottchen! — das Glück — schafft Athem zu dem Glück, Meister! — was ist Glück ohne Athem?

Gonzalez. Bist du toll geworden, Bursche?

Estevanill. Wie ich hinkam — an die Ecke vom Kannenwirth — Ihr kennt ja die Ecke, — Meister — da rechts um — wo die Palmen stehn — oder nein! — links um — wo die Häuser stehn — oder ja! rechtsum. —

Gonzalez. Kerl, willst du machen? soll dich rechtsum und linksum — (er greift nach dem Knieriemen.)

Estevanill. Ja — nun an der Ecke — ach Gottchen; was gewahrt' ich? — was — was?

Gonzalez. Was? was?

Estevanill. Einen Rumor — und in dem Rumor ein Gedräng — und in dem Gedräng ein Gequirbel — und im Gequirbel ein Gewirbel — und in dem Gewirbel eine Kutsche — aber nein! es war keine Kutsche — es war eine Kalesche — aber nein! es war keine Kalesche — es war eine Art von Wagen, Meister, — dagegen ist unser Haus eine Nußschale! — und an dem Wagen waren über einige zwanzig Maulthiere gespannt — und wenn es auch nicht über einige zwanzig waren, so waren es doch sicher vierzig — und alle mit einigen Dutzend Glocken behangen — lauter Silber- und Goldglocken — und dann an dreißig Vorreiter und eben so viel Nachreiter — und einige vierzig andere Wagen — und dabei einige fünfzig Stücker Fuhrwerk — und einige hundert Stücker Dienerschaften, und noch einmal so viel Bedien-

ten und Lakaien und Laufer, und Pagen und Frauenzimmer, und Kammerjungfern und Zofen, und — Gottchen!

Gonzalez. Und wer saß in der Kutsche, oder in der Kalesche, oder in dem Wagen?

Estevanill. Meister, Niemand.

Gonzalez. Niemand? — Schlingel, — willst du mich foppen?

Estevanill. Nein, nein! — Aber jetzt hört und springt bis an die Himmelsdecke! Das ganze Fuhrwerk, und Reiter und Glocken, Pferde und Dienerschaften, Maulesel und Herrschaften, und alles wäre königlich, erfuhr ich.

Gonzalez. Königlich? die Prinzessin. —

Estevanill. Wäre die, die nicht in dem Wagen saß.

Gonzalez. Aber wo, wo saß sie? Junge sprich, sprich, sah'st du sie?

Estevanill. Die Prinzessin reiste da, sagte man mir; und sie reiste nicht über Soria, wo ihr die Meisterin mit den Schuhen hingeschickt habt; und man sagte mir, sie reiste nicht über Soria, weil sie über uns reiste.

Gonzalez. O Tag des Glücks! o Tag der Lust! Aber die Prinzessin? wo, wo ist sie? sahst du sie?

Estevanill. Sie war aus dem Wagen heraus, und alle fragten wohin? und keines wußte wohin. Ich nun im Galopp zu Euch herauf; aber — jetzt kommt's, Meister! — Gottchen! Gottchen! was sah ich bei der Capelle, am Waldrande, mit graden Füßen den Fußsteig herauf —

Gonzalez. Sie? Sie?

Estevanill. Leibhaftig Sie! nemlich zwei Donnas, und die eine — ach Gottchen! eine Pracht — mich schlug es ordentlich zu Boden! Ich lief aus Respect feldein; und wenn die Pracht mit geraden Füßen den Weg verfolgt, Meister, so steht sie in fünf Minuten mit geraden Füßen vor Euch auf dem Fleck, wo ich jetzt mit krummen stehe.

Gonzalez. O Tag des Glücks! o Tag der Lust! — Und kein Glockenschall! kein Jubellaut, kein Triumphbogen! kein Siegsgepränge! — Junge, ich muß dich küssen! Du bist ein Bote des Herrn! — Entgegen, Jungens, entgegen! — — Doch wie? in diesem Aufzug? — Jungens, ihr pickt von Schusterpech, pfui! — Noch nie, noch nie ging hier die Sonne auf als heute! — Das ist ein Sonntag, Jungens, ein wahrer Sonntag; alle andern sind nur gemeine Alltagstage dagegen. — Eure Sonntagsröcke, Jungens! — Wir werden ge-

segnet, der Himmel liebt uns! — Sie naht in ihrem hohen Lauf — weh uns! und wir stinken nach Schusterpapp! — — Die Sonntagsröcke schnell! — und Estevanill, brich Zweige ab! — Pedro, zieh dein Festkamisol an!

Pedro. Estevanill, zieh Zweige an.

Estevanill. Pedro, brich dein Festkamisoll ab!

Beide. Juchei!

Gonzalez. Und rupft alle Blumen ab, mäht alle Wiesen!

Ihr sprossen alle Gräser,
Ihr düften alle Blumen,
Ihr rieseln alle Bäche,
Ihr singen alle Vögel. —

Ach du liebe Sonne! — wie kann ich in diesem rußigen Aufzug vor ihr himmelklares Auge treten? wie mit diesen pickenden Händen den hellen Saum ihres Kleides berühren?

Der Sonne Strahlen nahen furchtsam sich,
Den Saum von deiner Schönheit Kleid zu küssen. —

Und ich — laßt uns hinein, Jungens! und uns putzen.

Estevanill. Und die Werkstatt hier, Meister? Papptopf, Pfriemen, Schusterpech, Kneipzangen, Ahle, Leisten, Drähte, Klopfbret, Lederfetzen, alte Schuh, der Dreibein — wo setzt sich die Prinzessin hin? weh uns! sie bleibt picken!

Gonzalez.

Für die der beste Thron zu schlecht,
Soll auf dem dreigebeinten Schemmel —
Estevanill schlepp den Armsessel heraus!
Pedro, wichs dem Meister die Schuh!

Pedro. Estevanill, schlepp den Meister heraus!

Estevanill. Pedro, wichs dem Armsessel die Schuh!

Gonzalez. Ach, daß mein Weib nicht hier ist! mein Geschenk nicht hier ist, meine Schuhe, mein Gedicht!

Pedro. Hier sind Schuhe! (bringt ihm ein Paar alte, den Finger durch ein Loch der Sohle gesteckt).

Gonzalez. Schurke! — Doch das Gedicht hab' ich im Kopfe.

Estevanill. Und den Ruß im Gesicht; Meister Ihr seid rußig, da und da! (indem er mit dem Finger, den er in den Rußtopf getunkt, dahin weiset, schmiert er ihn an).

Gonzalez. Wasch den Meister, Estevanill, flink! — und Pedro, flink! rupf die Blumen ab!

Estevanill. Pedro, flink, wasch die Blumen!

Pedro. Estevanill, flink! rupf den Meister ab!

Beide. Juchei! (ab ins Haus).

Gonzalez.

Sie naht, sie naht im hohen Lauf!
O Seele, schwing dich auf im Flug,
Stimm an den vollsten Jubelton!

(Ab ins Haus.)

(Donna Laura und Rosa, in Reisekleidern, treten auf.)

Rosa. Sagt' ich es Euch nicht, Donna, wir würden von dieser Höh' einer herrlichen Aussicht genießen. Seht die Berge von Burgos in ihrer ganzen Majestät! — Ach, welche erquickende Luft hier! Ich wollte ein Reh sein, nur um des Duftes der Wälder willen, nur um der Luft willen in sorgloser Freiheit mein Leben lang durch Wälder, über Berg und Thal zu schweifen.

Laura. Und ich wollte ein Jäger sein, um dir die Thorheit deines Wunsches zu lehren.

Rosa. Und ich wollte ein Seelenchemicus sein, um meiner Laune etwas auszuscheiden, und es der Euren beizusetzen. Ei Donna, wie tief steht Euer Barometer wieder! Was hab' ich meine arme Lunge anstrengen müssen, Euch zu diesem kleinen Gange in der köstlichen Kühle des Abends zu bewegen. Ich hätte mit so viel Athemaufwand den Catilina aus Rom verjagen wollen. Wenn ich Euch nicht so liebte, Donna, hätt' ich Euch längst verlassen und diente unsrer Prinzessin. Ja, das wäre mein Geschmack, eine Herrin wie unsere Hoheit; eine wahre Amazonen-Königin, eine Temuris, Myrina, Hippolita, Panth-eselna. O, hättest du, mein venerabilis Präceptor Sennor Salablanka, diese Tirade gehört, Freudenthränen wären deinem alten Aug' entquollen! — Aber in allem Ernst, Donna, ich wollte unserer Prinzessin Amazone dienen. Laßt sie erst Königin sein, denkt meines politischen Scharfblickes, sie gründet ein neues Amazonenreich. Wo ist bei Ihr eine Zeit, ein Ort ohne Abenteuer, ohne Wagniß? Welche Blitzesschnelle im Entschluß, und welche Beharrlichkeit in der Ausführung! Und diese Lust am Überraschen, und immer noch Etwas zehnmal Besseres zu thun, als die Welt erwartet. Dieser Gabe verdanken wir auch die schöne Reise hier über Covaleta, und daß wir den Öden Sorias auswichen.

Laura. Sage, Kind, kömmst du vor lauter Geschwätz auch nur einen Augenblick dazu, dieser lieblichen Aussicht zu genießen?

Rosa. O, diente ich doch der Prinzessin! dann hätte ich den heutigen schönen Reisetag mit ihr auf dem flinken Maulthier zugebracht in frischer, freier Luft auf dem romantischen, schauerlichen Felsenpfad über das Gebirge, im Dunkel des Waldes, beim Rauschen der Wasserfälle; statt daß ich in Eurem dumpfen Wagen mich langsam und langweilig durch das öde Thal mußte fortschleppen lassen. Gibt es für einen freien, zur Luft gebornen Menschen einen schrecklicheren Aufenthalt als das Behältniß eines solchen hölzernen Kastens auf vier Rädern? Es ist ein enger, düsterer, dumpfiger, wandelnder Kerker, die Erfindung eines Lahmen für Lahme, ein Schimpf und Spott für jedes fußbegabte Geschöpf, hu davor!

Laura. Wie das wieder sprudelt! Rosette, ich werde deinem Humor kürzere Zügel anlegen müssen.

Rosa. Im Gegentheil! Laßt ihm einmal die Zügel schießen, dann will ich Euch mit mir so toll im Kreise herumtreiben —

Laura. Daß ich den Kopf mit dir verlöre und —

Rosa. Donna, gönnt mir, die ich seit drei Jahren alle Eure Wünsche erfülle, so sauer sie mir oft ankommen, gönnt mir einmal ein paar Wünsche an Euch, denen Ihr ganz unbedingt, als wär't Ihr meine Dienerin, wie ich die Eure, zu willfahren versprecht; ein Paar nur, nicht ein Schock, nicht Sechs, aber drei Wünsche binnen Jahresfrist, ein Spottbegehren!

Laura. Was für ein Bienenschwarm von tollen Einfällen da in dem kleinen Köpfchen steckt!

Rosa. Donna, wenn Ihr meiner Bitte nicht nachgebt, so laß' ich den Schwarm los, und er soll über Euch herfallen und Euch jämmerlich zerstechen. Also Ihr versprecht, drei Wünsche, die ich binnen Jahresfrist an Euch thue, unbedingt als meine Dienerin zu erfüllen.

Laura. Tolles Kind! muß ich?

Rosa. Auf Ehre, Donna, Ihr müßt! und versprecht es auf Frauenehre, deren eine heut zu Tage zehn Männerehren aufwiegt.

Laura (gibt ihr die Hand). Nun denn, um dich los zu werden, Klette! — Aber sieh, wo wir uns befinden. Welch' freundliches Haus!

Rosa. Ein Schuster! ein Schuster! (sie fällt über die Werkstatt her und mustert was sie findet durch). Ach, sah ich doch in meinem Leben keine Schusterwerkstatt so handgreiflich. I die drolligen Geräthe! — Donna, dies krumme Messer — eine Türkenklinge, hu! — und welche Scharen von höckerichen Dolchen! Pech! Pech! — zu Hilfe, Donna! zu

Hilfe! — ich picke! — Ha! und der Schusterthron — drei Beine! — Was man doch auf Reisen lernt! bis auf den heutigen Tag wußte ich nichts von dreibeinigen Geschöpfen; (sie setzt sich). O, versucht es Donna! ein ganz köstlicher Sitz! — Ich wette unsere Prinzessin wird auf ihrem Thron nicht halb so gut sitzen. — Seht, was steht hier über der Thür geschrieben? — Verse. (Sie liest.)

In Lieb zu Gott, und Recht und König
Lebt hier ein Mann vergnügt bei wenig;
Und wer sein lieber Gast will sein,
Bring einen frohen Sinn herein.

I, das ist ja wie gemacht auf mich!

Laura. Drollig in der That!

Rosa. Ihr begreift, da muß ich hinein. O kommt, kommt! Laßt uns die Schnecke sehn, die in dem Hause steckt. — Aber sieh — da kriecht sie heraus, mit ein paar Jungen.

(Gonzalez mit Estevanill und Pedro in Festtracht mit Zweigen in den Händen, und Blumen in den Körben kommen aus dem Hause).

Gonzalez (Laura betrachtend). Sie ist's! Sie ist's! so steht ihr Bild in meiner Phantasei! — O mehr als königliche Hoheit in dem Blick! — Vernichtend trifft der Zauberstrahl der Majestät meine Sinnen — blendet mein Auge — lähmt meine Zunge — wo ist mein Muth? — meine Redegabe? — meine Verse?

Rosa. Sie scheuen sich vor uns.

Gonzalez. Knaben, naht ihr! streut die Blumen und Zweige! — Gönnt hohe, königliche Herrin, die Huldigung von Euren geringsten Knechten, armen Würmlein nur im Staube. —

Laura. Was wollt Ihr Leute?

Rosa (heimlich). O köstlich, köstlich! sie halten Euch für die Prinzessin. Donna, theure Donna, Euer Wort! ich thue den ersten Wunsch: spielt die Prinzessin; ein herrliches Abenteuer spinnt sich hier!

Laura. Wohin denkst du, Thörin? So verschwenderisch gehst du mit deinen Wünschen um, Leichtsinnige?

Rosa. Donna, Ihr müßt! O, erhaltet die guten Leute in dem glücklichen Wahn!

Laura. Es ziemt sich nicht.

Rosa. Wohl ziemt sich's nicht, Euer Wort zu brechen.

Laura. Ha, Schlaue! (Für sich.) So will ich der guten Leute Wahn dulden, doch nimmermehr bestärken.

Gonzalez.

O, wende Sonne, zürnend nicht
Die Strahlen ab von uns!
Nacht, schwarze Nacht umhüllet uns,
Bescheint uns nicht dein Tag.

Rosa (heimlich). Sprecht: Gute Leute, wir danken Euch für Eure Huldigung.

Laura. Gute Leute, die Prinzessin dankt Euch für Eure Huldigung.

Gonzalez.

Du dankst? O, sieh die Schäflein,
Du königliche Hirtin,
Zu deinen Füßen zitternd liegen!
Dies Wort von deiner Königshuld,
Ein milder Himmelssegenthau,
Fällt auf die Zitternden hernieder.

Rosa (heimlich). Sprecht: Steht auf, liebe Leute! Wir sind Euch in Gnaden gewogen.

Laura. Steht auf, liebe Leute! Ihr gefallt mir; ist das Euer Haus?

Gonzalez.

Dein, hohe Herrin, dein all' Gut,
Und Land und Leib und Blut,
Dein Herz, Gemüth und Sinn,
Dein Seel und Leben, o Königin!

Laura. Wer hat Euch gelehrt so zierliche Reden führen? seid Ihr Eures Handwerks nicht ein Schuster?

Gonzalez. Königliche Herrin, Ihr habt es gesagt; und die zierlichen Reden — da Ihr beliebt sie so zu nennen, so sind sie's, wären sie es auch in Wirklichkeit nicht — und sind sie's, so hat sie Gott in meinem Sinn erweckt, und auf die Zunge mir gelegt, um Euch, Euch damit zu gefallen.

Laura (bei Seite). Ein seltener Mann!

Rosa (heimlich). Donna, denkt an Euer Wort! spielt Eure Rolle besser; zu wenig Majestät!

Laura (heimlich). Ich will sie spielen, wie's am besten ist; du hast mich in der Schlinge. (Für sich.) Ohne wortbrüchig zn werden, will ich mich heraus ziehn. Ich will mich dem Manne in einem Blatt ent-

decken, das er nach meiner Entfernung erst öffnen darf, und darin ihn zugleich der Prinzessin empfehlen. — Guter Mann, führt mich in Euer Haus.

Gonzalez. In mein Haus, Herrin?

Laura. Gebt mir darin, was ich bedarf, Euch ein Blatt auszufertigen.

Gonzalez.

O mehr als königliche Huld!
Mein schlechtes Haus soll Sie umfahn,
Kastiliens strahlenvolle Sonne,
Kastiliens wunderheller Stern,
Kastiliens allerreichste Perle,
Kastiliens allerholdste Blume!

Rosa (bei Seite). Kastiliens allergrößter Narr!

Gonzalez.

Zum Bogen steige auf, du niedre Thür!
Du Schwelle, die Ihr Königsfuß betritt,
Bedecke dich mit golddurchwirktem Teppich!
Ihr Mauern, wölbt zum stolzen Tempel euch!

Rosa (bei Seite). Ihr Narren bleibt verrückt! 's wär' Schade d'rum!

Laura. Kommt! (Sie geht voraus ins Haus.)

Rosa (folgt heimlich sprechend). Donna, Euer Wort! spielt die Rolle zu Ende.

Gonzalez.

O Seele, schwing dich auf im Flug!
Stimm an den vollsten Jubelton!

Jungens, ein Blatt, ein Blatt! habt Ihr's gehört? das ist der Hofschuster! (Ab ins Haus; Estevanill und Pedro nach mit lustigen Geberden.)

(Eine Stimme in der Scene.)

Die Zelter führt die Straße hinab nach Covaleta. Ihre Hoheit wählt den Fußpfad.

(Die Prinzessin im Reithabit mit Begleitung tritt auf.)

Prizessin (mit einem offenen Briefe). Don Garzias, noch einmal danke ich Euch für Eure Botschaft, und doppelt so viel Dank nehmt für die Eile, mit der Ihr mich damit eingeholt. In Burgos, Don, soll sie Euch königlichen Dank eintragen, den ich hier nur in

Worten Euch bezeigen kann. — Kaum glaub' ich es, und lasse durch die Augen immer noch meine ungläubige Seele überzeugen. (Sie sieht in den Brief.) Herzog Sancho gefangen, gefangen! — O jetzt erst trete ich in diesem Boden mein, mein Land! So lange er noch frei war, gehörte es nur halb mir, und die Krone war mir nicht sicher, so lange seine räubrische Hand nicht die Fesseln trug. — Meine Seele ist von dem jähen Glücke befangen. — Ein freundlicher Platz! — Überlaßt mich eine Weile mir selbst. — O, tragt kein Bedenken! Sancho hat mir nichts mehr an; mit dem gefährlichsten Feinde sank auch mein letzter in meinem Kastilien. Dort an dem Abhange bei der Waldcapelle erwartet mich. (Die Begleitung geht.) Geheime Kunden brachten mir bei, daß in dieser Landschaft Soria noch heimliche Feinde von mir und meinem Rechte leben. Dies zog mich her. — Die erste Wohnung, auf die ich hier stoße. — Laßt sehn! — Ich will unerkannt der Bewohner Sinn erforschen. Und dies sei mir ein Wahrmahl: finde ich hier Treue, dann trenne ich mit Einem heroischen Schnitt den ganzen unedlen Schößling Mißtrauen gegen dies Land von meinem königlichen Herzen.

(Gonzalez mit Estevanill und Pedro aus dem Hause. Er trägt ein Trinkgeschirr, das er Estevanill gibt, dieser erwidert alle seine Reden mit dazwischen gesprochenen Ja! wobei er immer fort will und von jenem immer gehalten wird.)

Gonzalez. Renn, Estevanill, zum Cidbrunnen! er hat das klarste und kühlste Wasser — und acht' auf das Geschirr — so, pack es fest! — es ist ein unschätzbar maurisches Gefäß, wohl an vierhundert Jahre alt. Ich gab einst mein ganzes Vermögen, sechs Dublonen darum. — Es ist ein würdiges Trinkgefäß für einer Königin Mund.

Doch wärst du auch der schlechtste Thon,
Ihr Mund, sobald er dich berührt,
Er machte dich zum hellsten Gold,
Zum köstlichsten Krystall.

Doch jetzt, fort! (Estevanill ab.)

Prinzessin (bei Seite). Eine seltsame Erscheinung! Was mach' ich aus dem Manne?

Gonzalez. Und du, o Campeador Cid! blick vergebend nieder! dein Brunn wird umgetauft, er heißt hinfort für alle Folge der Zeiten: Estrellens-Brunn!

Ihr perlen alle Quellen!

Prinzessin (bei Seite). Was ist das?

Gonzalez. Und du, Pedro!

Pedro (trägt ein Körbchen). Ja! (Dies „Ja“ fort wie oben Estevanill.)

Gonzalez. Rennst zum Garten des geizigen Herrn Don Mandez — du diebische Katze hast dir oft genug Obst daraus gemaust. — Ein Körbchen der süßesten Feigen lies ab; die Götter werden deine Hand bewahren. Tummle dich! — denke, du stiehlst für deine Königin, und bist diesmal kein Dieb.

(Pedro ab.)

Gonzalez.

Ihr sprossen alle Blumen,
Ihr reifen alle Früchte!
Nicht unbewirthet sollst
Du, königlicher Gast,
Wie arm er immer sei,
Aus deines Knechtes Hütte scheiden.
Der Flut heller Krystall,
Bild deiner reinen Seele,
Der Früchte edle Kraft,
Bild deines starken Herzens —

Ha! es erfüllt sich das Lied:

Die Königin zu dem Bettler kam,
Von seinem Bettlermahl sie nahm.

Prinzessin. Nicht länger zähm' ich meine Neugier. — Gott grüß' Euch, guter Freund! Vergönnt Ihr wohl einer Reisemüden einen kleinen Unterstand in Eurer Wohnung und einen erquickenden Trunk?

Gonzalez. Sennora, das ganze Jahr ist die Gastfreundschaft bei einem wackern Kastilier zu Hause; aber mein Jahr hat einen ausgenommenen Tag, und, Sennora, das ist der heutige.

Prinzessin. Habt Ihr schon Gäste?

Gonzalez. Laßt mich, Sennora! Ihr stehlt mir mit jedem Augenblicke eine unersetzliche Perle von Lust.

Prinzessin. Sind es königliche oder herzogliche?

Gonzalez. Sennora, wie kommt Ihr mir vor? — Herzogliche? Freunde vom Verräther Sancho? wo gibt es deren?

Prinzessin. Man sagt, in Soria gibt es deren noch viele versteckt, und man sagt gute, kluge Leute.

Gonzalez. Hölle, Sennora, man lügt! — Wer seid Ihr?

Prinzessin. Beruhigt Euch, Ihr könnt mir vertrauen, ohne Rückhalt. Ich lese in Euren Augen; was Ihr auch für Gäste habt —

Herzog Sancho, sagt man, wandelt in Eurer Gegend, und nicht wahr, für Sancho — den ich durch das Auge Euch im Herzen lese — für Sancho wäre auch noch Raum in Eurem Hause?

Gonzalez. Sennora, wer seid Ihr? Als Dolche zurück in Euren Hals diese Lästerworte! — und hätt' ich Zeit — ich muß hinein — doch sollt' ich Euch, dünkt mir, nicht aus den Augen lassen — ich werde von zwei Seiten gerissen — Ihr kommt mir verdächtig vor — was thu' ich? — auf alle Fälle, Sennora — Euer Wesen — Eure Reden — Ihr schmeckt mir nach Sancho — Ihr bleibt in meinem Gewahrsam, bis ich Zeit und Muße habe, Euch näher auf die Spur zu kommen. — Sennora, nehmt es nicht übel, ich bin sonst eher zu höflich gegen Damen; aber, Sennora, belieb es Euch, auf ein Weilchen in meinen Keller zu spazieren.

Prinzessin (bei Seite). Ha! was für eine Schlinge legt' ich mir selbst.

Gonzalez. Und schnell! ohne Zieren — wir haben nicht Zeit dazu — seltsam! — ein Frauenzimmer so allein auf offner Straße — je mehr ich — ihre Reden — ihre Verlegenheit — und ein grünes Reithabit — Himmel! — war's nicht so? — mir schwindelt der Kopf!

Prinzessin (bei Seite). Was thu' ich?

Gonzalez. Und ihre Miene — so wahr ich lebe! eine rechte Verräthersmiene! — ein Laffe, ein Milchbart — und grünes Reithabit — ja, so lautete Estevanills Bericht. — Ich brauche Gewalt, folgt Ihr nicht willig. (Er naht sich ihr und streift mit der Hand absichtlich an das Kinn.) Gott steh mir bei! ein Bart, ein Ansatz zu einem Bart!

Prinzessin (bei Seite). Was will ich noch mehr? ich fand hier Treue wie Gold; nun helfe mir Entdeckung vom Keller.

Gonzalez. Nun, beim Teufel! es dauert mir zu lange. (Will sie fassen.)

Prinzessin. Zurück, Verwegener! wag' es nicht, mich anzutasten! Sieh, kennst du dies Siegel? (Sie hält ihm ihren Siegelring vor.) Dich erforschen wollten wir blos.

Gonzalez. Ha! — der Königin Siegel! — Verräther! Schurke hab' ich dich? — du bist's! du bist's!

Prinzessin. Was ist das?

Gonzalez. Der Königin Siegel? abgefeimter Verräther! erfrechst dich gar die Königin zu spielen?

Prinzessin. Unsinniger, höre mich!

Gonzalez. Jungens, Estevanill! Pedro! herbei da! 's gibt tausend Doublonen zu verdienen!

Prinzessin. Weh mir! Treue sucht' ich hier, und finde deren zu viel; sie macht die Leute taub und blind.

Gonzalez. Die Pest in deine Lügenfratze! wisse, dein böses Geschick hat dich zu der Stunde hergeführt; mein Gast drin ist Estrella selber, Kastiliens große Königin! Bist du entlarvt? he? bist du?

Prinzessin. Welche Räthsel? Wer wagt es? was geht hier vor?

(Estevanill mit dem Trinkgeschirre kömmt gelaufen.)

Estevanill. Meister, was hat's? was hat's?

Prinzessin. Was hilft mir hier heraus? — weh! bin ich Königin und so ohnmächtig?

Gonzalez. Der Vogel pickt an der Ruthe! — ich hab' mir dich immer gewünscht, Vogel! — O Tag des Glücks!

(Pedro kömmt mit dem Körbchen gelaufen.)

Pedro. Was gibt's denn?

Prinzessin. Ich schrei um Hilfe!

Gonzalez. Wage nicht mit deiner Schurkenstimme der Prinzessin theures Ohr zu verwunden! — Jungens, knebelt ihn! 's ist Schurke Sancho! bindet ihn!

Die Jungen. Schurke Sancho? — die da? — der da, Sancho? Juchei!

Prinzessin. Zurück! — Welch königliches Haupt erfuhr noch solch ein Abenteuer? — halb macht es mich lachen.

Gonzalez. Packt an! packt an!

Prinzessin. Zurück! ich ergebe mich. — So weich' ich doch unziemlicher Gewalt aus. Was hab' ich auch zu fürchten? ich befinde mich in den treusten Händen.

Gonzalez. So! — hinein! hinein mit dem Vogel in den Käfig!

Die Jungen. Hinein, Vogel! hinein! hahahaha!

(Sie wird unter Jubel in den Keller gesperrt, der sich an der Seite des Hauses befindet. Gonzalez legt das Schloß vor, und zieht den Schlüssel ab).

Gonzalez.

Gefangen sitzt das Vögelein!
Ei du geringes Schlüsselein,
Wer säh' es dir wohl an?
Schließest mir tausend Dublonen ein,
Du wackerer Kumpan!

Und du, Estevanill, nun fort nach dem Vogt, nach Wache! — Du Pedro damit hinein!

(Pedro mit dem Trinkgeschirr und seinem Körbchen ins Haus. Estevanill nach der Seite ab.)

Gonzalez. O Tag des Glücks! o Jubeltag! — hier tausend Dublonen, drin der Hofschuster! — Ich bin ein Schooßkind des Glückes; der Himmel regnet Segen auf mich herab! — Und ich klagte ihn an; fluchte meinen Schulden, die mich nicht selbst statt meines Weibes fort nach Soria ließen; ohne sie war ich fort, all diesem Segen hier entgangen.

O Gottes Macht wie wunderbar!
Aus unsern Sünden spinnt sie Segen.

Mich hat sie erwählt, an mir verklärt sie sich im hellsten Glanze! — O, wär' mein Weib erst zurück! das fehlt zu meinem Glück; — aber nein! ein Tropfen Galle in diesem Freudenbecher thut wohl, er schmeckte sonst zu süß. — Nun hinein, hinein! und verkünd' ihr — nein! Sie soll nichts erfahren, nichts von der pestigen Nähe des Verräthers; so lang sie in meinem Hause ist, soll sie mein, allein mein sein! Doch am Morgen bring' ich ihr meinen Fang gebunden, mit diesen Händen getragen, und leg' ihn ihr als ein kostbares Geschenk zu Füßen.

Sprich, Sonne, bestrahlte dein goldner Schein
Je einen Glücklichern? Nein, nein, nein!

(ab ins Haus).

(Nise, des Gonzalez Frau, kömmt reisemäßig mit einem Korbe.)

Nise. Ach du mein lichter Himmel da oben! — da bin ich! mit Schuhen und Versen, wie ich fortging. — Wer hätte sich das träumen lassen? so ein schöner Plan! — — Nun Gottlob! ich bin froh, daß ich daheim bin. — Und müde bin ich! — (setzt sich). Ach, ich wollte, ich hätte die Prinzessin gesehn, und brächte meinem Gonzalez bessere Zeitung! der gute liebe Mann! — Aber was wird er sich daraus machen? Er ist ein sorgloser Mensch, der lebendige Leichtsinn. Wenn ich vor Kummer zusammenbreche, da hüpft er und singt sein Liedchen. — Das ist wahr, lustig ist mein Gonzalez; es gibt in der Welt keinen Mann mit einem bessern Humor als meinen Gonzalez. — Aber wo steckt er denn? — Wenn er mir nur nicht krank ward? — Auch keiner der Jungens da? — Wie das alles übereinander! und wie der Boden aussieht! — Was soll denn das? voll von Zweigen und Blumen! — Die losen Bursche! — In den drei Tagen, die ich fort

war, hat richtig keine Hand einen Besen angerührt! — Und da steht auch der Weinkrug! da stand er, wie ich fort ging, da steht er, wie ich wieder komme. Das läßt der Gonzalez nicht! Ich habe meine Noth mit dem Manne! — He, Gonzalez! — Und er hat doch ein gar zu phantastisches Hirn. Eine Phantasterei war's mit den Schuhen und dem Gedicht an die Prinzessin. Ich sagt' es gleich; aber ich bin das Närrchen, das in alle seine Phantastereien eingeht. (Will ins Haus, Gonzalez kömmt ihr daraus entgegen.)

Gonzalez. Mir war, als hört' ich meines Weibes Stimme. — Äfft mich das Glück? — nein, beim Himmel! Nise, wie sie leibt und lebt! Das Glück will sich bankerott an mir schenken.

Nise. Gonzalez! mein lieber, guter Gonzalez! sehe ich dich wieder! — O du mein lieber Mann! Wie hast du gelebt? bist du immer gesund geblieben? — 's steht schlecht mit uns, Gonzalez, sieh mich nicht böse an; ich habe die Prinzessin verfehlt.

Gonzalez. Weiß, weiß, weiß! nur her geschwind die Schuhe! — und das Gedicht — wo hast du das Gedicht?

Nise. Aber sag', ums Himmelswillen, Gonzalez, wie siehst du aus? was bist du geputzt? und woher weißt du schon, daß ich die Prinzessin nicht geseh'n?

Gonzalez. O Tag des Glücks! o Jubeltag!

Nise. Wie ist es möglich? wer konnte dir sagen?

Gonzalez. O Seele, schwing dich auf im Flug!

Nise. Sprich doch, sprich!

Gonzalez. Stimm an den vollsten Jubelton!

Nise. Gonzalez, wie kömmst du mir vor? macht dich die Freude verrückt mich wieder zu seh'n?

Gonzalez.

Ja wiederseh'n, o wiederseh'n!
Wo strahlend sie vom Throne herrscht.

Nise. Gonzalez! — willst du mich umbringen, böser Mann? — gleich werd' ich weinen, du kennst mich.

Gonzalez.

Ja weinen, weinen, volle Ströme
Von nie vergoßnen Wonnezähren!

Nise. O du armer Mann! — mir wird angst und bang! — Guter, lieber Mann, hör' doch, kränkt es dich so, daß ich die Prinzessin nicht

h? Kränk' dich nicht; es ist so gut, als hätt' ich sie gesehn; und du - ich habe dir auch eine mitgebracht.

Gonzalez. Du mir? (er bricht in ein großes Gelächter aus.)

Nise. (Hat ein Bild aus dem Korbe ausgepackt.) Da sieh! — sie ko-te mich mein ganzes Geld, einen halben Dublon — sieh doch! »die ahre Abbildung der großen Königin von Kastilien.«

Gonzalez (sieht es leicht an). Wahre Abbildung? (lacht heftig.)

O Lügenwelt! O Lug und Trug!

Nise. Er ward verrückt! — mein armer Mann! — die Freude ich wieder zu sehn, und der Schmerz um den Hofschuster haben ihn rrückt gemacht! weh mir! Gonzalez, du sahst ja die Prinzessin dein btag nicht. (Gonzalez lacht noch heftiger.) Besinne dich! komm zu dir! — ch, du lieber Himmel! — Warum denn Lug und Trug? — Lieber, iter Gonzalez, sieh doch und lies: »die wahre Abbildung.« Und da h auch den königlichen Stempel. — Ach! es kostet mich einen hal-n Dublon, und nun glaubt ers nicht und lacht mich aus (sie weint).

Gonzalez (in heftigem Lachen es von ihr nehmend und genauer anblickend, lt plötzlich inne und starrt es unverwandt an).

Nise. Sieh nur, sieh, es schwören Alle darauf, die die Prin-ssin in Natur gesehn; du sahst sie ja nie. — Da sieh! — siehst du n Stempel auch? — Mein Himmel, was starrst du so? — du wirst eich! du zitterst!

(Estevanill kommt gelaufen.)

Estevanill. Meister! Meister! 's ist nix! 's ist nix! — hört! rt! mit der Prinzessin ist's nix! Betrug! Verrath! und nix! — sie mmt erst auf der Bergstraße geritten, muß hier passiren, Meister, nix!

Nise. Wasser! Wasser! o mein armer Mann! er stirbt!

Gonzalez (schwankend schon bei der Nachricht Estevanills, bricht am En- zusammen.)

(Donna Laura und Rosa kommen aus dem Hause; Pedro folgt.)

Laura. Was geht hier vor?

Nise. Er schlägt die Augen auf! Mein Gonzalez, mein guter lann, wie geht es dir?

Gonzalez. Es gab kein Unglück noch als meines! ich bin hin! — eh mir! — wo hab' ich — (er sucht in den Taschen nach dem Kellerschlüssel) ich tragen meine Beine nicht — wo hab' ich, — o auf! — auf! — eilt! - sprengt die Thür vom Keller — ich — ich das alte Chaos brach rein, Kastiliens Königin sperrt' ich — ich in den Keller.

zugleich.
Laura. Was sagst du, Unglücklicher!
Rosa. O köstliche Verwirrung!
Nise. Er redet irre.
Estevanill. Gottchen! Gottchen!
Pedro. Etsch!

Gonzalez. Fluch meinen Schulden! Fluch! ohne sie war ich fort, blieb ungesehn der Gräul! — und du — (zu Donna Laura) wer du auch bist, höllisches Trugbild! du hast Theil am Fluch!

(Die Prinzessin wird von Estevanill und Pedro, die die Kellerthür aufgerissen, herausgelassen)

zugleich.
Laura. Die Prinzessin im Keller, entsetzlich!
Nise. Die Prinzessin von meinem Bild!
(sie fällt auf die Knie.)
Rosa (lacht). Die Prinzessin im Keller, kostbar!

Prinzessin. Wie, Donna Laura, Ihr wart —

Laura. Vergebung, königliche Herrin! dies Blatt, das der Arme am Boden hier nach meiner Entfernung öffnen sollte, mag mir Vergebung erflehen; ihm selbst aber dies Buch von warmen Preisgedichten, künstlicher als sein Stand begreifen läßt, an Eures königlichen Vaters glorreiches Regiment, an Euch, die preiswürdigste der Prinzessen, und Euer glänzend Recht an Reich und Krone.

Nise. O, allerhuldvollste Königin und Herrin! — und hier — ich bin des Unglückseligen Weib — hier von seiner Hand, — Euren königlichen Füßen — ein Paar künstlich gefertigte Schuhe — und ein Gedicht — das ich nach Soria Euch — (sie kann vor weinen nicht reden).

Prinzessin. Wie ist sein Name?

Nise. Hernando Gonzalez, Schuhflicker von Covaleta.

Prinzessin. Du, Gonzalez, banntest mich unter die Erde; du, Gonzalez, trugst mich zum Himmel; ward je die Majestät von einem Mann so tief erniedrigt und so hoch erhoben? Nun denn, so hoch du mich erhoben, so tief erniedrige ich mich; so tief du mich erniedrigt, so hoch erhebe ich dich: Steh auf an meiner königlichen Hand (reicht ihm ihre Rechte).

Gonzalez. Nein, nein! hohe Herrin! Laß mich zu deinen Füßen liegen als dein treustes Geschöpf, Nachts vor deiner Schwelle wachen, Tags jedem deiner Schritte folgen.

Prinzessin. Wohlan denn! folge uns, ein lebend Bild der Treue, und bleibe stets um uns. Heut kleide deiner Königin Fuß in

deiner Hände Werk, morgen trag' ihr Haupt auf deines Geistes Schwingen zu den Wolken.

Gonzalez. Habt Ihr gehört? habt Ihr gehört?

O Kastiliens Sonne!

O Kastiliens Stern!

was! was! ein ganzer Himmel voller Sonnen, voller Sterne!

(Der Vogt kommt mit Wache.)

Vogt. Platz da, der hohen Obrigkeit! Wo habt Ihr den schuftigen Kunigon?

Rosa (bei Seite). Bravo! das Stück mußte noch am Schluß ein Knötchen bekommen.

Vogt. Wo ist der Schurke? Quarden, packt ihn!

Gonzalez. In den Staub nieder, Obrigkeit! — hier steht Kastiliens große Königin! — Was? ist des Gonzalez Tag gekommen? ist der Gonzalez ein Prophet?

Prinzessin. Sei ein Prophet! verheiß in allen Landen uns Lieb' und Treu, der deinen gleich.

Gonzalez.

Ja, stets wird, große Königin,
In deinem weiten Länderreich
All überall Lieb' und Treu dir blüh'n,
Der deines Knechts Gonzalez gleich!



K. A. Kaltenbrunner.

Bei'n Mör.

In oberösterreichischer Mundart.

Amal bin i groást,
Und bi gangá auf d'Weit;
Bis zun Mör bin i kemmá —
Zun Mör, meine Leut!

I bi schier derkemmá
Vor'n Mör seiner Greßt;
Ja, du wurdst má's wohl glaubn,
Wannst ás gseg'n ámal häst.

Es hat mi frei dámisch gmacht
's Wasser, das schiech,
Das i wie in án Trám
Hietz vor meiner nu siech.

Bein Mör bin i gstanden,
Und d'Wellná ham gsaust,
Und bein Fölsen an 'n Uefer
Ham s' tümmelt und ghaust.

Oán Walln um dö ander
Is kemmá in 'n Schwall,
Is bein Fölsen in d' Heh gstiegn,
Daß 's gspritzt hat vor Gall.

Was nutzt aber d' Gall
Gögn dö Fölsen und Stoán!
Denn án iede mueß zruck,
Is s' aft groß oder kloán.

Und alleweil wieder
Sán s' kemmá in Zorn,
Aber allemal wieder
Sán s' zruckgschmissen worn.

Und fürkemmá is 's má,
Ás mechten s' auf's Land,
Und ás halteten s' außá
Dö bittede Hand.

Und nachá is 's ståter worn —
's Mör, das is zruck,
Hat si zsammzogn, is kleáner worn
Um á guets Stuck.

Und d'Sunn is versunká,
Ás håt sie si tränkt,
Und 's Wasser hat gwispelt, —
Da han i má denkt:

Das wisplede Wasser
Hat just so á Stimm
Wie á Bácherl, zu dem i
Dáhoámten wo kimm.

Ja, ja! da in 'n Mör
Is ja Alssand beinand;
Denn ins Mör kemmán d'Flüß'
Vá dem weitesten Land.

Und in d'Flüß rinnán d'Bácherln
Vá Berg und vá Thal,
Und sö kemmán auf d'Lötzt
Da ins Mör und sein'n Schwall.

Und dö Flüß' und dö Bácherln,
Dö sånd's, dö so klagn,
Dö auf's Land wieder wölln
Und in 'n Fölsen anschlagn.

Sö künnent nöt außá
Und mechten so gern!
Und da kann má 'n Bácherln
Sáhn Loádwösen her'n:

»Wie schen is das Rinná
In Bergnen dáhoám,
Über Kiesstoán, nöt tief,
Dur án Wald, in der Ghoám!«

»Wo d'Tannábám rauschen
Und d'A'marel singt,
Und oft zubá zun Wásserl
Á Rehkitzel springt.«

»Wo má Mühlröder treibt
Und 'n Hammer sein'n Schlag,
Wo má mithilft zun Werk
Bei der Nacht wie bein Tag.«

»Wie schen is das Rinná
In Wiesnen dáhin,
So schen klar, so brinnliecht,
Wie á funkelnois Zin.«

»Und der Früehling! Má bleibát
Gern steh'n auf án Punkt,
Wann si iebel á Bleámel
Ins Wásserl eintunkt.«

»Wie schen is das Rinná
Verbei an án Feld,
Wo má singá hert d'Leut,
Dö si gfreunt auf der Welt.«

»Wo má Schifferl und Flössel
Ins Land außi tragt, —
Bis 's oán'n wo in án Fluß
Und sein Rinnsal verschlagt.«

»Da is 's gar mit der Freud,
Und von 'n Bach nix mehr z'segn,
Und koán Mensch kann si denká,
Wie hart vá'nn is gschegn.«

»Hietzt sán már in 'n Mör drin!
Koán Wög und koán Bruck
Und koán Gräberl für uns
Geht zun Vaternhaus zruck!«

So á Stimm aus'n Mör
— Is má gwöst — han i ghert,
Und mein Herz, voller Trüebsinn,
Hat's Hoámgehn begehrt.

Fernand.

Das Wiederfinden im Grabe.

(Romanzenkette.)

I. Die Schwüre.

Ein Bergknapp war von Herzen ergeben einer Maid,
Die war ihm sehr zur Freude, die war ihm sehr zum Leid.
Und hätt' er messen können der Liebe Lust und Schmerz,
Er hätt' zu klein erachtet das größte Menschenherz. —
Im Schacht von seinem Glücke und ihrem Lob er sang
Es sprühten goldne Funken beim muntern Hammerklang,
Es glänzten die Krystalle und tönten im Wiederhall,
Neugierig lauschten die Wichtlein dem frohen Liederschall.
Und fuhr er aus der Grube, war ihm so hehr um's Herz,
Als steig' er aus dem Sarge zu Engeln himmelwärts.
Und saß sie unter Blumen, wohl selbst eine Blume schön,
Glaubt' er im süßen Schauen vor Wonne zu vergehn.
»Du wundervolles Mägdlein, mein Lieb, o sag mir an,
Bist du mir auch gewogen? Bist du mir zugethan?
Wirst du treueigen mir bleiben, wie wahre Liebe thut?
Schlägt mir dein Herz entgegen, bis es im Grabe ruht?« —
Sie neigt an seine Wange ihr lächelndes Gesicht,
Mehr sprechen ihre Augen, als je die Zunge spricht. —
»Und sollt' ich dich verlieren, da wär's um mich gescheh'n,
Ich würde dann im Leben die Sonne nicht wiedersehn.
Und tiefer stieg' ich und tiefer in's Erdendunkel hinab,
Nichts borgend von der Erden, als Raum zu einem Grab.«

II. Der Treubruch.

Bei Blumen und Schmetterlingen im Garten sitzt die Maid,
Es tönt ihr Lied im Freien, es flattert im Wind ihr Kleid.
Ihr ist so wohl und wonnig, ihr Busen athmet so frei;
Die Liebe macht sie so selig, es macht sie so fröhlich der Mai. —
Da wird es laut und lebendig im nahen grünen Wald,
Es bellen die stöbernden Hunde, das Jägerhorn erschallt.

Auf flüchtigem Roß aus dem Busche sprengt hastig der Reitersmann —
Er sieht das schöne Mägdlein — er hält das Jagdroß an.
»Flieht hin ihr zagen Rehe, los geb' ich euch und frei!
Nur ich will weilen gefangen von süßer Zauberei!
O Mägdlein, wie bist du so lieblich, wie bist du zart und schön!
In allen Landen und Städten hab' ich nicht so Holdes gesehn!
Entfliehe nicht so zaghaft! dir gilt nicht Pfeil und Geschoß;
Hier steh' ich fromm und sittig, hier knie ich waffenlos.
Nur laß dein Aug' mir leuchten, wie Sonn' und Sterne thun;
Mir sind zum Heil die Blicke, die freundlich auf mir ruhn.
Wie einem Gnadenbild gilt dir des Pilgers Gruß,
Laß mich die Hand berühren im ehrfurchtsvollen Kuß'!
Wie von dem Wallfahrtsorte geh' ich getröstet fort;
Doch wohnt' ich gleich den Mönchen gern nah' am Gnadenort.
O sprich auch Segensworte, wie sie die Liebe lehrt;
Denn Heilige lieben jeden, der sie in Demuth ehrt!« —
Das Mägdlein lächelt der Worte, die süßer Wahnsinn spricht,
Sie reicht ihm nicht die Hände, sie nimmt sie ihm auch nicht. —
    Das sieht der arme Bergknapp, der sich dem Garten naht,
Und Schauer durchrieselt das Mark ihm, ob ihrer schlimmen That.
Er wendet sich von dannen, und spricht in Windeswehn:
»Ich mag nun all mein Leben die Sonne nicht wiedersehn.
Und tiefer steig' ich und tiefer in's Erdendunkel hinab;
Nichts kann die Erde mehr geben, als ein verborgnes Grab!«

III. Der lebendig Begrabene.

»Leb' wohl du alte Heimat mit Mai und Rosenduft,
Mit Sonnenglanz und Mondlicht, ich such' mir eine Gruft.
Den Mai verschlingt der Winter, das Licht versinkt in Nacht,
Von Meineid und von Untreu wird Liebe umgebracht.
Nur heimisch ist's unter dem Rasen und dorthin geht mein Sinn;
Es langen in die Tiefe nicht Frost noch Gewitter hin.«
    So sagt der arme Knappe und steigt den Schacht hinab,
Er ist sein Leichengänger und gräbt sich selbst sein Grab.
Die andern Knappen finden ihn stehn beim Lampenschein;
Er gräbt nach Gold und Silber, Krystall und Edelstein.
Da fragt sein liebster Bruder: »Willst du nicht mit uns geh'n?
Wir steigen hinauf zum Tage, die Unsern wiederzusehn.« —
»»Ich hab' nichts mein zu nennen, die Lieb' ist abgethan;
Die Maid, mein einzig Kleinod, hängt einem Andern an.
Steigt nur allein zum Tage, sein Licht mir wehe thut.
Das viele Sehn und Hören ist für das Herz nicht gut.

Und kommt Ihr wieder, theilet mit mir das Stücklein Brot!
Ich will hier sitzen und hämmern bis zum erwünschten Tod.
Das Gold und alles Silber, Krystall und Edelstein,
Das hier mein Fleiß gebrochen, soll einst der Kirche sein,
Und auch den frommen Priestern gehört davon ein Theil,
Die sollen Messe lesen für meiner Seele Heil.««

IV. Die Botschaft.

Im Dunkel der Trauerweide im Garten sitzt die Maid.
Der Sturm zaust in den Haaren und zerrt an ihrem Kleid.
Es ist ihr leid und wehe, der Busen athmet schwer,
Als ob auch Ungewitter in ihrer Seele wär'.
Da geht ein Bergknapp vorüber, die Maid ruft ihn herein:
»Ihr gingt ja sonst zu zweien, was geht Ihr heut allein?« —
»»Ach meine werthe Jungfrau, wohl mußt' allein ich gehn.
Ihr werdet nicht mehr den Bruder an meiner Seite sehn.««.
»Was hat Euch denn geschieden? Wann riß das feste Band,
Das sich um Eure Seelen zur schönsten Eintracht wand?
Seid Ihr in Streit gerathen, laßt hören, was es ist?
Ich schlichtete als Richter schon manchen solchen Zwist.«
»»Er war nicht meiner Meinung, sonst blieben wir vereint.
Ich will den Fall erzählen, sagt, was Euch recht erscheint.
Mein Bruder hat behauptet: Man überlebt es nicht,
Wenn einem die Geliebte den Schwur der Treue bricht.««
»Ihr sagt mir da ein Mährchen. Wo kamt' Ihr zu dem Streit?
Ich glaub' von diesem Tode ist Euer Bruder weit.« —
»So weit nicht, als Ihr meinet. Mein Bruder ruht im Grab;
»Die Untreu seiner Liebsten den Todesstoß ihm gab.«« —
»Helft, Heilige im Himmel! Sein einzig Lieb' bin ich,
Ich hatt' ihm Treu geschworen; starb er, so starb er um mich.
Und treulos war ich niemals. Sprach ich mit Fröhlichkeit
Mit Diesem oder Jenem, ihm blieb mein Herz geweiht.
Mit Andern konnt' ich scherzen, doch weinen mit ihm allein,
Mit Andern mußt' ich leben, zum Tode bin ich sein
Nun führt auf kurzen Wegen mich hin zu seinem Grab!
Ich bin sein treues Liebchen, und will zu ihm hinab.« —
»»Bedenkt Euch, werthe Jungfrau, nicht dieser Weg führt Euch
In Eures Liebsten Arme, im ew'gen Himmelreich.
Wohl mögt Ihr im Gebete um frühes Ende flehn,
Doch in den Tod voll Frevel darf keine Christin gehn.«« —
Erstarrt steht nun das Mägdlein, dann faltet sie die Händ',
Und aus den Augen strömet der Thränenguß ohn' End!
»So will ich fleißig beten, daß Gott mein Flehn erhört;
Und mir ein sel'ges Ende recht bald — recht bald gewährt!« —

V. Das Kloster.

In wilden Lebenswogen, im Sturm der bangen Zeit
Steht eine stille Insel, des Klosters Einsamkeit.
Vor Hohn der Menge flüchtet dorthin der bittre Schmerz,
Dort findet eine Freistatt das unheilbare Herz. —
Die Maid steht vor der Pforte und klopfet bittend an.
Von einer Nonn' im Schleier wird ihr bald aufgethan.
»Was willst du an der Schwelle des Grabes, junge Maid?
Eng' ist der Weg nach außen, herein nur ist er breit.« —
»»Die Glücklichen, sie lieben den Kummervollen nicht,
Und wenden sich mit Abscheu vom leidenden Gesicht.
Seid Ihr nicht feind dem Schmerze und mit dem Gram vertraut,
So gönnt mir eine Zuflucht, ich bin des Todes Braut.««
Mit Thränen reicht die Nonne der Fremden ihre Hand:
»Ich grüße dich als Schwester, durch Leid sind wir verwandt.
Und offen steh'n die Pforte, die Arme und das Herz,
Die Freundin aufzunehmen mit allem ihrem Schmerz.«
Die Maid geht durch die Pforte, der Schleier hüllt sie ein,
Es dringt durch sein Geheimniß nicht mehr des Tages Schein.

VI. Auferstehung.

Ich bring' dir Nachricht Bruder vom alten Vaterland,
Von einem jungen Mägdlein, das du gar wohl gekannt,
Dem du einst warst gewogen, das du geehrt, geliebt,
Und das die schnelle Trennung zu Tode hat betrübt.
Du hast weit mehr dem Scheine, als ihrem Schwur geglaubt;
Dein Mißtraun, nicht ihr Eidbruch hat dir die Braut geraubt.
Ich habe sie gesehen, das war ihr letztes Wort:
— Dann ging sie auch zu Grabe; im Kloster ruht sie dort —
»Mit Andern konnt' ich scherzen, doch weinen mit ihm allein,
Mit Andern mußt' ich leben, zum Tode bin ich sein.«
Der Knapp spricht noch die Worte. Ihm däucht, er hört die Maid,
Wie sie ihm wiederhole den oft geschwornen Eid.
»»Ich sehne mich, mein Bruder, des Mägdlein Grab zu sehn;
Ich möchte gern noch einmal hinauf zum Lichte gehn!
Im nächsten Kloster ruht sie? Dort soll mein Leib auch sein.
Für zwei bau' ich ein Grabmal, dort senken sie uns hinein.««
Und alles Gold und alles Silber trägt er mit sich hinaus,
Das Grabmal reich zu zieren im heil'gen Gotteshaus.
Der Andere sagt leise: »Kein Auge hat gesehn,
Was denen ist bereitet, die aus dem Grab erstehn.«

VII. Das Lösegeld.

Die ersten Glocken rufen, die Kirche thut sich auf;
Es strömt die Andacht gläubig zum Klosterberg hinauf. —
Der Knapp kniet am Altare und betet sein Gebet,
Da wallt der Zug vorüber, der jetzt zur Hora geht.
So ziehn über Bergen und Seen die Wolken ihre Bahn,
Sie sind der Erd entsprossen, doch hängen sie ihr nicht an.
Der Knapp sieht durch den Schleier ein wohlbekanntes Gesicht.
Die 's sein soll, ist begraben — er traut den Sinnen nicht;
Nur ihren Namen ruft er, wie man die Heil'gen ruft.
Dem Mägdlein tönt das Rufen, als käm' es aus der Gruft.
Es sieht den Jüngling so nahe, wirft rasch den Schleier zurück,
Erkennt ihn, ruft den Namen und weint von höchstem Glück!
Und bittend zur Aebtissin tritt dann der Knappe hin:
»O laß das süße Mägdlein mit mir von dannen ziehn!
Ich hielt sie für todt und begraben an diesem heil'gen Ort,
Und kam, mich ihr zugesellen im Grab, zur Klosterpfort.
Mit diesem Gold und Silber wollt' ich ein Grabmal bau'n
Der treugehalt'nen Liebe, durch alle Zukunft zu schaun.
Das nehmt als fromme Lösung für dieses Mägdlein da;
Sie thut nicht gut mehr im Grabe, weil sie den Geliebten sah,
Ich aber zieh' von hinnen mit ihr den Bettlern gleich;
Trüg' Liebe schwer an Schätzen, wär' sie für die Erd' zu reich.«
Es hebt bald die Aebtissin den Schleier von der Maid.
Er ist nicht, das Glück zu verbergen, ihn trägt nur gern das Leid. —
Es liegen sich in den Armen der Jüngling und die Braut;
Die Augen aller Nonnen sind reich mit Thränen bethaut.
Ist's Leid ob eig'nem Verluste? — Ist's Freud am fremden Glück?
Sie denken: Wir kehren ja alle vom Grab zur Liebe zurück! —

Stanislaus Schanzer.

Der Wahn.

In meiner Kindheit wachem Traume
Hielt mich der schöne Wahn gefangen, —
Daß nur bis zu der Berge Saume
Des Sternenzeltes Wände hangen.

Und wer zum Gipfel könne klimmen,
Nicht taumelnd ob der Sonnenhelle,
Dürft' lauschen dort den Geisterstimmen,
Und seyn der Engel Spielgeselle.

Fort bin ich längst aus meinem Thale;
Kenn' besser nun des Himmels Fernen;
Hab' halb geleert des Lebens Schale;
Konnt' noch nicht jenen Wahn verlernen.

Mir dünkt, als müßt' es Höhen geben,
Wo die so reinen Geistersphären
Mit unserm Staube sich verweben,
Wo Nachbarn Mensch und Engel wären.

Literarische Reliquien.

Mitgetheilt von Ludw. Aug. Frankl.

I.

Briefe von Caroline Pichler.

Ich sprach in dem Nekrologe, den ich der hingeschiedenen geistvollen Schriftstellerin und vortrefflichen Frau in der »Augsburger allgemeinen Zeitung« und in den »Sonntagsblättern« widmete, von dem Besitze von etwa hundert Briefen, welche sie in einem Zeitraume von zehn Jahren bis zu ihrem Tode im Jahre 1843 an mich richtete, die fast ausschließlich über moderne Schriftsteller und ihre Werke, wie ich ihr selbe mitzutheilen pflegte, sich in ruhiger Betrachtung und ungekünstelter Darstellung ergehen. Diese Briefe bilden ein interessantes literarisches Complement zu ihren Memoiren, die sich auf den letzten Blättern mehr den Begebenheiten eines stillen Familienlebens widmen, und selten mehr den Kreis der Häuslichkeit der würdigen Matrone überschreiten.

Die Erben der Verewigten beabsichtigten zu Folge einer Aufforderung in den Journalen, die Herausgabe des reichen Briefwechsels, der ein halbes Jahrhundert umfaßt, und für Kunst und Lebenszustände einer nun vergangenen Zeit Aufschlüsse und Resultate, Charakterskizzen und Personenzeichnungen interessanter Art enthält. — Ich bot meine Briefe zur Ergänzung der Sammlung, dem Verleger der sämmtlichen Schriften Caroline Pichlers, ihrem Neffen, an, falls er sich zu einem Honorare entschlösse, das beiläufig ausreichen würde, um eine Büste der ausgezeichneten Frau fertigen lassen zu können, die allenfalls in der Carlskirche, wo das Monument des der Todten innig befreundeten Dichters Heinrich Collin aufgerichtet ist, wo demnächst die Büsten Glucks, Haydns, Mozarts und Beethovens aufgestellt werden sollen, in einer Nische ihren Platz fände. — Seit meinem vor mehr als einem Jahre gemachten Antrage ist mir nichts erwiedert worden; indem ich den Gegenstand hiemit in Pietät an die hingeschiedene

Frau, die Wien zu seinen edelsten Bürgerinnen zählte, wieder anrege, entziehe ich dem eben ausgesprochenen Zwecke, zu dem die Briefe meinerseits bereit liegen, gewiß nichts, wenn ich hier einige mittheile, vielmehr handle ich im menschenfreundlichen Sinne der Todten, wenn sie als Beitrag in einem Buche erscheinen, das einem wohlthätigen Zwecke gewidmet ist.

1.

Geehrter Freund!

Empfangen Sie zuerst meinen Dank für die Mittheilung des »Freihafens,« Sie verpflichten mich wahrlich sehr dadurch, wenn Sie mich doch einigermaßen in Bekanntschaft mit der modernen Literatur erhalten, der ich — in dem Kreise, welcher mich jetzt umgibt, sonst ganz fremd werden muß. Zweitens nehmen Sie meinen noch wärmeren Dank für ihre gütige ehrenvolle Anzeige meines letzten Werkes *), durch welche ich mich sehr erfreut und geschmeichelt gefunden habe. Übrigens aber schmähen Sie mir den Menuetpas der Zopfperiode nicht so strenge. — Nach diesem Menuetpas hat Goethe, Wieland, Klopstock, Schiller — zum Theil auch die Schlegel und Tieck tanzen gelernt, denn zwi- **1770—1780** waren alle diese entweder schon geboren oder wohl gar halb erwachsen. Es war keine so schlimme Zeit, in der die bedeutendsten Geister sich entfalteten, und Sitte und Mode war in ganz Deutschland damals so ziemlich gleich.

Man trug lange Zöpfe in Göttingen und Reifröcke in Frankfurt, wie die Chodowieckyschen Stiche noch jetzt beweisen. — Der Freihafen hat viel Interessantes. Am meisten angezogen haben mich die Briefe über Chamisso, und der Seher des Todes. Die Sylphide ist artig, erinnerte mich aber zu sehr an das Goethe'sche Mährchen, wo die kleinwinzige Dame in dem Reisekästchen als in ihrem Pallaste, lebt, und auch so eine Art Fee oder Elementargeist ist. Carus werde ich noch lesen, das muß langsam genossen werden, wenn man so wenig eingeweiht ist, als ich. Die Literaturbriefe enthalten leider nur zu viel Wahres, aber ich höre mein Vaterland nicht gern tadeln, und noch weniger verspotten.

Glaubt man irgendwo etwas bessern, einen Mißbrauch abschaffen

---

*) Zerstreute Blätter aus meinem Schreibtische.

zu können, so thue man es mit Ernst und Ruhe — Spott aber kann nie viel nützen. Ist der Aufsatz von einem Österreicher, so sehe ich darin nur den alten Fehler gegen sich selbst; sein Vaterland vor den Fremden herabzusetzen. — Ist er von einem Fremden, so erscheint mir die alte Unart (von eben jenem Fehler hervorgerufen und accreditirt) uns für Böotier zu halten. Mit einem Worte der Aufsatz hat mich nicht erfreut. Die Zeitungen belehren uns, daß in Preußen rücksichtlich der Toleranz gegen Anders Glaubende, und der Censur Vieles zu wünschen übrig bleibt, mir ist aber noch nicht vorgekommen, daß ein Preuße diese Schattenseite seiner Verwaltung selbst mit Spott vor der Welt aufgedeckt hätte.

Was endlich Ihren Vorschlag wegen des Nekrologs betrifft, so haben Sie nur einen Gedanken ausgesprochen, der in mir selbst erwacht ist, und den mir schon manche Freunde wiederholt haben. — Aber nicht durch eine Widerlegung jener Beiden, in Lob und Tadel zu weit gehenden Aufsätze, — nein! — durch eine davon ganz unabhängige Betrachtung — durch eine simple Erzählung des Eindrucks, den Frau von Schlegel auf mich gemacht, und wie sie mir durch einen nahen herzlichen Umgang von mehr als 20 Jahren unwandelbar erschienen — möchte ich, wenn ich mich dazu entschließe, das Andenken dieser mir so werthen Frau feiern. Vielleicht thue ich es. — Auf jeden Fall aber erscheint der Aufsatz nicht in der allgemeinen Zeitung. — Ich fange keinen literarischen Streit an, auch nicht mit Frauen, denn ich liebe vor Allen den Frieden, und lasse jeden verantworten was er kann. Übrigens freut es mich, daß Sie meiner Meinung gütig ein günstiges Gehör versprechen und Sie ermuntern mich dadurch zum Fleiße.

Ihre

Pichler.

2.

Sehr haben wir bedauert das Vergnügen Ihrer Gegenwart neulich entbehren zu müssen, aber wir danken recht lebhaft für den mitgetheilten Roman Sebastian, und Nal und Damajanti — dieser erste hat meine Tochter und mich sehr interessirt, nicht weil er so gar anziehend an sich ist — sondern weil wir die Verfasserin recht gut gekannt. Es war ein höchst geistreiches und charakterfestes Mädchen, in deren Umgang man sich sehr wohl unterhielt, und die auch nach Tieck's Schilderung alle Achtung verdiente. Friede mit ihrer Asche!

Was den Roman anbetrifft, so fand ich ihn so kräftig aber auch so grell, so durchgreifend aber auch so schlüpfrig und wohl mehr als dies, daß ich, wenn der Name des mir schon bekannten Fr. Berthold nicht darauf gestanden, und Tiecks Vorrede vollends jeden Schleier gehoben hätte, nimmermehr auf ein Frauenzimmer, am wenigsten auf eine Unverheirathete gerathen haben würde. Es gelingt ihr, wie mir scheint, die psychologische Entwicklung der Empfindungen und Leidenschaften nicht, und ihre Männer, dieser Sebastian und Carlos sind noch viel erbärmlichere Gestalten als die Helden der Frau von Stael, die doch Ritterlichkeit und höhere Geistesbildung für sich haben. Ich muß die arme Adelheid bedauern, wenn ihr in ihrem Leben keine bessern Männer begegnet sind! Sehr lebhaft und interessant sind die Schilderungen des Lebens der Araber und Mohren, vielleicht hätten wir ohne die Eroberung von Algier den Roman nicht bekommen.

Da meine Tochter mit dem zweiten Bande nicht fertig ist, sende ich indeß den ersten, und Nal und Damajanti mit vielem Danke; ich habe es von Rückert bearbeitet schon gelesen.

Indem ich hoffe Sie bald zu sehen, bringe ich Ihnen noch Grüße von all den Meinigen und bin mit ausgezeichneter Achtung

Ihre

Pichler.

3.

Es ist ein eigener Unstern, der uns jetzt seit einiger Zeit auseinander hält. — Zweimal denken Sie mir Ihren freundlichen Besuch zu, und treffen mich nicht, und weder bei Hammer noch bei Endlicher, wo ich unlängst war, erscheinen Sie. So muß ich abermals schriftlich für die Mittheilung von Hilschers Gedichten und dem Gedichte, welche beide ich hiermit zurückstelle, Ihnen meinen lebhaften Dank abstatten. Wenn ich bei irgend einem unserer neuen Dichter die düstere Stimmung — die trostlose Färbung, welche alle seine Productionen tragen, an ihrem Platze finde, so ist es bei diesem Manne, dessen hervorragender Geist sich in so unverhältnißmäßiger Beschränkung beengen mußte. Der Übersetzer Byrons und welche Übersetzung ist dies! der Vertraute mit allen Leistungen der neuern Literatur — ein Unterofficier! Wie vielmehr Grund hatte dieser arme Hilscher zu seinen Klagen als L—! Doch Beiden fehlt, wie ich glaube, das was allein sie beruhigen und über ihr

Geschick hätte erheben können — wahre Religiosität. Ohne diesen Anker treibt das Lebensschiff freilich unstät auf den sturmbewegten Wogen der Geschicke. Verzeihen Sie immer einer Matrone, die »den Morgenreif der Ewigkeit« im Haare hat. — Diese Bemerkung, welche ich in meinem langen Leben, an Anderen und an mir vielfältig zu bemerken Gelegenheit hatte.

Mit großem Interesse habe ich Hilscher's Corsaire und sein Lament of Tasso, mit meinen Übersetzungen derselben Gedichte verglichen, aber an den allermeisten Stellen mußte ich seine Superiorität anerkennen, und wenn auch hier oder dort mir eine meinige Stelle treuer schien, so stellte sich mir im nächsten Augenblicke der Vorzug des Reims dar, den Hilscher mit meisterlicher Leichtigkeit überall beobachtet hat, während ich mir oft das Weglassen desselben erlaubt hatte. So erkenne ich ihn demüthig für einen viel bessern Übersetzer, als ich's war, freue mich des eminenten Talentes, und beklage aufrichtig sein hartes Geschick, indem ich Ihnen für die Herausgabe und Bekanntmachung dieses Geistes danke.

Was soll ich von dem Gedichte sagen? Es hat Schönheiten, es hat poetische Ideen — ob aber der Dichter sich diese recht klar gemacht hat — möchte ich bezweifeln. — Ich wenigstens habe sie nicht recht begriffen.

Das indessen finde ich zu loben, daß er nur den Helden vergöttert und nicht in einem unbegreiflichen Wahn, der jetzt so viele Geister befangen hält, in Napoleon einen Vertheidiger der Freiheit sieht, die nicht leicht ein Regent so schmählich unterdrückt hat, als er. Das wissen wir ältere Leute noch recht gut, aber die Jüngeren schaffen sich jetzt ein Ideal aus ihm, das nie existirt hat.

Leben Sie recht wohl. Nehmen Sie noch einmal meinen Dank und die Bitte um Fortsetzung Ihrer gütigen Mittheilungen, die mich doch ein Bischen au courant der neuern Zeit erhalten. Mit größter Achtung

Ihre

Pichler.

4.

Das Buch des Baron von Feuchtersleben sende ich zu Baron Hammer, weil Sie mir diese Adresse angewiesen haben, bis Ihr Haus mit Sicherheit zu finden sein wird. Ich danke Ihnen sehr dafür, und habe es mit lebhaftem Antheile gelesen, besonders habe ich mich erfreut,

manchen Grundsatz, den ich in meiner Jugend in Seneca gefunden, hier wieder und mit großem Recht empfohlen zu finden, daß Baron Feuchtersleben es mir verargte Rahel angegriffen zu haben, begreife ich, seit ich seine Schriften kenne, sehr wohl. — Er stellt diese Frau neben Göthe und Kant, recitirt sie nächst Göthe am öftesten, und so mußte meine Ansicht, daß diese höchst geistreiche Frau weder echt weiblich, noch innerlich wahr sei, seinen Tadel erregen. Wären aber nur alle Widerlegungen mit so viel Anstand, Ruhe und Feinheit geschrieben, die literarischen Fehden würden nicht so oft ein nachtheiliges Licht auf die Kämpfenden werfen. Ich kann Herrn von Feuchtersleben nur für diesen Ton danken und achte ihn darum mehr, ändere aber meine Ansicht von Rahel nicht.

Nun leben Sie recht wohl und besuchen Sie uns bald. Mit ausgezeichneter Achtung

Ihre

Pichler.

II.

Aus dem Nachlasse Joseph Emanuel Hilschers. *)

An das liebliche Kind Nina Somaglia.

Nach Maffei.

In der kleinen, duft'gen Wiege,
Auf dem seid'nen Pfühl, dem weichen,
Scheinst du nicht dem Kind zu gleichen,
Das in süßem Schlummer liege;
Nein, ein Englein ruht der Rose
So in ihrem Blätterschoose.

---

*) Die so heftig überschwemmte Leitmeritz in Böhmen ist die Vaterstadt Hilschers, geboren den 2. Juni 1804, gestorben in Mailand am 2. November 1837. Ein kleiner Beitrag aus seinem zum Theil noch ungedruckten Nachlasse, scheint mir also in diesem „Album“ am rechten Orte. Hilscher zählt zu den edlen Dichtern des Vaterlandes, das ihn zu früh verlor. Seine Übersetzungen Byrons sind bis jetzt noch nicht übertroffen; eine schöne Würdigung derselben enthält der vorgedruckte dritte Brief Caroline Pichlers. Diese Übersetzungen wie seine Originalgedichte und Briefe sind im Jahre 1840 bei Gustav Hekenast mit dem Porträt des Dichters und mit dessen Biografie vom Mittheiler vorliegender Reliquien begleitet, erschienen; sie sehen demnächst einer zweiten vermehrten Auflage entgegen.

Wie von frischen Purpurgüssen
Deine Wange dir erglühet!
Wie der kleine Mund dir blühet,
Und im Lächeln lockt zum Küssen!
So erscheint der Morgenschimmer
Spiegel, so in Rosenflimmer.

Schlafe! schlaf! die heitre Lage
Mag dir jeder gern gestatten,
Und die ruhelosen Schatten,
Welche trüben uns're Tage,
Sollen nicht die Mißgunst nähren,
Dir die sanfte Ruh zu stören.

Wie du schön bist! Nicht besiegen
Kann ich diesen Drang zum Kusse;
Könnt' ich nur auf leisem Fuße
Nahen deinen Athemzügen,
Daß der Friede nicht zerrinne,
Der dir einnimmt Geist und Sinne!

Nur behutsam! — Weh', vergebens!
Ach! mein Kuß, er zog dich wieder
Aus dem Kreis der Sel'gen nieder,
Weckend dich zum Schmerz des Lebens.
Aber weine, weine nimmer!
Nah ist ja die Mutter immer;

Tief verletzt von deinem Wehe
Eilt sie schon dir Trost zu spenden;
Darum laß die Klagen enden,
Und in ihrem Antlitz sehe
Engellächeln blühn, und träume
Wieder dich in Himmelsräume.



Betty Paoli.

Ein freudig Opfer.

Es geht in Israel die Sage:
Auf nachtumhüllter Wolkenbahn,
Bei Wetterschein und Donnerschlage
Zieht der Messias einst heran.
O du, des Liedes Gottessegen!
Auch du erscheinst in Nacht und Graus
Und ziehst, wie er, auf Flammenwegen,
Herein in mein geöffnet Haus.

Die Thoren mögen vor dir zagen,
Die Schwachen beben deinem Zug,
Den Glanz der Gottesnäh' zu tragen
Ist meine Seele stark genug.
Der Sturm mit seinem Sieggesange,
Die Flamme, die an Flamme brennt,
Das Dürsten nach dem Untergange
Sind mir verwandtes Element.

Zur Ruhe ward ich nicht geboren,
Was sie gewährt, mir scheint es schaal;
Den Kampf hab' ich mir auserkoren,
Die Höhen such' ich, nicht das Thal.
Und wie den Riesen alter Zeiten
Erkräftigte der Erde Herz,
So schöpf' ich neue Kraft zum Streiten
Aus dir, o du mein heil'ger Schmerz. —

So zuckt denn, all ihr Blitze! nieder
Und schlingt, o schlinget wie vordem
Um meine bleiche Stirne wieder
Ein weithin leuchtend Diadem.
Umflossen von dem Schmerzenglanze,
Umstrahlt von meinem Liebesweh,
Streb' ich nach keinem andern Kranze,
Nach keiner andern Krone je!

Unterscheidung.

Ja! selig sind die fröhlichen Gemüther,
Die nie am Abgrund finstern Zweifels schwanken,
Die sich umschirmt mit fester Satzung Schranken
Und leben als des Glaubensschatzes Hüter.

Doch heilig nenne ich die Schaar erglühter
Furchtloser Geister, deren Lichtgedanken,
Statt um die fremde Stütze sich zu ranken,
Selbander kämpfen um das Gut der Güter.

Denn also brünstig ist ihr Gottverlangen,
Daß keine Lehre, fernher überkommen,
Befried'gen kann das tiefe Sehnsuchtbangen.

Drum: selig, wem des Glaubens Licht erglommen,
Doch die im Kampf zu Gott empor sich rangen,
Das sind die Heiligen, die Heldenfrommen!

Gleichheit.

Nimmer werde mir ein Glück gegeben,
Das nicht Alle, Alle, die da leben,
Überströmt mit gleichem, tiefem Heil!
Tragen will ich, dulden und vermissen
Lieber, als um einen Segen wissen,
Der nicht aller Creatur zu Theil.

Keinen Vorzug will ich vor den Andern,
Nicht auf weichen Blumenpfaden wandern,
Während ihre Bahn durch Wüsten geht,
Und nicht treten in die Himmelshalle,
Wenn die gold'ne Pforte nicht für Alle
Aufgethan und weit erschlossen steht.

Denn ein Vorzug, mir allein gegeben,
Müßte mich mit bitt'rer Scham durchbeben
Und ich litte in der Freude Schooß!
Du, für die im Innersten ich brenne,
Meine Menschheit! keine Gnade trenne
Von dem deinen, deines Kindes Loos.

Sorge.

Nahe fühl' ich mir den dunkeln Schnitter,
Dessen Sichel hinmäht Menschenleben,
Fühle des Befreiers emsig Streben,
Aufzusprengen meines Kerkers Gitter.

Sehe nach dem tobenden Gewitter
Siebenfarb'ge Bogen sich erheben,
Todesfreudig d'rauf emporzuschweben —
Eines nur macht mir das Scheiden bitter.

Eines nur macht meine Seele zagen:
Daß, ich weiß es, deines Herzens Frieden
Sterben wird, wenn meines ausgeschlagen.

O wer wird, bin ich dahin geschieden,
Deiner Schmerzen Bürde mit dir tragen?
O wer liebt dich noch wie ich hienieden?



Siegfried Kapper.

Aus den toscanischen Liedern.

Kein Wunder ist's, daß du, o Kind, so schön!
Am Strand des Meeres bist du ja geboren,
Wo dich zum Liebling Nymphen auserseh'n,
Zur Meerfluth ließen sie dich niedersteigen,
Und aus dem Meerbad reizender erstehn —
O Kind des Meeres, wärest du mein eigen!

O schöner Knab', wie ist dein Gang voll Anmuth,
Dein Angesicht, wie strahlt es maiensonnig,
Bei deinem Schritt erbebt die Erde wonnig,
Der Strand ergrünt bei deines Auges Schein!
Die Bäume rauschen auf und werden rege,
Blüthen zu streu'n auf alle deine Wege;
Das Meer erbraust, und strahlt und liegt voll Rosen,
Wie wenn man drüber schifft im Abendscheine.

Wie schön dies Leibchen dich, Geliebte kleidet!
Die Blumen, die daran als Zier du trägst,
Ich glaub', daß dich der Lenz um sie beneidet!

Du weißt, mein Freund, so schön dich blau zu tragen,
Daß sich nach dir des Meeres Wellen kleiden,
Nach dir der Himmel an seinen schönsten Tagen.

Du bist der Stern, der ob den Alpen glühet,
Wenn duftend durch die blauen Bergeslüfte
Der süße Hauch der Alpenblumen ziehet.

O schöner Jüngling, dem von ferner Gränze
Der Ruhm voranzog durch's Toscanerland,
Wohin du kämest, kämst du mit dem Lenze, —
Es scheint der Lenz an deinen Fuß gebannt!

Es eilt die Flur, daß blumig sie erglänze,
 Wohin des Tags den Stab lenkt deine Hand;
Gesänge werden wach und Spiel und Tänze,
 Wo du des Abends ruhst an kühlem Strand;
Der Hain ergrünt, Waldnixen flechten Kränze,
 Wo du des Nachts entschliefst am Quellenrand;
Und Morgens, wo du aufwachst, ist zu schauen
 Rings um dich her brillantengleiches Thauen.

Wär' mir zu Lehn der Schönheit Reich gegeben,
Mit allem Reiz umgäb' ich dich, mein Leben!

Wär' ich des Reichthums Herr, dich zu begrüßen,
Legt' ich groß Gold und Stein zu deinen Füßen;

Wär' ich im Reich der Fegeflammen Meister,
Auf dein Gebot befreit' ich alle Geister.

Wär' ich der Hölle Fürst, ich schlöß' die Pforte
Auf ew'ge Zeit für Eines deiner Worte.

Herrscht' ich im Paradiese und du kämest,
Stieg' ich vom Throne, daß ihn du einnähmest.

Stieg' ich vom Thron', und wär' dir unterthänig,
Viel sel'ger so — als ohne dich, ein König!

Willkommen schöner Knab', vor unsern Hütten,
 Gleichwie ein Festtag unter Wochentagen!
 Beglückt ist, die zum Tanze du wirst bitten.

In dieses Baumes gastlich dunkler Kühle,
 Da halt' ich, Kind, manch Stunde lang Siesta.
Zu Gästen kommen Träume und Gefühle,
 Es gibt mein Herz ein königliches Fest da.
An deiner Reize üpp'gem Rosenpfühle
 Credenzet uns das Mal ein leichter West da;
Statt goldnen Weins, der in den Bechern spühle,
 Bringt Duft er, den du athmest, eine Vesta,
Und sind berauscht sie von dem Festgewühle,
 Und ist vom Nektar schon kein kleinster Rest da,
Dann scheiden sie, und lassen als Erwiedern
 Dem Wirth zurück ein Angebind von Liedern.

Ich denk' nicht d'ran, was mir wohl übrig bliebe,
 Wenn du mit schönern Damen mich vergleichest;
 Bin ich nicht schön, ist schön doch meine Liebe.

Gustav Heider.

Entscheidung.

Kannst du mich denn nimmer lieben,
Hasse mich doch tief und arg.
Hasse mich aus vollem Herzen,
Das wol nie noch Liebe barg.

Meine Seele wird dann stürmen
Und verzweifelnd untergehn,
Aber nicht so unstät schwankend
Immer noch nach Hoffnung spähn!

Besser ist's, den Baum zu fällen,
Daß er sinkt mit einem Schlag,
Als ihm seine Blüthen rauben,
Langsam nur von Tag zu Tag.

Die welke Rose.

Was klagst du, Theure, daß die Rose
Am Busen dir so schnell verblüht?
O frag sie nur, die blätterlose,
Wie's ihr im Innern brennt und glüht!

Du warst so trüb und voller Schmerzen,
Und aller Trost hat nichts getaugt,
Da hat sie liebreich aus dem Herzen
Den Schmerz in sich hineingesaugt.

Und würdest du nur stille lauschen,
Nur still, du hörst es dann gewiß
Gar lieblich aus den Blättern rauschen:
»Der Tod der Liebe ist so süß.«

Eduard von Bauernfeld.

Die Reichsversammlung der Thiere.

Windspiel, als Herold (tritt auf).

Beschlossen ward's im ganzen Reich:
Die Thiere sind sich alle gleich;
Mit kurzen oder langen Beinen,
Mit Flügeln oder auch mit keinen,
Mit Rüssel, Schnabel, Schnautz' und Rachen,
Vom Elephanten bis zur Schneck' und Maus —
Mit eingeschlossen selbst die Drachen —
Wir machen ein einiges Thierreich aus.
Der tyrannische Löwe ist vertrieben,
Wir wählten den Hamster nach unserm Belieben.

Die Thiere. Vivat!

Herold. Da wir nun Brüder sind sofort,
So wär' es hier vielleicht am Ort,
Die Herren zu mahnen unterdessen,
Daß Keiner darf den Andern fressen.

Bär (brummend). Was? Keiner?

Herold. Keiner, Herr Baron!
Es ist gegen die Constitution.

Alle zahmen Thiere. Es lebe die Constitution!

Bär (für sich). Mir knurrt bereits der Magen davon.

Herold. So künd' ich Frieden, frei Geleit
Die ganze volle Reichstags-Zeit,
Bis die Volksvertreter ernannt sind,
Bis die neuen Minister bekannt sind.
Heil unserm König, Hamster dem Ersten!
(verneigt sich und tritt ab.)

Wilde Katze (zum Luchs).

Was soll das heißen? Man möchte bersten!

Das Faustrecht wollen sie stellen ein?
Das Volk soll frei und unfreßbar sein?
Luchs. So ist's — zum allgemeinen Frommen.
Wilde Katze. Sind denn die Mäuse nicht ausgenommen?
Luchs. Vielleicht. Nur still! ein Wort in's Ohr:
Gevatter, ich sag': 's geht nach wie vor;
Laß nur den Reichstag vorüber sein,
Dann lad' ich dich auf ein Hühnchen ein.
(Gehen vorüber.)

Elephant (als Wahlcand'dat).
Liebe, gute Herrn, um Eure Stimmen bestens seid gebeten,
Aber geht mir aus dem Wege, denn sonst könnt' ich Euch zertreten.
Fest und sicher, wie ich wandle, halt' ich auf das alte Recht,
Denn ich bin aus einem alten, ante-diluvianischen Geschlecht.
Seht die Ohren, schaut den Rüssel! Ist das Tüchtigkeit? Sagt selber! —
Ja, mich müssen sie erwählen, sind die Wähler keine Kälber.
(Er will weiter schreiten.)

Milbe (stellt sich ihm in den Weg).
Bon jour! Elephant, Herr Bruder!

Elephant (sieht sie über die Achsel an).
Servus! — Was will das kleine Luder? (trabt weiter.)
Milbe. Ich bin eine Milbe,
Und sag' keine Sylbe;
Als: Vivat, daß man zur Wahl uns berief!
Wir haben eine Stimme cumulativ.

Chor von Millionen Milben (jubelnd).
Vivat! Eljen! Hoch!
Wir haben Eine Stimme cumulativ.

Chamäleon (zu seinen Wählern.)
Meine Herrn, Sie kennen meine Natur,
Sie wissen, ich will Niemand bethören,
Sagen Sie mir nur,
Welcher Farbe Sie angehören?
Die Wähler. Wir sind alle roth.
Chamäleon (erscheint roth). Ganz nach Ihrem Gebot.

Die Wähler. Welche herrliche Purpurgluth!

Chamäleon (verneigt sich).

Für meine Comittenten mein Blut!

Andere Wähler. Wir aber sind blau.

Chamäleon (erscheint blau). Meine Farbe genau.

Wähler. Indigo! Sie sind unser Mann.

Chamäleon. Man thut, was man kann.

Andere Wähler. Nichts da! Nur gelb kann uns behagen.

Chamäleon (erscheint gelb). Sie dürfen's ja nur sagen.

(wendet sich nach verschiedenen Seiten.)

Roth — blau — gelb — ich bitt' um Acclamation.

Alle Wähler. Vivat unser Vertreter Chamäleon!

Ameisenbär (zu den Ameisen).

Meine Herrn, ich will's nicht läugnen,
Vor Zeiten hat Sie mein Vater gefressen;
Aber das wird sich nimmer ereignen:
Der Sohn schützt in Zukunft Ihre Interessen.

Wolf (zu den Lämmern).

So schwör' auch ich, hinfürder nur allein
Ein constitutioneller Wolf zu sein.

Ein Lamm. Schön! Doch möchten Sie nicht erst zum Nägelschneiden sich bequemen,
Und erlauben, daß die Zähnchen wir aus Ihrem Rachen nehmen?

Wolf. Das geht nicht an, mein lieber Sohn;
Die brauch' ich als Opposition.

Chor von Füchsen.

Wir kommen vom Karpath und Ural her,
Vom Dnieper, Don und Dniester:
Zu Deputirten taugen wir freilich nicht sehr,
Doch braucht man auch Minister.

Nacht-Eulen als Wähler.

Das Amt ist schwer,
Doch frischen Muth!
Die Augen zu,
So geht es gut.

Schafheerden.

Wir leben still, man nennt uns das Volk,
Wir kauen mit ruhigem Gemüth,
Nach hohen Würden streben wir nicht,
Wenn nur häusliches Glück uns blüht.

Bock (lorgnirend).

Was das für allerliebste Kinder sind!
Jean kann sich da vortrefflich delectiren;
Was kümmert's mich, wer heut ein Portefeuille gewinnt,
Ich denke d'rauf mein Herz hier zu verlieren.

(Er eilt einer Gazelle nach.)

Affe. Vive le roi! Ihm dien' ich gern,
Geht nichts über einen Kammerherrn!

Enten (untereinander).

Anstand! Nur Anstand!
Feiner Anstand ist kein leerer Tand.
Wir Damen
Erscheinen mit Anstand,
Und mit dem schillernden Ehrenband.
Anstand! Nur Anstand!
Feiner Anstand ist kein Tand.
Nur Anstand!

Staar (zum Papagei).

Was wählen Sie sich aus, mein Schatz?

Papagei. Im Reichsrath denk' ich ist mein Platz.
Staar. Da wollen wir zusammen halten.
Papagei. Nun freilich wohl! Es bleibt beim Alten.
Esel. Mein Grundsatz ist — das weiß ein Jeder, der mich kennt:
Nur Keinem seine Stelle weggenommen!
Doch möcht' ein mäßiges Talent
Dann endlich auch in's Ministerium kommen.

Ochse. Herr Bruder, nein!
Wir kommen nie hinein.
Wir finden keine Gnade:
Du bist zu gut, ich bin zu grade.

Wurm (für sich).

Zu dumm, zu plump. Ihr werdet's nie gewinnen!
Es gilt: sich einzubeißen, einzuspinnen.

Hahn. Das Militär'sche ist mein Fach:
Ihr seht's an meines Federbusches Wehen.
Ich hoffe bald als General
Den neuen König anzukrähen.

Der Löwe (als vertriebener König).

Ich sehe wohl ihr thörichtes Beginnen,
Und möchte helfen diesen armen Thieren;
Sie werden bei dem Wechsel nichts gewinnen,
Und da sie mich verjagt, sich selbst verlieren.
Was aber hilft's? Sie sind einmal von Sinnen,
Und müssen diesen Unsinn durchprobiren.
Lebt wohl! Verwirrt Euch nur, Ihr kleinen Geister:
Zur rechten Zeit doch bändigt Euch der Meister.
(Er geht in eine Wildniß.)

Herold (mit dem Stabe geht vorüber).

Ruhe, Friede, frei Geleit
Durch die ganze Reichstagszeit!

Leopard, Tiger, Hyäne (beim Bankel).

Leopard. Frei Geleit! — es ist zum Lachen!

Tiger (verzehrt einen Rehrücken).

Frei Geleit — in meinen Rachen.
Hyäne (eben so). Frei Geleit — die Rippen krachen.
Leopard. Tiger, willst du Minister sein?
Tiger. Ich nicht, nein.
Leopard. Hyäne, oder du?
Hyäne. Laßt mich in Ruh.
Leopard. So sucht Euch eine and're Stellung aus;
Ich hab' die Wähler in meinem Sold.
Tiger. Wir haben Macht, wir haben Gold,
Ich denke, wir bilden das Oberhaus.
Leopard. Recht, Ihr Freunde. Auf mich könnt Ihr zählen.
Hyäne. Nun gut! so laßt die Esel wählen.
Dachs. Ich trau' dem Reichstag nicht, mir schwand das alte Joch. —
D'rum kriecht ein kluger Mann bei Zeiten in sein Loch.
(Er versteckt sich.)

König Hamster.

(Hält die Thronrede, wovon man nur abgerissene Sätze vernimmt.)

Der wünschenswertheste der Thronen —
Mit liberalen Institutionen —
Kammer voll Intelligenz —
Conservative Tendenz —
Glorreiche Revolution —
Civilliste — Dotation. —

Alle Thiere. Vivat!

Herold. Der Reichstag ist aus,
Geht Alle nach Haus!
Das Budget ist votirt,
Jetzt wird weiter regiert.
Kein Platz mehr vacant,
Die Minister ernannt.
Der Bock hat den Cultus
Und sittlichen Wandel;
Wolf und Schnecke Justiz,
Und der Esel den Handel.
Marine und Krieg
Hat die Taube allein,
Und die Schlange soll künftig
Für's Auswärtige sein.
Der schlanke Blutegel
Besorgt die Finanzen —
Just contrasigniren sie
Die Ordonanzen.
Es lebe das Reich!
Alle Thiere sind gleich!

Chorus. Es lebe das Reich!

Huhn (gackernd). Es lebe —

Fuchs (beißt ihm den Kopf ab).
Halt den Schnabel!
Die Gleichheit ist nur eine Fabel.
Wer tücht'ge Tatzen und Zähne hat,
Ist ein mächtiger Potentat!

Geier (packt ihn, und trägt ihn sammt dem Huhn in die Lüfte).
Und wer Flügel hat und Krallen,
Der ist der mächtigste von Allen.



Josef Rank.

Die Capelle *).

Novellete.

Es wollte Abend werden, da rief eine Mutter eilig ihre Kinder zusammen. »Ich habe Euch bis zur Stunde ein großes Geheimniß verschwiegen,« sprach sie, »damit Ihr Eure Tagesgeschäfte in Ruhe und Ordnung vollbrächtet; nun aber wißt, der Vater kommt heute noch heim! Werft Euch nun schnell in Eure besten Kleider und zeigt Eure Freude; wir wollen hm eine gute Strecke entgegen gehen.« Da entstand ein lustiges Springen, Lärmen, Rennen; die Jüngsten zog die gerührte Mutter sanft zu sich neben den Stuhl und kämmte und kleidete sie; die Ältern und Ältesten liefen nach der Kammer oder auf das Dachstübchen, von wo sie bald nett und reinlich im Feierkleide zurückkehrten. Als nun eben das Freudengeschrei, das Gelärm und Gefrage am lautesten war und die glückliche Versammlung um die ernste bewegte Mutter bis auf den ältesten Sohn alle Geschwister zählte, gab die Mutter das Zeichen zum Aufbruche. »Wir wollen trachten, vor Sonnenuntergang die freie Berghöhe zu erreichen,« sagte sie, »dort übersieht man weit landeinwärts die Straße und kein Wanderer entgeht unserem Auge. Kommt, daß ich Euch mit Weihwasser besprenge.« In selbem Augenblicke aber ging die Thüre auf und der Vater trat herein. Mutter und Kinder schrien vor Überraschung und Entzücken laut auf. »Maria, Gnadenvolle! Da ist er schon selbst!« rief die Mutter und umarmte den Eintretenden freudig erschüttert. »Du liebes, treffliches Weib,« erwiederte dieser nicht weniger in tiefster Seele bewegt — »hast mir mit der festlichen Schaar unserer Herzenskinder entgegen wollen? Nun sieh, dieser Kuß und die-

*) Zwar in der Kölner Zeitung bereits erschienen, ward diese Novelle von dem Herrn Verfasser für das Album mitgetheilt, da er, im Begriffe Wien zu verlassen, nicht im Stande war, einen eigenen Beitrag für dasselbe zu schreiben.

sen zum Dank! Das überzeugt mich wieder, daß du meine liebvollste, trauteste, sorgsamste Gefährtin des Lebens bleibst. Glücklich habe ich die Hauptstadt verlassen, weil mein Geschäft besser als ich gehofft, zu Ende, und glücklicher kehre ich an das Herz all meiner Lieben heim. So kommt, daß ich Euch küsse und herze, Ihr Kleinen alle! Gott und die Engel zum Gruß!« Und nun hob er von den Kleinen Eins nach dem Andern hoch in die Lüfte, senkte die jubelnden Schreier dann zum Munde, an die Brust und ließ sie dann wieder sanft zu Boden gleiten. Als es mit dem Begrüßen die Runde war, ging es an's Geschenkvertheilen; Tumult und Jubel zog sich nun um den eichenen Ecktisch herum, wo die duftigen und glänzenden Geschenke zur Schau und Vertheilung kamen, und nun erst konnte es geschehen, daß sich der Vater zurückzog, um sich in bequeme Tracht zu werfen und an einige Rast zu denken. Auf dem Herde schnalzte und prasselte sogleich das gastliche Feuer und die glückliche Mutter wurde zur geschäftigen Wirthin. Die Abenddämmerung kam; da standen auch schon die dampfenden Lieblingsgerichte des Vaters bereit. Aber vergebens wurde sich noch immer nach dem ältesten Sohne gefragt: »Sei ruhig, lieber Mann,« sprach endlich geheimnißvoll die Mutter, »er ist nicht weit, daß ich dir's nur im Stillen zur Beruhigung eingestehe, seit du in der Hauptstadt abwesend warst, hat er kaum mehr Hammer und Meißel aus der Hand gelegt, nachdem er erst den nahen Felsen gesprengt und zur künftigen Capelle ausgehöhlt, denn nun hat er bereits auch Altar und Nischen und gar einladende Sitze und Knieschemmel gehauen, damit er dir einen oft geäußerten Wunsch erfülle. Sei also ruhig, lieber Mann, und rufe ihn nicht von seiner Arbeit, die er zur Stunde noch vollenden will. Eben war er da eine Erfrischung zu nehmen, Schweiß der Hast und Mühe lief von seiner Stirne und schleunig kehrte er zu seiner Arbeit zurück. Ruft mich doch gleich, sprach er freilich, wenn der Vater kommen sollte; aber nicht wahr, du denkest selbst, daß wir ihn doch vollenden lassen, bevor wir ihn rufen.« Dem Vater glänzte bei diesen Worten das Gesicht wie einem tief Erfreuten und Gerührten. »Ja, lassen wir ihn ungestört,« erwiederte er, »das Vergnügen des Wiedersehens wird erst recht sein Herz erfüllen, wenn nur seiner Absicht Genüge geschah. Aber ich werde sehen, wie ich ihn unbemerkt in seiner Geschäftigkeit beobachten könne.« Nach diesen Worten stand er auf und sprach sein herzliches Tischgebet; die Kinder lärmten und jubelten am Seitentische und hörten nicht auf, Vater und Mutter zu sich zu rufen: »Nun so thu doch

den lieben Schreiern den Willen, Mutter, geh' hin und spiel und plaudere mit ihnen; du hast dich heute genug umgethan, raste auch ein wenig.« So ging denn die Mutter zu den lärmenden Kleinen. »Und wenn jener Hausirer inzwischen käme, der vor einigen Monaten hier war und so köstliche Tränke zu bereiten wußte, so sagt, er möge bleiben, ich würde im Augenblick wieder zurück sein.« Diese letzteren Worte sprach der Hausvater, als er eben schon die Thüre zum Hinaustreten geöffnet hatte. Neuer Jubel für die Kinder; denn jene glücklichen Abende waren nicht vergessen, als der heitere Fremde die lieblich wundersamsten Märchen und Geschichten erzählte, dabei die duftigsten Naschereien austheilte und die süßesten Getränke bereitete. »Soll er kommen? Ist er hier gesehen worden?« riefen Alle wie aus einem Munde. »Nun er hat die letzte Tagreise mit mir gemacht,« erwiederte der Vater, »er ist nur indessen zum Nachbar geeilt, wo er ja, wie Ihr wißt, sein bestimmtes Nachtlager hat; dort vor Allem muß er seine Ankunft melden.« Nach diesen Worten verließ er das Zimmer.

Draußen kam ihm der Hausirer entgegen. »Ah, wie gerufen,« sagte unser Hausvater, »Ihr müßt nun gleich mit mir geh'n; mein ältester Sohn, den Ihr ja von Euerm frühern Aufenthalte her kennt, nun der trieft noch im Schweiße seines Angesichts, mich durch ein gar frommes Werk zu erfreuen, ich denke, es soll Euch selbst überraschen und rühren, das mitanzusehen und ihn, wie er hastet, zu belauschen. Kommt, wenn Ihr Theil nehmen wollt an meiner Freude, und begleitet mich hin. Wir machen kaum dreihundert Schritte bis zu dem Granitfelsen, den er seit meiner Abwesenheit gesprengt, gehöhlt und reinlich zur Capelle behauen hat; gar Altar und Knieschemmel soll er mit Fleiß und Verstand darin angebracht und fast vollendet haben. Wollt Ihr mitgehen lieber Freund? oder wollt Ihr doch lieber mein Weib und meine Kinder willkommen heißen, bis ich zurückbin?«

»Verzeiht mir, ich muß Euch verlassen und kann weder Euer gutes Weib noch Eure lieben Kinder willkommen heißen.«

»Wie? Das ist ja ganz wundersam; auch seid Ihr mir traurig! Was gibt's? Was ist vorgefallen?«

»Etwas, lieber Freund, was mich sehr nahe angeht; Etwas, darüber sich nur mit Erschütterung spricht... Ihr seid dabei nicht wenig betheiligt.«

»Seltsam.«

»Doch schlimmer als seltsam, Freund, und Ihr werdet wohl thun, Euch weniger zu verwundern als männlich zu fassen.«

»Nun so sagt mir kurz und gerade heraus, was mich so gar nahe angehen soll ... Daß ich doch sonst ein Mann, wißt Ihr... All die Meinen sind gesund, auch wüßte ich nicht, wie meiner Habe ein bedeutender Ruin bevorstehen könnte. Wie? oder wißt Ihr etwas von einer Gefahr, die mein einfaches Leben besonders angeht! Dann wäre ja dies Zaudern gar übel angebracht, denn eine Gefahr bei Zeiten mitgetheilt, läßt Mittel finden, sie abzuwenden.«

»Ein geschehenes Unglück so lange möglich verschweigen heißt Wohlthat üben an dem, der es ertragen soll!«

»Ha! ha! ha!

»O Freund, Euer Lachen erschüttert mich mehr, als es euer weinendes Auge wird...«

»Mich auch, denn sich bange machen zu lassen mitten in seinem sichern Glück, das ist doch wol sehr zum Lachen, und ich bin wahrhaft bange. Aber das macht nicht Euer Wort — Eure Miene machts. Nun aber ärgert sich unser Herz nur heftiger, wenn der bittere Trank noch länger vorenthalten wird als nöthig, sobald es sich einmal entschlossen hat, ihn zu nehmen. Ich glaube gar, wir filosofiren da, um ja recht spät oder gar nicht auf den Kern zu kommen. All die Meinen leben, alles Andere kann ich mit Fassung hören. D'rum seid kurz«.

»Lebt wohl!«

»Ihr seid mir nie wunderlicher vorgekommen«...

»Ihr mir niemals unglücklicher.«

»Dann lebt wohl, und nehmt Euer Geheimniß mit Euch. Soll's einen Kummer setzen, nun so wird er sich schon selber zeigen... Ihr habt recht; ich will mich für hinlänglich vorbereitet halten... Seid aber versichert, daß ich nicht umhin kann, Euch diesmal wenig von meiner Liebe auf die Reis' zu geben, weil Ihr ohne Vertrauen scheidet.«

»Wenn Ihr Euer Unglück erfährt, habe ich wahrscheinlich auch Eure ganze Liebe eingebüßt.«

»Ihr habt sie eingebüßt, bevor ich mein Unglück noch weiß. So lebt wohl! Wer mich für schwach hält, ist schon um meine Liebe.«

Der erschütterte Fremde umarmte unsern Hausvater lebhaft nach diesen strengen Worten, hielt dann seine Hand längere Augenblicke in der seinen, und sagte, indem er sich halb von ihm wendete: »Ich bin heute zum letzten Mal bei Euch in dieser schönen glücklichen Gegend voll

Berge und Wälder gewesen; kaum angekommen, wandere ich in Eile wieder davon. Grüßt mir Euer Weib und Eure Kinder ... Und was den ältesten Sohn betrifft, so ist mir um ihn am meisten. Mich hat der Weg eben dort vorübergeführt, wo er die Grottencapelle hämmerte. Neugierde, was dieses Klopfen im Innern des Felsens bedeute, zog mich so nahe, daß ich den wundervoll gearbeiteten Eingang mit erfreutem Auge betrachten konnte..., was aber mein Auge nur zu bald von dem freundlich frommen Werke Eures Sohnes, den ein wundersam natürliches Talent treibt, schaudernd abzog und mir Jammer und Entsetzen in alle Glieder jagte, das, o bedauernswerther Freund, will ich Euch nicht geradezu nennen, aber geht hin und überzeugt Euch selbst! Ich nehme Abschied und werde Euch nie wieder vor Augen kommen. Lebt wohl! Euer Schmerz wol wird größer sein, sobald Ihr das Schlimmste erfahrt, doch meine Betrübniß wird mich selbst überleben.«

Noch einmal umarmte der seltsame erschütterte Mann unsern Hausvater und entfernte sich schnell.

Voll Staunen und banger Befürchtungen stand letzterer noch lange wie angewurzelt und blickte dem eilig Davonschreitenden nach; hierauf aber verlor er keinen Augenblick mehr, nach der Felsencapelle zu eilen. Je näher er kam, desto zögernder wurden seine Schritte; seltsam, wie eine düstere, ungewisse Besorgniß die stärkste Menschenbrust leichter entwaffnet als das entschiedene Übel, wenn dieses gleich in schärffster Gestalt entgegen tritt. So erging es mindestens unserem bangen Hausvater, der endlich ganz nahe der Capelle stehen blieb und seine Seele in den wildesten Befürchtungen arbeiten ließ. Wie seine Füße, so wankte seine Stimme und er sprach vor sich hin:.... »Das wirft mich nieder. Gütiger Himmel, ich möchte nicht lange in diesem Zustande bleiben. Was kann der seltsame Mann gemeint haben? Es arbeitet sich dieses Herz ab, nichts allzu Übles zu denken und gelingt mir's denn? Nein! Nein! Es gelingt mir nicht! Lieber wendet sich mein Herz im Busen und läßt keinen glücklichen Gedanken mehr aufkommen in mir? Bin ich nicht Mann, der das Schlimmste ertrage? Gewiß ist, mit meinem Sohne steht es nicht wohl. Ich bleibe nicht länger zitternd und bange stehen: dort sehe ich den Eingang der kleinen Capelle, ich rufe nun, und wenn er mir antwortet: »Ja, ja! Was gibt's? Jesus und alle guten Engel, ist das nicht Euere Stimme, Vater?« — so spring ich hin und lasse nimmer ab, meinen Liebling, meinen Sohn zu halsen, der mir trotz aller Sorg' und Angst dennoch lebt und wohlauf ist!«

Er rief nun laut den Namen seines Sohnes, daß die Stimme sich hundertfältig an Baum und Felsen brach und weithin durch die Räume des Waldes lief. Aber eine Antwort des Sohnes blieb aus.

...»Ich höre nicht, daß er mir Antwort gäbe,« fuhr der Vater fort zu sich selbst erschüttert zu reden, »oder hat er mich nicht gehört? ... Ich wollt' ich fühlte mich besser« ...

Plötzlich schoß es ihm heiß durch alle Glieder. »Nun so bist ja du über mir, Vater aller Menschen!« rief er — »Alle seligen Geister sind uns gnädig!« Er schritt nun hastig nach der Felsencapelle.

Der Eingang war im Spitzbogen gehauen mit gothischen Zacken und Figuren; junges Gesträuch, fantastisch strebender Efeu und zartes Moos, womit der Fels von außen bewachsen war, gaben ein wundersam festliches Ansehen. Ein Lämpchen leise flackernd und neben dem kleinen Altare angebracht erhellte den kleinen Tempelraum, der sich nicht bedeutend mehr in die Länge zog, als in die Breite. Ungefähr in der Mitte der Capelle zeigten sich rechts und links in den Seitenwänden Nischen ähnliche Vertiefungen, bestimmt irgend ein Bild oder eine geweihte Statuette aufzunehmen; unter den Nischen lief eine Reihe wohlgehauener Steinsitze bis fast an den Altar hin, zu dessen beiden Seiten erst die großen ernsten Sitze mit gothischer Verzierung für Vater und Mutter angebracht waren. Bei Tage fiel durch den Haupteingang und eine runde Wandöffnung, die rechts in der Nähe des Altars durchbrochen war, Beleuchtung genug. Wie das fromme Werk bis jetzt durchgeführt war, mußte es den Eindruck naiv-religiöser Stimmung machen, den der junge Werkmeister mittelst natürlichen Kunsttriebes zu verwirklichen strebte, denn während sich hier und da ein ruhiges Ausführen beim flüchtigsten Blicke von selbst nachwies, sprangen dort fantastische Willkürlichkeiten aus den Wänden, freilich nicht in ausdrücklichen Figuren, wol aber nach rauher Masse und rohem Gezack der Wände und Decken. — Wer sich aber diesen und ferneren Bemerkungen großer Aufregung wegen nicht gleich mit ruhiger Prüfung hingeben konnte, das war freilich unser Vater; sein Auge suchte im Werk des geliebten Sohnes nur den Sohn. Doch dieser war nicht da. Seine Werkzeuge lehnten wohlgeordnet neben dem Altare, eine kurze Leiter hielt sich Sturz drohend nur an einer Schärfe der Wand noch aufrecht und mußte dem Herabsteigenden in diese Lage nachgegleitet sein. Kleine Felsstücke und Steinmehl lagen hier und dort noch angehäuft.

So lebhaft auch nach einigen Augenblicken des Vaters Betrach-

tung am Werk des Sohnes prüfte und haftete, seine Freude erlag der düstern Besorgniß um den Sohn selbst. Wo war nun dieser? und was sollte er nach den schwermüthigen Andeutungen des Fremden von ihm erwarten? Während solcher Gedanken fiel der Blick des Vaters auf eine der Wandvertiefungen. Todtenblässe schoß ihm plötzlich in die Wangen und kalte Schweißtropfen des Entsetzens rollten ihm von der Stirne. Er mußte sich an die Wand lehnen, um sich aufrecht zu erhalten. In der Nische dort stand ein braunes Fläschchen, dessen Hals abgeschlagen lag, wahrscheinlich um den Inhalt bequemer und schneller übergießen zu können in das nebenstehende Trinkglas, welches noch zur Hälfte mit leicht gefärbtem Getränke gefüllt war. Auf dieses Fläschchen und dieses Trinkglas schauten die furchtbar starren Augen des entsetzten Vaters, denn es war ihm nun kein Zweifel mehr, was der fremde Mann in seiner Erschütterung gemeint hatte und warum er die Gegend so eilig verlassen wollte. Auf der Heimreise war es nämlich ein häufiger Gegenstand der Erwähnung und der Klage des Fremden gewesen, daß er vor mehreren Monaten aus Versehen statt einer unschädlichen Essenz zu süßen Getränken ein Fläschchen giftiger Flüssigkeit verkauft habe und daß er nicht wisse, an welchen Mann dasselbe gekommen sei. Umsonst habe er weit in der Runde Warnungen ergehen lassen und selbst Nachfrage gethan, und obwol ihm bisher nirgends ein Unfall gemeldet wurde und vor Augen kam, ließ es ihm doch weder wachend noch träumend Ruhe, daß endlich Jemand unglückselig genug den tödtlichen Inhalt des Fläschchens kosten und eines schnellen Todes sterben dürfte. Nach Form und Farbe war das verhängnißvolle Fläschchen eben jenes in der Wandvertiefung. Der beweinenswerthe Sohn hatte mit der Giftessenz in der Meinung sich einen kühlenden süßen Trank zu bereiten, das Wasser des Glases gemengt und sich aus harmlosem Irrthume einen raschen Tod getrunken. Als sich der Vater aus seiner Erstarrung wieder ermannte, schlug er die Hände lautjammernd über dem Haupte zusammen und wollte sich in wüthender Verzweiflung selbst zerfleischen. »Mein Sohn! Mein Sohn!« rief er aus, daß die Wände der Capelle, daß draußen die Kluft und weithin der Wald schaurig wiederhallte. »Mein Sohn, so hat dich das Unheil treffen müssen, daß du Gift trankst und heute noch eines so schnellen Todes sterbest? Wo bist du, daß ich dich umarme, so lange dein Herz noch schmerzlos pocht, dein Auge noch harmlos leuchtet! Wo bist du?!« Schnell von qualvoller Angst gejagt, verließ der Vater jetzt die Capelle, stürmte wie im

Wettlaufe zur nächsten Nachbarwohnung, wo er pochte und rief, daß Entsetzen alle Hörer fast erstarren machte: »Auf! Macht auf! steht mir bei! Mein Sohn will sterben — wer läuft mir um den Priester? Mein Sohn hat Gift getrunken — wer läuft mir um den Arzt? Macht auf und kommt heraus! Hört einen verzweifelnden Vater!«

In diesem Augenblicke umfaßten ihn zwei männliche Arme. »Vater,« sprach die wehmüthige Stimme seines Sohnes — »Vater, was ruft und klagt Ihr so? O seid mir tausend Male gegrüßt und willkommen! Hier bin ich ja — warum mach' ich Euch so viel Kummer!« Der Bursch hatte aber selbst um einen Arzt geschickt und hatte beim Priester des Orts in aller Stille gebeichtet, denn er wußte bereits von dem Unglück, das er in sich trug. »Vater,« fuhr er daher jetzt fort, nachdem er diesem lange schweigend und erschüttert im Arm gelegen — »mein Vater, unser Jammer macht nichts gut. Sei es, denn nichts mehr ist zu ändern. Ich weiß, ich habe Gift getrunken... Als ich vorhin noch eifrig und lustig hämmerte in der Capelle, daß ich fertig würde mit der Abendglocke und bevor Ihr noch zurückgekommen, trat jener fremde Mann, dessen Märchen und Tränke uns einst so sehr behagt, zu mir in die Capelle, rief nacheinander viel Lob und Verwunderung aus, fragte mich das und jenes, welcher Landsmann mein Lehrer gewesen, wie lange es her, daß ich eine Gestalt im Geiste nun in Stein anschaulich zu machen verstehe, und vieles Andere noch, wie eben die neugierige Rede geht. Ich gab gerne und artig jeder Frage eine Antwort, pfiff dazwischen und sang ein Liedchen und war voll heiterer Dinge, denn ich dachte nur immer, der Vater wird kommen, und der Himmel weiß es, wie ihn mein Eifer freuen wird...«

»O mein Sohn! Mein Sohn« unterbrach ihn der verzweifelnde Vater — »wie ist der Schmerz nun größer als die Freude!«

»Da fiel mir endlich auf, warum der Fremde so lange ruhig stand und gar nichts mehr reden wollte? Ich schaute mich um und erschrack nicht wenig, als er dort an der Wand lehnte, bleich, kaum aufrecht, die Augen auf eine Nische gerichtet. Mein Gott, rief ich aus, was ist Euch geschehen? Euch ist schwerlich ganz wohl! Womit kann ich Euch helfen? Mein Sohn, erwiederte er, wer hat aus jenem braunen Fläschchen getrunken?... Wer? Ich selbst. Erinnert Euch, daß darin eine von Euren Essenzen ist, die das gewöhnlichste Wasser süß, kühlend, duftig und stärkend macht. Als Ihr uns das letzte Mal eben verlassen wolltet, war ich's, der noch ungeduldig in Euch stürmte, Eure Trä-

gerlast abzupacken und mir noch ein Fläschchen Essenz zu reichen; das thatet Ihr denn gern und eilig. Heute nun, am Tage meines hastigsten Eifers, holte ich mir das Fläschchen hervor, kühler Trank that mir noth, und so genoß ich ohne Arg' aus demselben, obwol mir dessen Geschmack nicht zusagen wollte. Ich trank auch kaum zwei- bis dreimal. Ja, dort steht es noch: das Fläschchen und daneben der gemischte Trank. Auf diese Worte wurde der Mann noch blasser als er schon war, er wankte und stürzte hin, erst auf die Knie, dann auf das Angesicht. Ich war sehr erschüttert, denn ich glaubte nicht anders, als dem Manne eine Essenz getrunken zu haben, die er vor Allem kostbar hielt und schwerlich mehr trotz Müh' und Geld bereiten könnte. — Deshalb trat ich auch eilig hin und half ihm, daß er sich aufrichte. Hab' ich Euch eine kostbare Essenz ausgetrunken, fragte ich besorgt und vor Theilnahme wurden mir die Augen feucht, — oder was fehlt Euch sonst? Seht, mein Vater ist nicht eben arm, er kann Euch etwas vergüten; sagt nur mir es, mein Vater liebt mich, ich sprach noch selten einen vergeblichen Wunsch. Der Mann aber stürmte jetzt wie ein Verzweifelnder vom Boden in die Höhe und schrie: »Unglücklicher! Nicht deines Vaters ganzes Vermögen, nicht alles Gold der Welt macht den Schaden gut, den du erleidest, nicht ich! du hast Gift getrunken! du stirbst noch diese Nacht!«

»Mein Sohn! Mein Sohn! O wie wurde dir da? Zu hören, daß du verloren bist und daß auch keine Hilfe!...«

»Der Fremde stürzte davon nach diesen Worten; ich blieb allein in der Capelle. Da freilich wankte mir das Knie. Doch faßte ich mich und erhielt mich aufrecht. Sterben müßt' ich? sagte ich nach einer Weile, als ich wieder reden konnte, zu mir selbst — Sterben? Und kommt nicht der Vater heute noch heim? Und was wird die Mutter sagen? Da legt' ich die Hand über die Augen und weinte wie ein Kind. Die Werkzeuge legte ich dann zusammen und ging den Priester aufzusuchen. Nach der Beichte schickte ich meinen Freund, dem ich mein Unglück sagte, um einen Arzt, und als ich eben zurückkomme, begegne ich Euch und höre Euch mein Unglück schon verzweiflungsvoll von Haus zu Hause rufen. O sagt, weiß auch die Mutter schon davon?«

»Noch nicht, du unglücksvolles Kind! Mir allein hat es der Fremde mitgetheilt.«

»O! laßt es ihr auch ferner verschweigen! Schmerz genug, wenn sie meinen unvermeidlichen Tod beweint; sie wisse nichts von meinem Leiden!«

Aber im Nachbarhause hatte man den Verzweiflungsruf des Vaters gehört und man kam nun bestürzt und eilig, nachzusehen; auch des Nachbars Töchterlein kam. Mit Schmerz und Verwirrung sahen das Vater und Sohn und sie beschlossen ihrer Erschütterung eine andere Deutung zu geben. Leichter wurde das dem Ersteren, doch den Sohn führte des Nachbars Töchterlein bei Seite und hing mit den Augen zitternder Besorgniß an seinen Mienen. »Laß dort deinen ehrwürdigen Vater erklären und bekennen, ich hör's von dir allein. Sag' doch, was ist's? Was schrie dein Vater vorhin so laut, daß wir uns alle entsetzten? Ist wo ein Unglück geschehen? Wen betrifft's? Doch nicht ihn, oder dich, oder deine Mutter, oder Eines deiner Geschwister? Sag', o sage! du bist selbst so blaß, als ging es dich besonders und allein an.« Der Unglückliche faßte sich nur mit vieler Mühe und sah noch bläßer als zuvor. Erst nach einer Weile sagte er: »Erschrick nur nicht ... ich komme, daß ich nun allerlei mit dir rede ... Sag' mir, mein Lieb', hast du nicht gehört, was sich die Leute erzählen?«

»Die Leute? Was denn? Ist's gut, warum glaubst du denn, daß ich darüber erschrecke?...«

»Freilich, das mein ich wol auch... Nun, du sollst's hören. Mein Lieb', die Leute sagen, ich reis'te diese Nacht noch ab, müßt' auf lange in die Fremde.«

»In die Fremde? Wer sagt's? Und wenn es die Leute sagen, so ist's darum ja noch nicht wahr?«

»O mein Mädchen — dieses Mal doch.«

»Maria! Gnadenvolle!«

»Sieh, wie du jammerst! Das sollst du nicht, mein Lieb', ich komme wieder.«

»In die Fremde! Diese Nacht noch! Und zur Stunde, wo du vielleicht schon wanderst, erfahr' ich's erst? Was ist das? Nun so muß ich dir sagen, daß ich nichts Gutes davon halte... du mußtest lange davon wissen!«

»Nicht lange weiß ich — eine halbe Stunde etwa — daß ich fort muß.«

»Und dürft' ich wissen, wohin? warum?... O Gott und Maria!«

»Jammere nicht... Mir ist schwermüthig genug. Denke, daß ich nicht freudig geh'; — und warum ich geh'? Mein Lieb' ich muß. Sagen läßt sich's nicht wol, warum — aber du wirst's hören, wenn

ich fort bin... Warum weinst du so?... Die Leute sagen freilich, es gehe über's Meer.«

»So seh' ich dich nimmer!«

»Sehen? O ja, mein Lieb', sehen wirst du mich noch; nur vielleicht verändert;... vielleicht seh' ich besser aus, wenn du mich wieder siehst... Weinst du noch immer?«

»Soll ich nicht weinen? Soll ich nicht jammern? Jetzt bin ich um Alles gekommen!«

»Sei ruhig, daß dich Niemand hört. Ich weiß nicht, ob es mein Vater dort nicht für gut hält, deinen Eltern und Brüdern von meiner Reise zu schweigen. Bin ich fort und erfahren sie dann, wohin und warum ich reise, so werden sie gewiß nicht sagen können, daß ich dich treulos verlassen habe...«

»O Heiland! Du verhüllst dein Gesicht und kannst vor Weinen nicht weiter reden.«

»Still... Komm, daß ich dich küß' auf dein liebes Aug', auf die Stirn, den Mund... Leb' wol — mein Lieb' — genug!«

»Werde ich von dir hören?«

»Sobald es tagen wird.«

»Wie meinst du das?«

»Du wirst ein Glöcklein hören, daran wirst du merken, daß Botschaft von mir kommt!«

»Wann aber wird es tagen, wie du es meinst? Und wann werde ich das Glöcklein hören?«

»Leb' wohl. Sieh', mein Vater hat dir die Deinen beruhigt, sie gehen ins Haus zurück. Folg' ihnen, damit es nicht scheine, ich habe dir mehr vertraut, als der Vater jenen... du siehst mich heute noch...«

»Soll ich gehen? bleiben? Ich weiß nicht wie mir ist... Leb wohl. Ich sehe dich heute noch...«

Und nun fielen sich Vater und Sohn auf's Neue in die Arme und hielten sich lange, erschüttert, fest umschlungen; bis sie aus einiger Entfernung die Stimme der rufenden Mutter hörten. Jetzt flochten sie ihre zitternden Arme vom Halse los und gingen jener entgegen. »Wo bleibt Ihr so lange?« sagte die Mutter mit freundlichem Vorwurf — »ich such' Euch eine gute Weile schon in der Capelle, hier und dort, aber nirgend Meldung, Antwort. So kommt doch, kommt! Soll ich Eure Freude nicht seh'n und theilen? Athemlos schreien sich die Kinder, wo ist der Vater? wo ist der fremde Mann, der uns die süßen Tränke macht

und die schönen Märchen erzählt? Wo ist der Bruder, kommt er nicht bald mit dem Vater? Ich hab' es nicht mehr erwartet, bis Ihr selber kommt, so bin ich Euch nachgegangen.«

»Wir kommen, Mutter, wir kommen,« erwiederte der Vater.

Gut daß jetzt die Abendglocke zu läuten begann, denn schwerlich hätten die Beiden vor der Mutter sogleich die rechte Fassung errungen; so aber flüchtete Jedes schweigsam zum Gebet. Zum Schlusse sprach der Vater laut und erschüttert seine allabendlichen Andachtsworte:

Herr, wieder ist ein Tag dahin — es sinkt
Die Sonne und das Glöcklein läutet fromm.
Wie? Haben wir gethan nach deinem Willen?
Doch uns're Sehnsucht war's... Wir geh'n nun ruhen;
Vergönne, daß kein böser Traum uns schreckt,
Kein lärmend Unglück unsern Schlummer weckt;
Vergönn' uns eines Kindleins Ruh und Frieden —
Und kann's geschehn, verhüt' daß Eines sterbe...
Doch wie du meinst!... Was kommt, hast du beschieden,
Von dir kommt Glück und Heil, auch Schmerz, der herbe...«

Die Mutter weinte, weil heute der Vater so gar erschütternd sprach. »Wo ist unser Sohn,« sagte sie dann, indem sie sich die Thränen aus den Augen wischte — »war er nicht eben noch bei uns?«

Über diese Worte erschrack der Vater so sehr, daß ihm die Rede auf den Lippen erstarb. »Wie« — sagte er nach einer Pause, »ist er nicht hier?... Geh doch voraus, Mutter... Geh', ich glaube gehört zu haben, daß ihn Jemand von uns rief... Geh', daß du den Kindern indessen Ordnung gebietest, ich komme sogleich mit unserm geliebten Sohne nach.«

Und nun lehnte er sich einige Augenblicke erschöpft an einen Baum; die furchtbare Herzerschütterung, die er vor der Mutter verbergen mußte, hatte ihm fast alle Kraft und Besinnung geraubt. Dann trieb ihn seine ahnende Seele gerade nach der Capelle, wo er den vermißten Sohn zu finden hoffte. Er fand ihn auch, am Altare hingesunken.

»Vater, Vater — mit mir geht's zu Ende, Vater...« sagte er mit brechender Stimme. »Mein Leid um die Mutter, um Euch, um viel Andere noch, hilft mein Leben brechen... Vater, ich fühl's, ich sterbe gleich hier am Orte... Ich habe mir mein steinernes Grab gehauen — diese Capelle...«

»O Jammer! Jammer!« schrie der Vater auf, stürzte vor dem sterbenden Sohne auf die Knie und umschlang ihn heftig.

»...Wie wollt' Ihr's denn meiner Mutter sagen — o gnädiger Himmel! und Allen, die mich lieben?... Weh mir! Weh mir! Vater schaut hin — schaut dorthin — wer hat die Bilder hereingebracht? — Christi Bild — Mariens Bild und hier das heilige Kreuz? — Schaut hin, sie bewegen sich, sie weinen, sie kommen näher — ich bin erdrückt — an's Kreuz geschlagen... Meine Mutter, des Nachbars... o Gott! ... Dank, Dank, die Knie brechen, und der Geist will sich erlösen.«

Eine Stunde später trat die Mutter an den Eingang der Capelle. Es war sehr dunkle Nacht geworden, das Lämpchen in der Capelle war ausgebrannt. »Vater, bist du hier,« rief die Mutter in den düstern Raum hinein — »Carl, Carl, bist du hier?...« Niemand gab Antwort. Also ging die Mutter weiter. Ahnung und Sorge trieb sie umher, denn seitdem sie der Vater voran nach Hause geschickt, ist auch weder Vater noch Sohn ihr nachgekommen; selbst der fremde Hausirer wollte sich nicht sehen lassen, auf den doch selbst die Kinder mit so viel Freude harrten. Im Nachbarhause erfuhr jetzt die Mutter zwei sonderbare Bekenntnisse: der Vater habe gesagt, es hätte ihn ein Wanderer mit der fürchterlichen Nachricht erschüttert, über seinen Sohn sei der Felsen zusammengestürzt, d'rum habe er vorhin so laut um Hilfe gerufen. Was den Fremden anbelange, nun der sei bestürzt und eilig gleich nach seiner Ankunft wieder abgereist. Allein Nachbars Töchterlein vertraute der Mutter insgeheim, Carl habe ihr von einer plötzlichen Reise gesprochen. Bange, wie die Mutter schon war, mußte sie dadurch nur noch ängstlicher werden. Sie verließ das Nachbarhaus schnell, um zurück zu eilen. Vielleicht, dachte sie, sind beide indessen heimgekommen. Als sie aber an der Capelle wieder vorüber wollte, hörte sie ein Geräusch wie von den Fußtritten eines Menschen.

»Wer ist da?« rief sie hastig.

»Ich bin's, liebes Weib,« erwiederte eine schwache, dumpfe, erschütternde Stimme.

»Ihr Heiligen und Engel! Was ist das? Du kannst ja kaum reden.«

»Kann so sein, Mutter...«

»Und durch die Nacht schimmert dein Gesicht so weiß...«

»Es wird sich ja wieder färben, mein Kind.«

»Was sind das all für Reden, Wunder, Geheimnisse, die mich zu Tode ängstigen?... Wo ist Carl, unser Sohn? Was habt Ihr den

Nachbarn gesagt vom Lebendigbegraben im Felsen, von einer plötzlichen weiten Reise in die Fremde?...«

»Mutter, nun da du so viel erfahren, wisse noch etwas mehr... wirst du's nicht gleich zu hoch aufnehmen?... Dieser Sohn ist wirklich abgereist...«

»Abgereist?! Wie sprichst du? abgereist...«

»Weine nicht gleich so heftig, Mutter... Ja unser Sohn ist abgereist — wir nennen's einen Heimgang aus der Heimat in die Heimat. ... Wer also abreist — ihm gibt ein Glöcklein das Geleite... diese Capelle hat er fromm und zierlich in den Fels gehauen — daß er nun eine würdige Ruhestatt habe....«

Anton Langer.

Romanzen.

Das Lied des Reiters.

Wenn du als Gattin einst im stillen Glücke
An deines Herdes trauter Flamme weilst,
Ein Kind an deiner Brust, mit lichtem Blicke
Des Gatten Lust in seinen Armen theilst,
Dann denk' daran, daß längst in fernen Landen
Auf öder Haide mein Gebein sich bleicht,
Und sprich: Ich hab', ich hab' ihn nie verstanden,
Er starb um mich, die Erde sei ihm leicht.

Vielleicht wird lächelnd dich dein Gatte fragen:
»Wer war er denn, der gar so theuer dir!«
»Ein trüber Schwärmer,« wirst du sinnend sagen,
»Er liebte mich, ich stieß ihn kalt von mir;
»Nun kam mir Kunde, daß in Feindeslanden
»Die Kugeln seine treue Brust erreicht.
»Ich hab' ihn nie, ich hab' ihn nie verstanden,
»Er starb um mich, die Erde sei ihm leicht.«

Und wenn dann siegreich die Trompeten klingen
Und heimwärts kehret meiner Reiter Zug,
Da wird dir Einer jene Locke bringen
Von deinem Haupt, die ich am Herzen trug,
Die blut'ge Locke, die sie bei mir fanden,
Und wenn er meinen letzten Gruß dir reicht,
So sprich: »Ich hab', ich hab' ihn nie verstanden,
Er starb um mich, die Erde sei ihm leicht.«

Vielleicht führt einmal dich in späten Tagen
Dein Weg vorbei an eines Reiters Grab;
Kein Kreuz und keine Inschrift wird es sagen,
Daß ich mein Herzblut hier verströmet hab'.
Doch du wirst ahnen, daß hier still gestanden
Ein treues Herz, und wird dein Auge feucht,
So sprich: »Ich hab', ich hab' ihn nie verstanden,
Er starb um mich, die Erde sei ihm leicht.«

Vom bleichen Reiter.

»Herein du bleicher Reiter,
»Herein zum Schenkenthor,
»Willst du denn heut' noch weiter,
»Schon steigt die Nacht empor;
»Hier klingt die Fiedel, blinkt der Wein,
»Und du willst noch zum Wald hinein:
»Im Wald ist's still und schaurig.«

»Bin einsam her gekommen,
»Zieh wieder fort allein,
»Was soll der Tanz mir frommen,
»Und was der goldne Wein?
»Da drinnen hätt' ich keine Ruh',
»Der Wald der sagt mir besser zu:
»Im Wald ist's still und schaurig.«

Das Mägdlein, das gerufen,
Stand lange noch am Thor,
Bis von des Rosses Hufen
Der Schall sich ganz verlor;
Vom Auge ihr ein Thränlein rann:
» Behüt' dich Gott, du Reitersmann,
»Im Wald ist's still und schaurig.«

Längst sank die Nacht hernieder,
Ihr war so weh im Sinn;
Sie lauschte immer wieder
Zum finstern Walde hin,
Und horch! ein Schuß, und dann ein Schrei —
Dann war's mit einem Mal vorbei,
Im Wald ist's still und schaurig.

Eugenie.

Wintertraum.

Niemals war die Winternacht so schaurig,
Nie so wehmuthsvoll der Windesklang,
Und das Leben ist so wüst und traurig
Und die Seele ist so still und bang.
Sagt! was hat die Schöpfung überfallen,
In den Todesschlummer hingestreckt?
Wird kein Frühlingsbote niederwallen,
Der die schöne Leiche auferweckt?

Komm, o Freundin meiner Kindertage,
Phantasie, mit deinem Liederchor,
In des Winters trüben Stunden sage
Mir des Frühlings holdes Märchen vor.
Oft schon hast du mir aus Himmelsweiten
Süße Lenzesdüfte zugehaucht,
Und des Lebens ernste Wirklichkeiten
Mir in heitern Farbenschmelz getaucht.

Leise, leise nun vor meinen Blicken
Dieser dichte Nebelschleier sinkt
Und das freie Auge mit Entzücken
All den Glanz des blauen Himmels trinkt.
Fächelnd spielet schon um meine Wangen
Eine sanfte, lebenswarme Luft,
Die die Blümlein alle schlafbefangen
Freudig aus der dunkeln Erde ruft.

Zartes Glöcklein, das den Lenz verkündet,
Hebet sich zuerst an's heitre Licht,
Blasse Primel ihre Stelle findet,
Veilchen zeigt das milde Angesicht.
Und die holden Frühlingskinder sprossen,
Keimen rings ein liebliches Gedräng,
Und es wird den freundlichen Genossen
Thal und Wald und Wiesengrund zu eng.

Über ihrem süßverborgnen Leben
Wölbt der Baum sein grünes Schattendach,
Auf den Zweigen, die sich schaukelnd heben,
Werden die beschwingten Sänger wach.
Fröhlich murmeln schon die Bächlein alle,
Stürzen rauschend sich hinab in's Thal,
Und es spielet auf dem Wasserfalle
Tausendfach der junge Sonnenstrahl.

Seht! der schöne Lenz, er ist gekommen,
Alles Leben hat er auferweckt,
Und den weißen Schleier weggenommen,
Der die schöne Erde zugedeckt!
Farben, Düfte, Klänge sich vereinen,
Freudenlieder steigen himmelwärts,
Und in all' den Jubel mischt den seinen
Andachtsvoll das frohe Menschenherz!

Horch! es schlägt der Sturmwind an die Mauer,
Kalt und schaurig ist die Winternacht,
Ach! es wird noch lange, lange dauern,
Bis die schöne Erde auferwacht.
Aber in den freudenlosen Räumen
Doch das Bild der heitern Zukunft steht,
Lasset mich den süßen Frühling träumen,
Bis der Traum mir in Erfüllung geht.

Anton Passy.

Das Fräulein von Paris, das in die Wüste ging. *)

Vielhundert Lichter schimmern
Von Spiegeln reflectirt,
In Sälen und in Zimmern,
Wo Ball gegeben wird.

Ich seh' die Mutter dorten
Vom Sohne hingeführt,
Sie ist nicht arm an Worten,
Sie scheinet tiefgerührt.

Sie scheinet zu berathen
Des lust'gen Sohnes Herz;
Er will zu den Soldaten,
Sie möcht' ihn anderwärts.

Er hat des Weins genossen,
Er schreit mit ihr enorm,
Er ist ganz fest entschlossen
Zur grünen Uniform.

Am Divan Adelheide
Beim guten Vater sitzt:
Im lust'gen Tänzerkleide
Vom Demantschmuck umblitzt.

Er spricht: „Sei Kind wie Alle,
Sprich nicht von Wüsten mir,
Ich führe dich zum Balle,
Um auszutreiben dir

---

*) Aus einem ungedruckten Briefe von Ludwig Zacharias Werner, an das vornehme Fräulein, als es in die Wüste gehen wollte:

„Sie schreiben, die Leute würden zu sehr erschrecken, wenn Sie in die Wüste gingen. Mein Kind! Kaiserinnen und Königinnen sind in die Wüste gegangen, die Leute aber sind gar nicht erschrocken. Die Leute erschrecken überhaupt so leicht nicht, darüber mach'n Sie sich nur keinen unnützen Scrupel! Die Welt vergißt uns bald, wenn wir nur auch eben so bald die Welt vergessen könnten!“

»All den Geschmack am Beten,
All die Melancholei;
Die Sehnsucht einzutreten
In eine Wüstenei.

»Von Hunderten die zehnte
Sieht spottend schon auf dich,
Zu welchem Regimente,
Heißt es, gesellt sie sich?

»Zu Carmeliterinnen
Fehlt ihr die Leibeskraft,
Für Ursulinerinnen
Die nöth'ge Wissenschaft.«

»Wie sich die Orden nennen,
Wie man von ihnen spricht;
Wie wir o Kind dich kennen,
Du taugst für keinen nicht.«

Er spricht es. — Wohlgesittet
Merkt Adelheid darauf.
Ein Fashionabel bittet,
Und zieht zum Tanz sie auf.

* * *

In süßen Geberden,
In fröhlicher Hast,
Umschlingt und umfaßt
Die Pilger auf Erden

Ein gauklender Traum,
Die Zeit und der Raum,
Ein Schiff und ein Kahn,
Das Bild und der Wahn.

Wer schreiet so laut — —
»Mich dürstet, vollbracht!
Mitleidige Braut,
In gläubiger Nacht:

»O komm', mich zu lieben,
Ich bitte dich sehr,
Von Liebe getrieben
Komm' her, o komm' her!«

»Vertraue auf Mich,
    Kein Mensch liebt dich so,
Wie Ich, — ja wie Ich,
    O lerne doch froh,

»Verborgen, aushalten
    Im Dunkel bei Mir;
Die finstren Gewalten
    Vertreib Ich von dir.«

* * *

Drehe dich, drehe dich
    Zielpunct ich sehe dich,
Mitten im Kreis.
    Lerne bereiten mich
Du, der im streiten mich
    Zu lenken weiß.

Nur das Vergängliche
    Liebt der empfängliche
Tänzergeschmack.
    Wie soll ich achten dich,
Wie nicht verachten dich
    Luftiger Pack!

Der du bedauerlich
    Findest und schauerlich
Was dir mißfällt.
    O du versauerte
Lügenummauerte
    Garstige Welt.

* * *

Die Damen flüstern leise:
    »Wie zierlich und wie fest.«
Rings tönt's im Tänzerkreise:
    »Wie schön und wie modest.«

Der Walzer ist geendet,
    Müd ist die Tänzerin,
Der Fashionabel wendet
    Sich bittend zu ihr hin.

In seinem Blick wir lesen,
    Er gräme mächtig sich:
»O wiss' es, himmlisch Wesen,«
    Spricht er, »ich liebe dich.«

Sie d'rauf gefaßt, im frommen
Doch ungezwung'nen Ton:
»Mein Herr, zuvorgekommen
Ist Ihnen Jemand schon.«

D'rauf Jener: »Adelheide,
Wer ist's, wenn ich's nicht bin?«
D'rauf sie: »»Er kennt uns Beide
Viel besser, als wir Ihn.««

»Ist er mit uns?« — »»Zuweilen««
»Sie lieben ihn?« — »»Ich muß.««
»Was ist sein Amt?« — »»Zu heilen.««
»So ist's der Medicus.«

* * *

Da tritt rasch zu den Beiden
Der Arzt, und unterbricht,
Er spricht zu Adelheiden,
»Nein, nein, ich glaub' es nicht.«

Sie fragt: »Was ich gesaget,
Ha'n Sie belauschet hier?«
Er d'rauf: »Nein, nein, geklaget
Hat es der Vater mir.«

»Daß Sie die schönen Kleider,
All Ihre Herrscherpracht
Ablegen möchten leider!
Wer hätte das gedacht!«

Er spricht es. — Sie verneiget
Vor ihm sich — und enteilt,
Der Fashionabel schweiget,
Und denkt: »Er heilt, er heilt!«

* * *

»Hast du's gehört?« fragt der Gamin.
»Ob ich's gehört hab', o!«
»Es ist die tollste Narrheit drin,«
Versichert der Badeau.

D'rauf der Faquin: »Auf und davon
Ist sie, wie man uns sagt,
In eine Wüstenei gefloh'n,
Des Herrgott's keusche Magd.« —

»Wann schließt des Mittelalters Gruft
Die Neuzeit gänzlich zu?« —
Ruft der Roué. — Von Wein betufft
Der Dandi tritt hinzu.

Der Dandi dahlt, der Dandi lallt,
Er bringt kein Wort heraus.
Die Andern lachen, daß es schallt,
Und schleppen ihn nach Haus.

* * *

Die Verwandten, die Bekannten,
Trügen gern zur Heilung bei,
Halten Rath mit Gouvernanten,
Wie das Kind zu heilen sei.

Man beschließt: eh der Gedanke
Vom Entlaufen sich fixirt,
Werde von der Bonne, das kranke,
Klar belehrt und inspicirt:

Darauf wird nun losgesteuert
Bei des Kindes Unterricht,
Das gesunde Kind betheuert:
Dieses Mittel helfe nicht! —

* * *

Blasirt und aufgeblasen
Die Bonne spricht allerlei
Von Pußten und Oasen
Und was 'ne Wüste sei.

Sie spricht von Wüstenrennern,
Wie keine mehr es gibt,
Weil aufgeklärten Kennern
Derlei nicht mehr beliebt.

»Ich möchte« ruft die Eleve,
»So gern 'ne Wüste sehn!
Wie soll des Pöbels Hefe
Was göttlich ist, versteh'n?« —

»Die Zeit in ihrer Richtung
Bringt nach der Wüste den Zug.
Wahrheit ist keine Dichtung!«
»Still,« spricht die Bonne und genug!

* * *

»Wollt Ihr mich nicht lebend haben,
Denket Euch ich sei verschieden,
Denket Euch ich sei begraben«,
Aber lasset mich im Frieden.

Ach verschieden ist hiernieden
Ja das Gestern auch vom Heute
Und Ihr selber seid verschieden,
Heute Menschen, morgen Leute.«

* * *

Die Augen himmelblau und naß,
Das Goldhaar glattgestreift,
Die Hände fein, das Antlitz blaß,
Ein Wesen frühgereift.

So sah ich dich in süßes Leid
Versunken, unerkannt;
Im Freien knieen Adelheid
Ein Kreuzlein in der Hand.

* * *

Fern von des Hauses tosendem Gewühle,
Sitzt sie einsam auf dem Wiesenplan,
Mit der Kränkung schneidendem Gefühle,
Ach! sie haben ihr zu weh gethan.

»Laß dir klagen o grüngoldner Wald,
Wie die Liebe wird bei Vielen kalt,
Lieblos ist die Herde, Haß der Hirt,
Wie die Liebe kalt bei Vielen wird.

Zu den Vielen ach, gehör' auch ich.
Wald und Wiesenplan, o tröstet mich,
Kalt bei Vielen wird die Liebe jetzt,
Gott und ihr sollt' mich befrieden jetzt.

Und die zarten Blümlein sehn sie an,
Waldesgipfel spricht zum Wiesenplan:
»Willst du, daß wir trösten dich? — wir thun's,
Stoßt der Mensch dich ab, so komm' zu uns.«

»Ledern, zäh' und grausig roh und kalt
Ist der Mensch geworden,« spricht der Wald:
»Komm zu uns,« ruft's rings herum nach ihr,
Und die Bäume sprechen: »Bleibe hier!«

* * *

Der Wüstenengel viele
Fliegen vom Himmel her,
Sie singen: »Kind am Ziele
Bete! was willst du mehr,
Bei uns'rem Saitenspiele
Segnet der Sterne Heer
Die ewigen Gefühle,
Trennen dich, immer mehr
Vom irdischen Gewühle
Retten sie hoch und hehr;
Gebannt in diese Kühle
Ach auf dem weichen Pfühle
Schlafe! was willst du mehr!«

* * *

Schon ist es alles verrauchet,
Das Feuer ist ausgebrannt;
Es haben ausgehauchet,
Die Adelheid gekannt.

Sie aber stirbt noch täglich
In Liebe frei und froh,
Sie jauchzet noch unsäglich
Ich möchte wohl wissen wo.

Ich weiß, daß sie noch lebet,
Weiß auch, woher ich's weiß;
Ihr einsam Flehn umschwebet
Den weiten Erdenkreis.

Sie kniet die Händ' erhoben
Für euch ein Cherubim,
Ihr braucht sie nicht zu loben,
Das Lob gehöret Ihm.

Ihm, der was denkt und leibet,
Versorget bis zur Gruft,
Der in die Wüste treibet
Und aus der Wüste ruft.

* * *

Zur Wüste machet eben
Das Herz so Weib als Mann,
In Wüsten kann nicht leben,
Wer Gott nicht lieben kann.

Von Sorgen ein Gewimmel
Das wüste Herz umflicht,
Es kennet Erd' und Himmel,
Die Liebe kennt es nicht.

Wir sind mit rohem Triebe
Durch Wüstenei'n gerannt,
Voll Liebelei, — die Liebe
Sie blieb uns unbekannt.

Leicht wird von Ihr gelenket
Zur Wüst' im Gnadenlicht,
Wer gern an Wüsten denket,
Von Wüsten singt und spricht.



Dr. Sebastian Brunner.

Eine neuchemische Vorlesung.

Aus einer größeren Novelle.

Die Weltgeistmanie — das Wahnsinnen der neuesten Zeit, das unsere Schuljungen eben so gut erfaßt — als renommirte Dichter und Gelehrte, bemächtigte sich auch des Neuchemikers Dr. Pantscher. Im Sichselbersetzen anstatt Gottes, schraubte er sich zum Gott, und seine Wissenschaft zur göttlichen Erkenntniß empor. Die Welt hielt ihn immer noch für einen großen Gelehrten, und doch war er längst ein Narr — aber die Welt glaubt nicht eher an die Narrheit eines Menschen, als bis sie selben gekettet und zähneknirschend aus den Gitterstäben eines Irrenhauses herausschauen sieht. — Dr. Pantscher hielt sein neues chemisches System für die Welterlösung, sich selber für den Heiland, und die von seiner Chemie keine Notiz Nehmenden galten ihm für irrende, ungläubige Sünder.

Hören wir seine Einleitungsvorlesung über Chemie auf der Universität zu Möpselglück.

Meine Herren!

Die ganze Welt ist nichts anders, als ein chemisches Laboratorium des Weltgeistes. Der große Weltgeist sitzt unter den Gestirnen wie ein Chemiker unter seinen Retorten, die Sonne ist seine Schmelzlampe, der Regen ist sein Destillationsapparat, der Winter ist die Abkühlungs-Vorrichtung — ein schöner Tag nach einem regnerischen, setzt der Erde die blaue reine Glasglocke des Ersiccators oder Austrockners auf, und so könnten wir eine Parallele zwischen allen großen Experimenten der Natur und allen chemischen Apparaten durchführen; aber wozu, Sie wissen, was ich sagen will!

Ich muß Sie gleich in meiner ersten Einleitungsvorlesung mit jener Erfindung bekannt machen, die so ganz mein Eigen ist, die ich so ganz mein nenne — und die ohne Zweifel in einigen Jahren die größten

Revolutionen in allen Wissenschaften hervorbringen wird. Bisher theilte man die Chemie in die unorganische und in die organische, je nachdem sie ihre Untersuchungen in den unorganischen, oder in den organischen Substanzen anstellte. Erkannt hat man diese Substanzen durch Reagentien, d. h. durch andere prüfende Substanzen; nur eine kleine Geduld — ich werde gleich auf meine Erfindung kommen. — Ich sage: der Weltgeist ist in der Substanz aufgegangen — er muß sich also durch Reagentien finden lassen.

Diesen Ausspruch wird kein vernünftiger Mensch bezweifeln, weil jeder, der ihn nur im mindesten bezweifelt — eben dadurch schon aufhört ein vernünftiger Mensch zu sein. Ich hoffe, es ist Niemand unter Ihnen, der mir eine gewichtige Einwendung machen kann — Sie schweigen — es ist also Niemand da!

Das ist also meine schon gemachte Entdeckung, daß sich der Weltgeist in der Substanz finden lassen muß, und zwar durch Reagentien; es handelt sich jetzt: auf was für einem Wege, auf dem nassen, oder auf dem trockenen. Auf dem trockenen, ja auf dem trockensten Wege haben eine Menge alte und neue Philosophen den Weltgeist gesucht, er sollte als Reaction zum Vorscheine kommen, das heißt: als eine durch die Reagentien hervorgerufene Erscheinung.

Ich bin nun in so ferne gegen die Philosophen, als ich gegen den trockenen Weg bin, und ich werde den Weltgeist auf nassem Wege herausbekommen! dadurch hoffe ich die Philosophie und den Pantheismus der Philosophie umzustoßen, und die Chemie, und den Pantheismus der Chemie an die Stelle zu setzen, und die Chemie zur Weltweisheit zu erheben! Sie staunen, meine Herren, und Sie haben vollkommen Recht, daß Sie es thun — ich will Ihrer Bewunderung keine Schranken setzen, denn ich begreife sehr wohl, wie Sie gar nicht anders sein kann, als grenzenlos.

Ich sage Ihnen also, die ganze Welt ist vom Weltgeiste nicht nur erfüllt — ich verachte die philosophischen Floskeln, und bediene mich chemischer Redeweisen, und sage Ihnen: die Welt ist mit dem Weltgeist gesättigt, d. h. die Welt hat den Weltgeist satt. Ich sage Ihnen noch mehr: Je mehr die Welt vom Weltgeist gesättigt wird, desto ruhiger wird sie werden; auf der Erde werden eben so wenig als in den Gestirnen, und dort eben so wenig als in den Staaten Abnormitäten oder Unruhen vorfallen. Ich bediene mich eines Bildes, um Ihnen die Sache anschaulich zu machen, ich sage: der Weltgeist ist das

Salz und die Welt ist das Wasser — je mehr Salz in das Wasser geworfen wird, desto ruhiger, desto träger wird dieses werden. Ich komme hier auf meine unvergeßliche und oftberührte Reise zurück. Ich war in Syrien und überzeugte mich, ob das, was man bisher vom todten Meere berichtete, wahr sei, und ich fand das Gewässer beinahe zu der Hälfte seines Gewichtes salzhaltig, und diese Sättigung ist Ursache der größten Ruhe, selbst in Stürmen — denn dies Meer läßt sich nicht aufregen und keine schäumenden Wellen werden ans Ufer geworfen. Es lächelt Einer von Ihnen und denkt sich vielleicht, ich habe dies Alles nur angeführt, um von meiner Reise reden zu können, aber dieser Herr ist im Irrthum! Denn ich wüßte als Beleg zu meiner Behauptung kein besseres, kein treffenderes Bild. Lassen Sie Zeit, bis die ganze Welt mit dem Weltgeist, d. h. mit der nöthigen Wissenschaft, d. h. mit der wahren Chemie erfüllt ist, und ich sage Ihnen — dann erst wird Ruhe in der Welt herrschen. An die Stelle des Katechismus müssen die Anfangsgründe der Chemie treten, an die Stelle der speculativen Forschung die Reagentien, an die Stelle Gottes die Substanz, und dann werden wir den Weltgeist als Reaction, als ein durch unsere Wissenschaft hervorgebrachtes — zuerst in destillirter Form erhalten, und ihn dann an den Faden der Weltgeschichte, wie Kandiszucker krystallinisch anschießen lassen. Hier haben Sie mein System — hier haben Sie den Beweis, wie die Naturwissenschaft hoch über der Wissenschaft des sogenannten Geistes steht, der gar nichts anders ist als eine Reaction der Natur, hier sehen Sie mit welchem guten Grunde, ich möchte sagen — mit welchem heiligen Schauer des Vorahnens meiner Entdeckung — so viele Naturforscher bisher mit jener Verachtung auf alle sogenannten Wissenschaften des Geistes herab gesehen haben, welche diese verdienen.

Meine Herren, ich sage es mit Stolz und Selbstvertrauen, entscheiden Sie nun selber, ob ich dem Pantscherschen System eine Zukunft prophezeien kann oder nicht — sagen Sie es selber, ob wir nicht schon mit der völligsten Sicherheit vor den Thoren dieser neuen Weltzukunft stehen?

Sie schweigen — qui tacet consentire videtur. Die Wucht meines Systems ist zu unvorgesehn mit dem Atlasweltgewichte zermalmender Beweise über Ihre Häupter hereingebrochen, daß Ihnen das flüssige Wort der Bewunderung, vom Herzen heraufquellend, auf der Zunge zum harten Krystalle wird — kurz Sie schweigen, und ich schmeichle mir, den Grund Ihres Schweigens zu kennen!

Ich mache nun schnell einen Sprung von der chemischen Analyse und ihrer Lebensaufgabe auf die angewandte Chemie. Ohne mich bei meiner Einleitung in Details einzulassen, will ich Ihnen nur schnell andeuten — wie weit ich auch in diesem Felde der einzigen Wissenschaft meine Fäden ausgeworfen, um das ganze Netz meines Systemes um die Welt zu flechten. Mit meinem Grundprincip muß sich das, was man bisher Menschenkenntniß nannte, auf einen ganz andern Standpunct stellen. Bisher nannte man Menschenkenntniß: die Einsicht in die Willensthätigkeit der Menschen — das Vorurtheil über nachfolgende Handlungen, geschöpft aus den Prämissen vorhergegangener. Lächerlich das, im höchsten Grade lächerlich. Alles Denken, Wollen und Handeln des Menschen ist ja nichts anders als Sublimat der Chemie, also: ohne Chemie keine Menschenkenntniß.

Ich schaue mir einen Menschen nur im Gesichte an, messe mir seine Länge, erkenne aus dem was sich von außen zeigt — alle Substanzen, aus denen er gegenwärtig zusammengesetzt ist — ich stelle ihn auf eine Wage — und combinire aus seinem Gewicht und aus seinem Äußern die vollendetste chemische Analyse — und das wird dann zum Grunde des edelsten Theiles der angewandten Chemie — zum Grunde der Menschenkenntniß in einzelnen Individuen. Es sind also die sogenannten Seelenzustände gar nichts anders, als Sublimate der leiblichen Substanzen. Ich schaue den Menschen durch und durch, als ob er von Glas wäre. — Der Mensch ist mir nur ein Gemische von Substanzen, das sich vor meiner durchdringenden Persönlichkeit wie vor den Gewalten eines Pariser Reagentienkästchens — zerscheidet.

Ja meine Herren — vor mir ist nichts verborgen. Ich sehe es einem Jeden von Ihnen an, wie viel Pflanzenfibrin — Albumin — Casein, wie viel Fett, Amylon, Bassorin u. s. w. in seinem Fleische steckt — ich gehe noch weiter, und zum Beweise, wie das Schwert der Wissenschaft durch Mark, Bein und Leben eindringt, sage ich Ihnen auch bei einem Gran, wie viele phosphorsaure, flußsaure, und kohlensaure Kalkerde, wie viel phosphorsaure Talkerde, wie viel Natron und Kochsalz in Ihren Beinen enthalten ist. Also Platz da — und Ruhe — wenn die Wissenschaft als der in die tiefsten Tiefen dringende Weltgeist über die Erde hinschreitet!

Was ist also der Geist? Nichts anders als die Gasflamme, die aus den fünf Röhren der Sinne herausbrennt, und die unterhal-

ten wird von dem Gaskessel des Leibes — was ist Menschenkenntniß anders, als ein Gasometer! Was sind die sogenannten Seelenzustände anders, als ein Flackern der Gasflamme nach verschiedenen Richtungen und ein Flimmern derselben in verschiedenen Farben, hervorgebracht durch die verschiedenen Stoffe der Gaserzeugung? Sie sehen, meine Herren — in Kühnheit der Behauptung muß die Wissenschaft weiter kommen wie ein galoppirendes Roß; und die Beweise werden dann schon von selber wie hungernde Wölfe hintendrein nachrennen.

Nur ein paar kleine Beispiele werden es Ihnen deutlich zeigen, wie meine Sätze durchaus ferne sind von aller Charlatanerie! Hören Sie nur eine kleine Trias. Was ist Muth und Männlichkeit? Darauf antwortet Ihnen der Philosoph mit einem Wortschwall von Definitionen und der Neuchemiker sagt darauf einfach: Muth ist Eisen! So frage ich weiter: Was ist Falschheit und ich sage: Schwefel! Ich frage ferner: Was ist Gram? Und ich sage Kalk!

Ich sehe Ihnen an, meine Herren — diese Behauptungen dünken Ihnen — wie aus den Wolken herabgefallen, — aber schon in einigen Secunden werden Sie gerade so reden wie ich — und was Ihnen jetzt noch finster ist, das wird Ihnen klar werden!

Schwarze Haare deuten auf Muth und Männlichkeit, ich analysire die schwarzen Haare — und siehe da — ihr Hauptbestandtheil ist Eisen! Was ist also Muth als eine Gasflamme, aufflammend aus dem Eisenstoffe.

Rothe oder stark blonde Haare bezeichnen Falschheit — ich zersetze die rothen Haare, und finde Schwefel — was ist also Falschheit? Nichts anderes als Schwefellicht.

Weiße gebleichte Haare deuten auf Gram — was macht die Haare weiß? — Der Mangel an Eisen, d. h. der Mangel an Muth — der gebrochene Muth — und das Wuchern des Kalkes, d. h. die Kraft des Grames!

Ich lese es an Ihren Gesichtern, was Sie sich in der Überraschung denken — Sie gehen heute mit der Überzeugung nach Hause: Keine Seelenlehre mehr ohne Chemie, oder noch besser, *gar keine Seelenlehre — und nur Chemie.*

Der wahre Chemiker aber, d. h. der wahre Weise darf die Chemie nicht allein in ihren Höhen — er muß sie auch in ihren Tiefen verfolgen, er muß den Strom seiner Wissenschaft so anzuschwellen wissen, daß er ins Leben hinaustritt, denn was nützt die Chemie, wenn

sie eingeschlossen bleibt in das Cabinet der ewigen Versuche, wenn sie nicht hinausflutet ins gemeine Wesen?

Sie werden bemerkt haben, daß ich alles systematisch behandle. Die gemeine Chemie muß darauf ausgeh'n, den Verkehr zu erleichtern — die Menschen einander näher zu bringen — Handel und Wandel zu fördern! Ich ziehe auch Electricität und Magnetismus in die Chemie — es kann kein Agens auf Eisenbahnen geben, ohne Chemie — nun gibt es aber im Gehen und Fahren Hindernisse, auf welche bisher noch Niemand gedacht hat — und die so zu sagen auf den Dr. Pantscher gewartet haben, daß er sie beseitige. Die Haupthindernisse des Gehens aber sind schlechte Stiefel, die Haupthindernisse des Fahrens schlechte Wagenschmiere. Jeder große Mann verschmähte es bisher mit dem Zauberstab seiner Wissenschaft die Wagenschmiertiegeln und die Wichsflaschen zu berühren — ich aber habe mir vorgenommen, eben in dieser Demuth meine wahre Größe zu zeigen. Durch die Pantscher'sche Wagenschmiere und Stiefelwichse ist mein Ruhm bis in die fernsten Länder erschollen, mein Name leuchtet in jedem Bauerhaus von den Wagenschmiertiegeln und in jedem Bürgerhaus von den Wichsflaschen. Meine Wichse ist gasartig, man darf nur den Stöpsel ein wenig öffnen, und das Gas aufs Leder strömen lassen, so wird dieses geschmeidig wie Butter, unverbrennbar wie Asbest, undurchdringlich wie Gummielasticum, und glänzend wie die Sonne — man darf die Stiefel nimmer mit tausendfältigen Händebewegungen putzen — die Gelenkschmiere in den Armen der bisherigen Stiefelputzer wird weniger consumirt, und in Folge dessen werden alle Jahre einige Centner phosphorsaure Kalk- und Talkerde, sammt andern Substanzen, die auf die Gelenkschmiere Einfluß haben — in Ersparniß gebracht! — Meine Wagenschmiere beseitigt das Hinderniß der Reibung in einem so hohen Grade — daß der in unserm Jahrhundert noch gewiß auftauchende Erfinder des **perpetuum mobile** — dieses nur ganz alleine durch meine Wagenschmiere zu Stande bringen wird. Sie ist von solcher Feinheit, daß man sie auch zum Schmieren von Thurmuhren verwenden kann, welchen aber nur der zehnte Theil ihres früheren Gewichtes angehängt werden darf, wenn sie nicht zehn Stunden in Einer Stunde zurücklegen sollen.

Das Sublimat dieser Wagenschmiere wird auch mit vielem Glück zu den kleinsten Cylinderuhren verwendet. Wagenschmiere und Stiefelwichse ist aber nur ganz allein zu haben in meiner Wohnung in der Schwadronengasse, Nr. 77 ersten Stock, die Thür rechts. Abnehmer von

größeren Partien erhalten bedeutenden Nachlaß. Um allen Verfälschungen vorzubeugen ist Alles mit meinem Siegel geschlossen.

Somit schließe auch ich meine Vorlesung — als Chemie-Einleitung — ich hoffe, daß Sie alle überzeugt sind, wie ich Alles, sogar mein Leben, dem Fortschritte der Wissenschaft zu opfern gesonnen bin. Der Schuldiener hat den Auftrag Ihnen meine Adresse mitzutheilen; der Pränumerationsbogen für das zunächst bereitete Gaswichsquantum liegt in meinem Vorzimmer, man pränumerirt täglich von 9 Uhr früh bis 2 Uhr Nachmittags, dem Diener ist es — bei Entlassung — auf's strengste verboten, Geschenke anzunehmen, und nehmen Sie die Versicherung mit auf den Weg, daß Sie die Welt — nach einigen bei mir angehörten Vorlesungen mit ganz andern Augen betrachten werden als bisher; denn die Chemie ist das Mikroskop der Welt, und der Chemiker ist das Auge des Weltgeistes.

Der Chemiker richtet der Natur an allen Enden der Welt Fallen auf — und die Natur geht in die Fallen, und er zeigt sie dann her, im Zustande der Gefangenschaft zum Staunen des schaulustigen Publikums. Es gibt kein Gesetz, außer der Chemie, es gibt keine Religion außer der Chemie — Chemie ist alles in allem — wer Chemie studirt, kennt die Welt durch und durch in allen Grundstoffen, wer aber die Welt durch und durch kennt, ist Gott, — meine Herren ich bin Gott, und Sie sind Götter — da Sie aber erst Anfänger in der Chemie sind — so erlauben Sie mir, Sie vor der Hand noch kleine Götter zu nennen, und nach dem Verhältnisse der Intelligenz nenne ich mich, ohne unbescheiden zu sein, einen großen Gott. Nun wollen wir mit der Überzeugung enden — daß wir für die erste Vorlesung weit genug gegangen sind — Vorwärts ist unser Losungswort — denn wir leben im Jahrhundert der gigantischen himmelstürmenden Wissenschaft. Adjes, Adjes, Adjes!«

Mit diesen Worten endete der erste Vortrag Pantscher's — wenn wir sagen, er wurde applaudirt — er wurde bejubelt — so haben wir rein gar nichts gesagt; für die bei dieser Gelegenheit laut gewordenen Gefühlsäußerungen der in so kurzer Zeit zu chemischen Gottheiten emporgerafften Musensöhne — gibt es kein Wort. Es war — um die Sache nur schwach anzudeuten — ein bis zum Wahnsinn entzücktes Jubelgeschmetter.

Carl Hugo.

Aus den modernen Psalmen eines armen Poeten.

1.

Herr! Viel ist mir auferlegt;
Ach! viel muß ich tragen;
Wie mein Herz auch schmerzbewegt,
Doch will ich nicht zagen.

Viel hab' ich gelitten schon,
Viel für wenig Sünden;
Ist es Strafe? Wird mir Lohn?
Wer kann dich ergründen!

Du bist weise, bist gerecht,
Drum will ich nicht klagen:
Du bist Herr, ich bin dein Knecht;
Drum muß ich es tragen.

Aufgeladen du mir hast
Kummer und Beschwerde;
Und der Sorgen schmutz'ge Last
Drückt mich fast zur Erde.

Dennoch hoff' ich noch zu dir,
Hoff' ich weil ich lebe;
Und die Lasten schwinden mir,
Wenn ich mich erhebe.

2.

Ach! Wo sind die jungen Tage,
Mit der frohen freien Brust,
Wo ich spielend nichts gewußt
Von des Ruhmes süßer Plage,
Von der Liebe herber Lust.

Ach! Wo sind die heitern Stunden,
In des Kindes leichtem Spiel;
Viel zu leicht dem Ehrgefühl,
Viel zu klein zu Neiderswunden,
Und doch war es mir zu viel.

Lang umher trieb mich ein Sehnen,
Und gestrebt auch hab' ich lang,
Und gestillt den Ruhmesdrang,
Und getrotzt den Neiderszähnen,
Doch mein Herz schlägt jetzt noch bang.

Fänd' ich auch im Weltgewühle
Ruhm und Liebe und Gewinn:
Alles, alles gäb' ich hin
Für des Kindes kleine Spiele,
Für der Jugend leichten Sinn.

3.

Nicht den Gipfel ird'scher Pracht
Wünscht' ich je zu erklimmen,
Nicht das Joch der menschlichen Macht
Soll den Nacken mir krümmen:
Berge der Andacht nur will ich ersteigen,
Hoch mich in Demuth vor dir zu verneigen.

Nicht der Strahl der irdischen Pracht
Wird mein Aug' je verblenden,
Nicht der Glanz der menschlichen Macht
Soll mein Herz dir entwenden:
Nur von den Strahlen der geistigen Wonnen
Laß mir die Tiefen des Busens besonnen.

Laß drum fern von irdischer Pracht
Rein in Glanz der Einfalt mich kleiden;
Laß mich weit von menschlicher Macht
Frei im Thal der Unschuld nur weiden:
Halt mich drum gleich fern von Lüsten und Kummer,
Friedlich im Wachen und ruhig im Schlummer!

4.

Wenn Kummer die Menschen betrübte,
Dann thun sie dir gern ein Gelübde;
Wenn reichlich dein Segen sie krönte,
Dann opfern sie dir auch das Zehnte.

Sie geben zurück dir die Gabe,
Dir opfernd das Kleinste der Habe:
Gold, Früchte und Ochsen und Kälber —
Das Beste behalten sie selber.

Ich habe nicht Geld und nicht Heerden,
Nichts von all den Gütern der Erden.
Was soll ich zum Opfer dir geben?
Ich opferte dir all mein Steben.
Du hast mir nur Eines geschenket,
Den Geist nur, der schaffet und denket;
Mein Opfer war treuliches Handeln,
Gelübde mein redliches Wandeln.

So opferte ich dir das Beste,
Kaum blieben mir kärgliche Reste:
Soll Opfer mein Dank dir noch bringen —
Mein Dank kann dir Opfer nur singen.

Jos. A. Moshamer.

Ahasver.

Messieurs, ouvrir sa bourse, et ne voir rien dedans,
c'est là le diable!

Ob jenen wüsten Fluten im grauen Westen dort,
Wo einst mit Vampyrs-Kreischen Verrath und finst'rer Mord
Zu Colon hat gerufen: »Schaff, Meister! schaff uns Land,
Wo nicht, so stirb, Verführer! durch unsre Rächerhand.« —

Ob jenen trüben Fluten herrscht traun ein böser Geist,
Vielleicht ein Höllendämon, der jeglich Band zerreißt
Der Treue und des Lebens, der Liebe und der Pflicht,
Und die zerriß'nen Bande zu Scorpionen flicht.

Denn wie er jener Rotte das Blut hat aufgewühlt,
Und — »stirb von uns, Columbus!« durch ihren Mund gebrüllt,
So thürmt er heut die Wogen, und treibt sie himmelan,
So brüllt er heut im Donner, im brausenden Orkan.

Horch auf, wie sie dort heulen zum wilden Sturmgeheul,
Und wie die Blicke zucken vor jedem Flammenkeil,
Und wie die Herzen schlagen in ungestümer Flut,
Und wie die Hände rauffen in der Verzweiflung Wuth.

Ein Männchen nur hockt ruhig dort hinten im Verdeck
Und setzt an seine Sohlen recht emsig manchen Fleck;
»Was brauchst du denn noch Sohlen? wirf sie hinaus in's Meer,
Schließ' ab mit diesem Leben, du siehst das Land nicht mehr.«

Er lächelt zu der Mahnung, und spricht kein eitel Wort,
Dreht hin und her die Sohlen, und flickt ganz emsig fort,
Sieht nicht der Blitze Schlangen, fühlt nicht des Donners Wucht,
Schaut nicht wie der sich kreuzigt, hört nicht wie jener flucht.

»Der Hölle Schlund!« — so schallt's jetzt zusammt aus Einem Mund —
»Entsetzlich, ha, entsetzlich! das ist der Hölle Schlund!« —
Und die hinunter stieren zum finstern Meeresschacht,
Erstarren all vor Schrecken ob dieser grausen Nacht.

Das Männchen in der Ecke rafft jetzo sich empor,
»Wo ist der Schlund der Hölle, und der Erlösung Thor?«
»»Was frevelst du Verruchter! Gott strafe deinen Mund!««
»Erlösung, ja, Erlösung ist mir der Hölle Schlund!«

Er spricht's und wirft die Sohlen darnieder in den Schacht,
Will selbst hinunter springen in diese grause Nacht,
Doch schließt im Augenblick sich die ungeheure Kluft,
Darob das Männchen klaget, und wild verzweifelnd ruft:

»Sperr' auf dich, Schlund der Hölle! verschling mich allzumal,
Dies lange, lange Leben ist mehr als Höllenqual,
Mich schrecket nicht die Flamme, die lohe Schwefelglut,
Die Finsterniß des Todes, und nicht der Pein'ger Wuth.«

»Veränd'rung ist Erlösung, o Höll'! erlöse mich,
Auch bist du meine Heimat, denn ich verdiente dich,
Dies lange, lange Leben ohn' Ruh und ohne Rast,
Dies Einerlei so lange, und jener Sünde Last« —

»Nicht kann ich länger tragen das Leben und die Schuld,
Und dennoch soll ich's tragen in Demuth und Geduld;
Den Herrn hab ich verläugnet, den Herrn hab' ich verhöhnt,
Den Herrn hab' ich gekreuzigt — mich hat er nicht versöhnt.«

»Mich hat er nicht erlöset, und selbst vermag ich's nicht,
Drum geh' ich mit mir selber ohn' Ende in's Gericht:
Wo nur ein Rachen klaffet, da schleudr' ich mich hinab,
Doch find' ich nicht in Wellen, in Flammen nicht mein Grab.«

»Ich reize Leu und Tiger zur höchsten Flammenwuth,
Sie lecken meine Hände, doch keiner trinkt mein Blut,
Nicht des Vulkanes Esse, der todesschwang're Molch,
Des Indianers Bogen, des Straßenräubers Dolch.« —

»Der Schierling, den ich trinke, der Klapperschlange Gift,
Selbst nicht des Blitzes Waffe, die meinen Scheitel trifft,
Raubt mir das lange Leben, dies überlange Sein,
Und bricht einmal zusammen dies klappernde Gebein!« —

»»Ha! das ist Ahasverus!«« — ruft jetzt der Lootse aus,
Ohnmächtig ist der Donner und all' das Sturmgebraus;
Ob auch der Mast zersplittert, und leck der ganze Kiel,
Greift muthig doch an's Ruder, dort winkt uns schon das Ziel.«

Die greifen keck an's Ruder, und Well auf Welle bricht,
Um Ahasverens willen verschlingt das Meer sie nicht.
Und wie der Nord vertobet, und Flut auf Flut zerrinnt,
Die Augen wie die Wolken auf's neu gelichtet sind.

Und tiefbewegt im Herzen, erheitert wie der Tag
Greift Jeder in die Börse, und gibt, was er vermag,
Zu Ahasverens Füßen thürmt sich ein Haufe Gold,
Das Dank ihm und Erbarmen mit wahrer Freude zollt.

»Ich dank' Euch Christenmenschen, »der dürre Jude spricht,
»Ihr gebt des Landes Kern mir, das Land doch selber nicht,
Und keinen Herd des Friedens, kein heilig Bürgerrecht —
Doch Goldeslohn ist Strafe für mich und mein Geschlecht.«

»Weil wir den Gott verrathen, so wird zu Fluch und Spott
Das Gold zu unserm Lohne, das Gold zu unserm Gott.
Gold drückt so schwer darnieder mit seiner todten Last,
Und wandern, heißt's doch, wandern, ohn' Ruh und ohne Rast.

»Gold drückt so schwer darnieder — wohlan, ich dank' Euch doch,
Und raff' es mir zusammen, ist's doch ein theures Joch.
Gold drückt so schwer darnieder, oh, drück' es mein Gebein
So schwer, so fest und ewig — gleichwie ein Grabesstein!« —

Er spricht's, und um den Nacken schnürt er den blanken Schatz,
Und springt hinaus vom Borde mit einem kühnen Satz,
Fest soll die Last ihn halten, tief in des Meeres Grund
Hinab vielleicht ihn drücken bis zu der Hölle Schlund.

Noch ward's ihm nicht vergönnt, noch ist nicht vollbracht sein Lauf;
Ein Moloch-Ungeheuer taucht aus dem Wasser auf:
Es hat den Leib vom Wallfisch, den Rachen hat's vom Hai,
Den Schwanz hat's von der Schlange, die Krallen hat's vom Leu.

Die Zähne hat's vom Tiger, die Lunge vom Orkan,
Die Stimme hat's vom Donner, das Auge vom Vulkan,
Und dieses Ungeheuer verschlingt mit Qualm und Rauch
Das eingeschrumpfte Männlein in seinen Höllenbauch.

Drauf taucht es nach dem Strande mit wildem Sturmgebraus,
Und speit den Fraß lebendig am Ufer wieder aus,
Speit aus die Last des Goldes, die krumm den Nacken drückt,
Zuletzt auch noch die Sohlen, die er sich ausgeflickt.

»Du wand're bis an's Ende!« — so schallt's ihm dröhnend nach,
»Bis ich einst wieder komme (wie der Messias sprach).
Das Gold sei deine Liebe, doch sei's auch deine Last
Und mit dem Wanderkleide dein Alles, was du hast!« —

Adolf Ritter von Tschabuschnigg.

Ein Fragment*).

Ist es nicht gerade die irdische Sendung des Weibes, meinte der Philologe, Reiz und Leidenschaft, die bewegende Kraft, in die Menschenwelt zu bringen. In anscheinender Stille sitzen sie gleichsam am Balcone der Geschichte und des täglichen Lebens, besänftigend und schlichtend, so scheint es, neigen sie sich zum Kampfplatze hinunter, aber die zarten weichen Hände legen heimlich die Lunte an unsere Begierden, vor ihrem Liebeblick fliegt die Pulvertonne in die Lüfte. Ohne das Weib wären wir noch in Eden, aber der Mann verstände selbst dieses nicht ohne sie zu genießen. Eva bleibt der Typus und das Symbol aller künftigen Weiber; mit ihr kam die Schönheit auf die Erde, und weil die Schönheit vergänglich ist, der Tod. In dieser tiefen Bedeutung erfaßten auch jene alten Meister das Weib; erst ihr Dasein vollendet die Schöpfung. Adam liegt anfangs in träumerischer Ruhe am Ufer der Erde; die Sonne steigt herrlich dahinter, der ewige Vater berührt über ihn hinsausend mit der Spitze des Fingers seine Stirne; aber nur langsam erhebt er sich, ungenießend, kaum seiner selbst bewußt. Am nächsten Bilde steht bereits Eva vor ihm: wie ganz anders gebärdet sich der erste Mann, der Funken des Lebens ist in sein Auge geflogen, es schimmert und schmachtet und lächelt, seine Muskeln bläht die Sehnsucht, seine Brust wallt unter feurigem Athem. Rafael, als seine Schüler die Fresken in den Bogen des Vatikans ausführten, verkannte nicht die wunderbare Bedeutung des Weibes, Alles überließ er getrost seinem Giulio, nur die Eva malte er selbst in die biblischen Geschichten. Und voll eigenthümlich großartiger Anmuth, überwältigenden Liebreizes ist dies Weib; ihre Blöße ist der holdeste Zauber der Schöpfung, der Reiz ihrer Glieder das Herrlichste der jungen Welt. Wie konnte die Schlange die Verführung schlauer wählen, als indem sie zu ihrem Geschäfte das Antlitz des Weibes borgte? diesen Augen voll Sehnsucht, diesen weißen Brüsten, diesen verschmachtenden Lippen konnte der erste

---

*) Bruchstück aus dem zweiten Theile des modernen Eulenspiegel.

Mann eben so wenig widerstehen, als es der letzte vermöchte. In der Eva hat das Weib den Mann überwunden durch Hinfälligkeit. Aber so wie jener biblische Sündenfall durch das Weib über den Mann gekommen ist, durch sie in ihrer großen Schönheit und durch den Abglanz dieser Schönheit in der ganzen Natur, in der todten, sehnsuchterregenden, wie in der verführend schlangenhaft lebendigen: so konnte das Werk der Erlösung wieder nur im Weibe beginnen. Eva und Madonna sind der Zenith und der Nadir unsers Lebens, unserer Geschichte. Prophetisch vorlebend, sibyllenhaft ahnend erscheint das Weib auch dazwischen immer und immer wieder in den alten Geschichten; das Heiligste so wie das Gräßlichste geschieht durch ihre schwachen Hände; Deborah, Semiramis und Esther greifen ins Rad der Geschichte; sie kennt die Kraft ihrer Schönheit, in Staunen und in Grauen pflegt sie sie, und nach sechstausend Jahren hat sie nichts von ihrer Macht verloren; noch ist sie das schönste Wesen der Erde. Himmlische Boten stehen mit ihr in heimlichem Verkehre, nach ihr hin neigt sich der Stern des Aufgangs; sollte die Gottheit je diese Erde besuchen, wohin als auf den Schooß eines Weibes konnte sie sich niederlassen? Die Hirten des Gebirges steigen nieder um ihr zu huldigen, die Weisen aus Morgenland bringen ihr Gaben, im Reize der Schönheit hält sie schuldlos und unbefleckt die Gottheit in den Armen, und koset mit ihr und tändelt und freut sich ihrer in jungfräulicher Mutterlust. Deswegen schuf Rafael abermals im Weibe das schönste Gebild der Kunst; Sterne flicht er zu ihrer Krone, die Sonne gibt er ihr in der Madonne von Foligno zum Hintergrund, — sie aber überleuchtet auch diese, — und den Mond legt er unter ihre Sohlen. Jener schönen Schlange, ihrem eigenen Symbole und Doppelbilde zertritt sie in majestätischer Unschuld den Kopf, und Engel und Selige tragen sie triumphirend auf Blumenwolken und Glorien empor als Königin der Himmel: das Weib ist das erste Wesen der Schöpfung, — das Weib, wenn es sich überwunden hat durch eigene Stärke.

»Ei wie poetisch und überschwenglich,« begann Berenize, als er geendet; sie hatte seiner Rede nicht ohne Antheil zugehört, ja ihre Wangen hatte es dabei wie Glanz überflogen. »Wie ihr euch bemüht, ihr falschen Männer, uns mit einem Linsengerichte um die Ebenbürtigkeit zu betrügen, Paradies und sieben Himmel weiset ihr uns zum Reiche an, nur um uns die Erde vorenthalten zu können. Ihr versteht euch dabei vortrefflich auf Versenkung und Flugwerk; wird euch das Weib zu mächtig ne-

ben euch, so laßt ihr sie mit flammendem Schwerte aus dem Paradiese treiben oder entführt sie in die Wolken; ihr gleicht jenen Senatoren von Rom, die ihren ersten König, als er für sie zu gewaltig ward, am Capitol in Stücke zerhieben, und zugleich als Quirinus unter die Götter versetzten. Gerade dieser Heuchelei widersetz' ich mich und alle wohlgesinnten Frauen sollten es mit mir thun. Freilich verwandeltet ihr in moderner Zeit die Heiligenscheine in kostbare Coeffüren mit Perlen und Marabutfedern, den Weihrauchduft in betäubende Parfümerien, aber auch diese weisen wir zurück. Nehmt den weichlichen Luxus, die verwirrende Farbenpracht, die Juwelen, die Blumengewinde, die türkischen Shawle; gebt uns unsern Menschenwerth dafür, den Rang der Gleichgebornen. Wohl mußte das Weib in der Beschränktheit des Harems, des levantischen wie des abendländischen, sich auf Tand und Spielzeuge verlegen, Selame winden und bunte Stickereien wirken; in tausendjähriger Angewöhnung verweichlichte es; gebt uns aber zurück was uns wie euch gehört, Willen im Hause und Macht außer ihm, laßt uns mit euch über die Beschlüsse der Wirthschaft so wie über die Fragen des Staates stimmen, und mit Freuden werden wir den Flitter der Mode unter die Füße treten, und bald sollt ihr ein edleres Geschlecht von Frauen erstehen sehn. Nur die Unbedeutenheit trieb uns zum Luxus, die Hohlheit des Bestehenden zur Mode im Wechselnden.«

»Berenize,« fiel Parzeval ein, »Sie verkennen die Bestimmung des Weibes; sie thun den Männern unrecht, noch mehr aber den Frauen.«

»Ei werther Ritter,« unterbrach ihn die Dame, »Sie wollen mich nicht nur auf der Reitbahn, sondern auch im Kampfe der Ideen und Worte besiegen. Ich danke Ihnen für die zugedachte doppelte Demüthigung.«

»Nicht doch. Ich nehme es ernsthafter, wenn ich vom Weibe spreche und habe es auf keinen dialektischen Sieg abgesehen, Berenize. Auch ist, glauben Sie mir, meine Meinung von ihm eine ehrwürdigere als selbst die Ihre. Nicht die Nebenbuhlerin des Mannes sei die Frau auf Bahnen, die ihr nicht zustehen, wo das Unterliegen sie lächerlich macht, wo uns Reiz und Anmuth selbst mit dem Siege kaum versöhnen. Ihr Feld ist ein anderes, nicht minder edles, ein Feld, auf dem der Mann ihr jederzeit weit nachstehen muß, wo nur sie mit ihrer Milde und Geduld nachhaltige Erfolge erreichen kann. Die ganze Menschheit ist in ihre Hut gegeben; der Mann verirrt sich zu leicht in seiner Unbändigkeit, in ihrer Güte muß das Weib ihn auf den Pfad der Hu-

manität zurückführen. Er macht die Weltgeschichte, die Sittengeschichte das Weib. In ruheloser Centrifugalkraft würde sein Wesen ins Grenzenlose sich verlieren, wenn nicht das Weib mittelpunctsüchtig den Lauf der Menschheit zum schicklichen Kreise zurückführte, und ihn so in begrenzter und doch unendlicher, in edelster Form abschlöße. Es fällt mir der Ritus der Vestalinen ein; mit reinen Händen mußten sie die Flamme bewahren, und wenn sie verlöschte, bedeutete es großes Unglück für Rom. Es liegt ein schönes Gleichniß in diesem uralten Gebrauche. Aber durch alle Zeiten war ihrer Pflege das heilige Feuer anbefohlen, und wo sie es ausgehen oder sich verunreinigen ließen, folgten finstere wüste Jahrhunderte. Es war ein Irrthum der Männer, der einst das Glück der Völker und der Einzelnen in Länderbesitz, in Macht und Herrlichkeit suchte; kein geringerer ist es, der es in Geld, in den Luxus der Industrie und des Handels setzt: der Mächtige kann ohne die Schwachen nicht bestehen, der Glorreiche bedarf der Schmachvollen, und Reichthum blüht nur neben Armuth. Die Lenker der Staaten so wie die einsamen Weisen haben in allen Jahrhunderten dem Glücke der Menschheit nachgedacht, aber der wahre Weg, vielleicht der einzige, gewiß der sicherste und einfachste wurde von den Meisten zu wenig bedacht und übersehen. Gütige Herrscher setzen ihr Leben auf die Aufgabe der Beglückung, und an seinem Abende mußten sie trostlos bekennen: Herr, ich habe den Tag verloren; Staatskünstler ersannen Auskünfte und Verfassungen, aber das Glück der Menschheit schwankte und verkümmerte nicht minder. Was nützt die Erklärung der Menschenrechte, die Lehre von der Freiheit und Gleichheit, wie weit reicht die beste Charte, die vortrefflichste Verfassung? An der Erkenntniß, am Herzen der Menschen scheitert sie; kein Monarch, keine Constitution kann ein Volk zufrieden machen, wenn es nicht vernünftig, nicht tugendhaft ist. Darum fördert das Beglückungswerk an der Seine, am Tajo und selbst an der Themse so langsam, ein unfrommer, thörichter Pöbel aller Stände vereitelt die edelsten Einrichtungen. Aber nicht auf Hochschulen, nicht in Akademien und polytechnischen Lehranstalten wird die Menschheit zur Religion, zum wahren Wissen, zur Tugend herangezogen; die Sorgfalt muß zeitlicher beginnen, schon die früheste Erziehung muß dafür sorgen, daß die gelehrten und Realschulen nicht ruchlose Herzen empfangen. Wer die Menschheit wahr und dauernd beglücken will, der gründe, der beschütze eine gute Erziehung; schon die frühesten Tage der Kindheit entscheiden über die Zukunft jedes Einzelnen.«

»Sie sind heute sehr didaktisch, Major,« unterbrach ihn Berenize, die ihm eifrig zugehört hatte, mit absichtlicher Leichtfertigkeit,« unter Gustav Adolf hätten Sie für den Sermon ein Regiment bekommen, ich aber sehe noch nicht ein, weshalb Ihnen die Damen für Ihre Ansichten dankbar sein sollen.«

»Der hohe Beruf der Frauen,« fuhr Parzeval fort, »ist es eben diese früheste nothwendigste Erziehung der jungen Geschlechter zu führen. Die Hand eines Hofmeisters ist zu ungeschickt dazu, das Herz der Lehrer zu liebearm, nur die Mutter ist da an der Stelle. Ihre Liebe muß schon den Säugling für das große Gebot der Liebe weihen, ihre Hand, die wärmste treueste, soll ihn auch später auf den wahren Wegen ins Leben einführen: wer von seiner Mutter nicht beten erlernte, der lernt es nicht wieder.«

»Sie haben Recht,« billigte der englische Geistliche, »die früheste Erziehung der Kinder ist die nöthigste, eben daraus erwarte ich von unsern Kinderbewahranstalten große Erfolge. Sie sehen ein verständiges geordnetes Walten vor sich, der Keim der Wißbegierde und des Rechten wird ihnen frühe schon eingepflanzt, zum mindesten das böse Beispiel der Unsitte und der Thorheit abgehalten. Unsere Zeitgenossen wuchsen zwischen häuslichen Zwisten, im Tumulte der Gasse auf, um wie viel besser muß das künftige Geschlecht werden, dessen Kindheit in reinlichen Stuben, in lehrreichen Spielen und spielendem Erlernen verlief.«

»Nur dürfen solche und ähnliche Anstalten,« meinte der Filologe, nicht in Eugene Sue's süßlich philanthropischem Style geführt werden; den Kindern sollen recht hausbackene Begriffe, eine derbe Tugend eingepflanzt werden, mit denen sie sich den Magen nicht überladen und schwächen. Jenes chameleontische Durcheinanderschimmern und Überschillern von Tugend und Laster, das der Mysteriöse predigt, die apocrise Weisheit des ewigen Juden, die ganze selbstgenügende Sentimentalität der neufranzösischen Schule verböt' ich mir.«

»Und auch bei Kinderbewahranstalten,« fuhr Parzeval fort, »sind es wieder nicht die Lehrer, denen ich die eigentliche Führung anvertraut wissen möchte, die Frauen, die Schützerinnen sind es, deren Gönnerschaft solche Anstalten besonders bedürfen. — Und so wie die mütterliche Liebe des Weibes die Kindheit des Menschen bewachen sollte, naht es dann wieder als Jungfrau in gefährlicher Stunde dem Manne, und zieht ihn von Leidenschaft und Taumel mit den reinen Händen zurück. Jetzt streut sie ihm Blumen auf die enge Schwelle des Hauses, sinnig

hält der Vielgewanderte an; sie aber lächelt stillbegnügt und weist ihm die schöne Ordnung der Zimmer, den Reiz des Nächsten und all ihre kleinen Schätze der Liebe. Über ihren Umgang vergißt er die Welt, was er sonst so fern und rastlos gesucht, in ihren Worten, in ihrem Walten scheint es ihm nahe und sicher zu blühen. Seine Wahl ist entschieden, um die Eine entsagt er der Welt; aber auch sie gibt die sichere Stille des Herzens auf, um den Einen knüpft sie sich willig an die Welt. Und als Gattin beglückt ihn das Weib mit Lieb und Güte, und schließt den engsten, den seligsten Kreis um ihn, mit zwei Armen als Bogen, mit dem Mittelpunct eines liebeschlagenden Herzens. Aber ihr Bedürfniß an Liebe ist noch nicht befriedigt, sie braucht noch Kinder, um den vollen reichen Vorrath zu verwenden, und siehe da, sie lassen nicht warten auf sich, ein schuldlos schönes Geschlecht sprießt zu ihren Füßen auf und umgibt sie als unsterblicher Zeuge ihrer Liebe.«

»Wußt' ich's doch,« fiel Berenize ein, »Ihre Apotheose endet in der Kinderstube. Während seiner Rede hatte ihre Wange einige Male höher geglüht, nun schien sie erfreut, in das Geleise des Spottes lenken zu können. »Wissen Sie das Weib denn nur als Mutter, als hausbeschränkte, vielgebärende zu schätzen?«

»Nein Berenize,« antwortete Parzeval, und seine Stimme überkam ein leises Zittern, »noch ein Beruf ist Ihrem Geschlechte gegeben. Nicht Jeder wird es so wohl, Hausfrau, Mutter zu werden, glücklich zu sein und zu beglücken. Eigene Schuld und fremde, Leichtsinn, Eitelkeit, Sinnelust, Untreue und wie das Heer berückender Regungen und Leidenschaften heißen mag, betrügen manches Weib um den schönsten Beruf, um das froheste Glück, und dennoch blieb vielleicht das gefallene, das verrathene Herz ein edles. Einem solchen Weibe schlägt dann die Stunde der Beglückung nicht wieder, aber aus Elend und Vergehen kann es sich noch erheben, und wirkt wie ihm gegönnt für die Menschheit, entsagend für sich selbst opfert es sich nur fremdem Glücke. Sie sammelt junge Menschen um sich, und unterrichtet und erzieht sie, von ihrem Herzen wehrt sie Unheil und Unreinheit; sie trank den Wermuthkelch des Lebens, diese sollen an ungetrübter Quelle sich erfreuen. Sie tröstet die Unglücklichen, pflegt die Siechen, betet mit den Sterbenden und bahrt die Todten auf, hält Wache bei den Leichen und begräbt sie. Und dies Alles nicht um Vortheil, nicht um Glück, nicht um Ehre, sondern nur um ihres Heilands und Erlösers willen. Ja Berenize, zweifach kann das Weib seinen Beruf erfüllen, als Mutter und als graue Schwester.«

Er hatte geendet, Berenize war aufgesprungen und hatte in trotziger Aufregung schnell und heftig das Zimmer verlassen.

Franz Grillparzer.

Alma von Göthe.

Das hast du nicht gedacht, Gewalt'ger du,
Als du noch weiltest in der Menschheit Schlacken,
Daß einst dein Enkelkind frühzeit'ge Ruh
Soll finden in dem »Lande der Phäaken.«

Und daß der Mann, der schüchtern vor dir stand,
Den Blick gesenkt vor'm hehren Strahl des deinen,
Am fabelgleichen fernen Isterstrand,
Bei ihrem offnen Grabe werde weinen.

Es kommt so manches anders als man meint,
Und ist gekommen, warst du gleich der Weise;
Die Sonne, wenn sie hoch im Mittag scheint,
Senkt schon zum Untergang sich mählig leise.

Nach neuen Zonen wendet sich der Geist
Und läßt was blank in grauem Dunkel rosten,
Ist doch was uns der ferne Westen heißt
Für and're Völker auch zugleich ein Osten.

So drang dein Wort, so kam dein Enkelkind
In uns're Morgenroth=bestrahlte Fluren;
Hoch schlug mein Herz, verschönt, wie Weiber sind,
In ihr zu finden deiner Züge Spuren.

Und so trat ich, zu huld'gen, in den Saal,
Wo schon das Theegeräth die Tische krönte,
Die Frau begrüßend, deines Sohnes Wahl,
Die dir des Lebens Abendroth verschönte.

Doch war kein weiblich Wesen sonst im Kreis,
Nur Herren, schwarz, als wär' ein Sarg zur Stelle;
Da öffnet sich die Thür', und hell und weiß,
Tritt kinderhaft das Mädchen auf die Schwelle.

Die ich gedacht mir in der Hoheit Schein;
Von angestammter Herrlichkeit erglänzend,
Ein Theebret in den Händen trat sie ein,
Demüthig Brot zum heißen Trank credenzend.

Doch war's als ob dem Erlenkönig gleich,
Des Ahnherrn Geist ob ihrem Scheitel schwebte
Und sie, das Kind, dem Kind' im Liede gleich,
Vor'm Anhauch einer geist'gen Ladung bebte.

Wie an dem Eichstamm, den der Blitz geneigt,
Die Blume hell empor die Blätter richtet,
Als ob, nicht dein Erzeugter sie erzeugt,
Als ob ihr Ahn sie Klärchen-gleich gedichtet.

Sie fühlte wohl den Wink der fernen Hand,
Die Sehnsucht nach dem Land der reinen Lilien,
Und ging dahin, so stamm- als wahlverwandt,
Verwaisend und verdoppelnd die Ottilien.

Du aber schaust mit ernstem Blick herab,
Wo sie der Grund, Beethoven nah, verschlungen,
Und sprichst kopfschüttelnd ob dem frühen Grab:
»Das war Dir an der Wiege nicht gesungen!«

Wanderscene.

Es geht ein Mann mit raschem Schritt, —
Nun freilich geht sein Schatten mit —
Er geht durch Dickicht, Feld und Korn
Und all sein Streben ist nach vorn.
Ein Strom will hemmen seinen Muth,
Er stürzt hinein und theilt die Flut;
Am andern Ufer steigt er auf,
Setzt fort den unbezwung'nen Lauf.
Nun an der Klippe angelangt,
Holt weit er aus, daß Jeden bangt;
Ein Sprung — und sicher, unverletzt;
Hat er den Abgrund übersetzt.
Was Andern schwer, ist ihm ein Spiel,
Als Sieger steht er schon am Ziel;
Nur hat er keinen Weg gebahnt.
Der Mann mich an Beethoven mahnt.

Caroline Freiin von Vogelsang.

An die Quelle zu Gastein.

Den 21. Mai 1821.

Ich grüße dich du wunderbare Quelle!
Doch nah' ich dir mit bangen Zweifeln nur.
Heilst du die Schmerzen auch der kranken Seele,
Tilgt deine Flut des Kummers tiefe Spur?

Gibst du dem Adler seine Flügel wieder,
Wenn sie der Blitz im grausen Sturm versengt:
Versüßest du des Schwanes Sterbelieder,
Wenn in die Töne sich dein Rauschen mengt?

Wenn ihre frischen Farben schon verglühen
Gibst du den Blumen neuen schönen Glanz;
Doch kann in deinen Wellen wiederblühen
Der letzten Hoffnung früh verwelkter Kranz?

Carl Graf Heußenstamm.

Der Christbaum.

Festbaum mit der Liebe Spenden,
Aus der Kindheit Morgenland,
Bunt wie Freude, hell wie Glaube,
Duftig grün wie Lenzgewand.

Traulich weht's in deinen Zweigen,
Träume ziehen aus und ein,
Singen sich mit Heimatgrüßen
In das tiefste Herz hinein;

Singen von der Unschuld Frieden,
Singen von der Kindheit Glück,
Und nach fernem Paradiese
Winken lächelnd sie zurück.

Holder Baum, du sinnig Zeichen
Der verklärten Weihenacht,
Die der Sehnsucht, die dem Glauben
Einst ihr Himmelskind gebracht,

Die mit Lebenshauch der Liebe
Manch erstarrtes Herz bewegt,
Wie im eis'gen Winter freundlich
Deine Blüthenwelt sich regt.

Erasmus Wocel.

Der Radhost.

Reiseskizze.

Die Sonne neigte sich bereits zum westlichen Horizonte, als ich von den ehrwürdigen Trümmern des Bergschlosses Hochwald Abschied nahm und durch den Eichenforst den Berghang hinabeilte, um meine Reise nach den Beskiden fortzusetzen. Mein Wagen wartete am Gipfel der jenseitigen steilen Anhöhe, durch deren dunkle Waldmassen sich die Straße aus dem Thale hinaufschlängelt. Bald hatte ich dieses Thal und darauf den düstren Tannenforst erreicht und wandte vom steilen Emporsteigen ausruhend, die Blicke nach der Burgruine zurück, deren weißes Gemäuer den länglichen Grat des gegenüber liegenden Berges krönte. Und die vom scheidenden Sonnenglanze umglommenen Trümmer, hoch über der hellgrünen Eichenwaldung thronend, blickten so deutungsvoll in das tiefe Tannendunkel herüber, als wollten sie die Brust an die Bilder der Vergangenheit mahnen, welche die Phantasie mit idealem Rosenschimmer zu schmücken liebt, der desto heller und rosiger leuchtet, je dunklere Schatten die Gegenwart wirft. — Doch eben der röthliche, die Trümmer verklärende Sonnenglanz mahnte zum Aufbruche; der Wagen war bestiegen und nun ging es in rascher Eile an der Lehne des Waldgebirges fort, bis nach etwa einer Stunde der Wald aufhörte und der Boden sich senkte. Im Abenddunkel fuhr der Wagen bei dem Dorfe Mnissy durch die Lubina, die im Schooße der Beskiden entspringend, im schnellen Laufe der Oder zueilt. Nun wandte sich der Fahrweg nach Süden; ein weites Thal eröffnete sich, durchrauscht von dem lauten Gebirgsflüßchen, und geschlossen im Süden durch den schwarzen Hintergrund der nahen Gebirge. Die Dunkelheit ließ bald kaum die nächsten Gegenstände unterscheiden; am klaren Nachthimmel erwachten die Sterne: da zog sich ein weißer Lichtschimmer hinter den Carpathen hinauf und verklärte sich nach und nach zum leuchtenden Hintergrunde, in welchen die tiefdunklen Bergkuppen gleich schwarzen Riesen eines ungeheueren chinesischen Schattenspiels hineinragten. Plötz-

lich hob sich ein rother Flammenreif über die dunkle Bergspitze und nach wenig Augenblicken schwebte die hellglühende Mondscheibe in den blauen Nachthimmel empor. Und nun von den Lichtfluthen des Mondes umflossen, erhielt die ganze Gegend eine tiefere Bedeutung, einen neuen, magischen Charakter. Auf den Häuptern und auf den östlichen Abhängen der nahen Berge lag das bleiche Mondlicht, während die Thalklüfte und westlichen Abhänge in tiefem Dunkel ruhten, das als Schlagschatten sich weit in die Thalebene hinzog. Im Mondlichte ruht ein eigenthümlicher Impuls zur Reflexion, der dem Sonnenglanze, dem Beherrscher des lauten Tages abgeht; die milden Lichtwellen des Nachtgestirns wecken ein innigeres Sichbewußtwerden des Menschengeistes, durch das wie durch einen Feenschleier das Traumgesicht eines früher durchlebten Daseins zu schimmern scheint. Ja, es deuchte mir, als hätte ich diese Mondlandschaft vor langen, langen Jahren, zwischen denen viele Grabesträume lagen, gesehen: nur krönte damals die hohe, vom Silberglanze umflossene Kuppe des Radhost ein Tempel, aus dem der Strahl der Opferflamme, gleich einem röthlichen Sterne herüberglänzte. Tempel und Flamme sind wohl seit eilf Jahrhunderten verschwunden, aber derselbe Mond blickt vom blauen Nachthimmel auf den kahlen Bergscheitel hernieder, derselbe Glanz umfluthet den Geist, ihn an ein trauliches Vorleben mahnend, in welches dasselbe Gestirn mit seinem Himmelsauge blickte. Und dieses momentane, unerklärbare Hineindämmern der Vergangenheit in die Gegenwart, dieses leise Nachzittern längst verklungener Töne — ist es nicht eben jenes geistige Aufblitzen das als phantastische Ahnungskraft die Keime der Poesie befruchtet? .

»Ich kann Etwas nicht begreifen, lieber Herr!« Dieser Ausruf riß mich aus meinen trascendentalen Betrachtungen — ich fuhr empor und die Augen meines hannakischen Kutschers glotzten mich an; er hatte eben den Pfeifenstumpf aus dem Munde genommen und wiederholte bedächtig: »Lieber Herr, Etwas kann ich nicht begreifen.«

»Und das wäre?«

»Ich habe meine Betrachtungen über diese Berge angestellt.«

»Und was habt Ihr dabei gedacht?« fragte ich, begierig die Ansicht des schlichten Natursohnes zu vernehmen.

»Ich kann nicht begreifen, wie ein ehrlicher Bauersmann in dieser schlechten Gegend bestehen kann.«

»Schlechten Gegend?«

»Hm, wenn der liebe Herrgott solche ungeheure Steinklumpen auf

unsere Hanna gewälzt hätte, wo sollten wir dann unsern Weizen anbauen? Der Himmel weiß, ob den armen Leuten in dieser Gegend auch nur Korn oder Gerste aufkommt; dagegen bei uns, zwischen Olmütz, Prosnitz, Wischau und Kremsier nichts als Weizenfelder! he, he!« Mit einer Art von Stolz wandte sich der stattliche Hannak zu seinen Pferden, drückte den bunt bebänderten Hut auf die Seite und murmelte, starke Tabakdämpfe vor sich hinblasend: Chudáci, chudáci!

Es war schon spät in der Nacht, als der Wagen vor dem Wirthshause des Städtchens Frankstadt hielt. Da ich dem Wirthe meinen Wunsch, am Morgen recht zeitlich den Radhost besteigen zu wollen, ankündigte, ihn ersuchend, zu diesem Zwecke mir einen Führer zu verschaffen; versicherte mich jener, daß ein Geleitsmann bereits bestellt sei, indem zwei Herren aus Ungarn, die oben auf ihrem Zimmer schliefen, gleichfalls in aller Frühe auf den Radhost aufzubrechen gedächten. Erfreut über die Aussicht, mittheilende Gefährten auf meiner morgigen Bergpromenade zu finden, warf ich mich auf's Lager und schlief sogleich fest und tief ein.

Kaum drei Stunden hatte mein Schlaf gedauert, als ein lautes Pochen an die Stubenthür mich an den Aufbruch mahnte. Schnell war meine Toilette vollendet und nach wenigen Minuten stand ich reisefertig in der Wirthsstube. Ein Blick in die laue Sommernacht gewährte mir die freudige Aussicht auf einen herrlichen, wenn auch heißen Tag. Nun traten auch die ungarischen Reisegefährten ein. Es waren ein ältlicher Mann von hoher schlanker Gestalt und starkmarkirtem, charakteristischem Gesichtsausdrucke, dann ein Jüngling mit blauen seelenvollen Augen und blondem Haar, das über den zurückgelegten Hemdkragen in reichen Locken wallte. Nach den gewöhnlichen kurzen Begrüßungen in deutscher Sprache und einigen Bemerkungen über das Wetter, machten wir uns, durch kalte Küche und höchst mittelmäßigen Wein gestärkt, mit unserem Führer auf den Weg. Die Sterne glänzten noch am Himmel, ein frisches Lüftchen kündigte aber die nahende Morgenröthe an. Durch die holprigen Gassen Frankstadts ging es nun hinaus auf den weiten Wiesenplan, der sich zwischen der Stadt und dem Fuße des Radhosts hinzieht. Meine beiden Gefährten waren ziemlich schweigsam, desto gesprächiger bewies sich unser Führer. Von dem Gemeindewesen Frankstadts ausgehend, ließ er sich ausführlich über den Käsehandel des Ortes aus und ging dann auf seine eigene Lebensgeschichte über, wobei wir erfuhren, daß er eigentlich ein Ausländer, ein Preuße sei, und als

junger Bursche vor der Recrutirung der letzten Franzosenkriege nach Mähren geflüchtet, sich in Frankstadt ansäßig gemacht, Weib und Kinder besitze, der Leinweberzunft angehöre, dabei aber aus reinem Dilettantismus das Geschäft eines Cicerone der Beskiden betreibe. Wir waren während dem seit einer halben Stunde über den thaufeuchten Rasen geschritten, und ein bleicher Schimmer begann sich nun leise über den östlichen Himmel zu legen. Und wie sich Minute an Minute reihte, so wurde auch lebhafter der Lichtglanz im Osten, über die erwachende Erde einen leisen Dämmerungsschleier webend. Die nahen Beskiden waren nicht sichtbar, eine dichte, graue Nebelwand thürmte sich vor uns empor. Nach einer Viertelstunde schwebte ein rosiger Schein über den lichten Himmelsraum, die Nebelwand begann zu beben und zu schwanken; schwere Wolkenschichten, sich von der Hauptmasse trennend, rollten in die Thäler hinab, und als ob plötzlich ein Zauberschwert den Nebelschleier durchschnitten, so riß der graue Vorhang auseinander und durch die Öffnung blickte das ehrwürdige Haupt des Radhost hindurch, vom ersten Strahle der Morgenröthe angeglüht.

»**Hled' tot gest Radhost Morawanů!**« sprach der ältere meiner Reisegenossen zu seinem jungen Begleiter, mit hochgehobenem Arme auf die flammende Bergkuppe deutend.

Der Jüngling blieb schweigend stehen; ich glaubte in seinem schönen Auge den Glanz einer Thräne wahrzunehmen.

»Sie sind Slawen, meine Herren!« sprach ich, mich in slawischer Sprache an die beiden Fremden wendend.

Da blickten mich beide mit eigenthümlich freundlichem Ausdrucke an, der Ältere reichte mir darauf die Rechte und rief aus: »O sind Sie uns gegrüßt, Herr! wir hielten Sie für einen Fremden, und siehe da, Sie sind einer der Unseren!« Und von diesem Augenblicke an waltete ein vertrauter Ton zwischen uns, als ob wir einander seit Jahren gekannt hätten. Bald erfuhr ich, meine neuen Freunde wären Vater und Sohn; der erstere protestantischer Prediger in N. im Trentschiner Comitate, letzterer Student der Theologie auf einer ausländischen Universität. Die Ferienzeit rief den Musensohn in die Heimat zurück; der Vater war ihm bis Olmütz entgegen gereist und nun, auf dem Heimwege begriffen, wollten sie den altslawischen Heidenberg Radhost besteigen. Unter anregenden Gesprächen waren wir endlich am Fuße des Berges angelangt und begannen denselben zu erklimmen. Durch die nebelfeuchte Waldnacht zogen wir am steilen Pfade hinauf, von Zeit

zu Zeit ausrastend, um durch die lichten Forstdurchhaue hinabzublicken in die Thalklüfte, in welche die grauen Nebelmassen, sich streckend und windend, gleich verfolgten Riesendrachen und Schlangenungeheuern aus den obern Regionen hinabstürzten. Fröhlicher Vogelsang belebte die Waldung — da und dort rauschte ein Wild durchs Gebüsche — über uns klärte sich rasch der Himmel aus und ließ nicht zweifeln am Siege des Lichtes über den Nebel. Das Nadelholz wurde immer lichter und niedriger, je höher wir stiegen, und verwandelte sich in einer Höhe von 3500 Fuß in kümmerliche Zwergkiefern. Endlich war auch die letzte steile Kuppe überwunden und wir standen am kahlen Gipfel des heiligen Radhosts, fast 4000 Fuß über der Meeresfläche. Die Sonne schwebte eben in voller Herrlichkeit über die Carpathenzinnen empor und beleuchtete ein Schauspiel, das in solcher Großartigkeit sich nur selten darstellt. Gleich den Riesenwellen eines goldflammenden Meeres wölbten sich die zahllosen Bergkuppen in Osten und Süden empor, während gegen Norden in der Tiefe sich die sonnige Ebene hinzog mit ihren Waldungen, Gärten, Flüssen und Bächen, Dörfern und Städten, weit zur Oder hin in die Auen Schlesiens. Im Westen thürmte sich das Waldgebirge über einander, durchfurcht von dunklen Thälern und tiefen Nebelschluchten. Am höchsten Gipfel des Radhost ragt ein hölzernes Kreuz, mit dem Bilde des Heilandes, ein Geländer umgibt dasselbe, und an dieses gelehnt blickte der Prediger schmerzhaft lächelnd über die Bergdome seiner Heimat, des slawischen Carpathenlandes. Ich stand an seiner Seite, während der Jüngling an einem Felsenstücke ruhte, das von angebranntem Knieholz umgeben, als der Herd sich wies, der in der Johannisnacht den fröhlichen Walachen die Feuerbrände liefert.

»Es kommt mir vor,« sprach nach einer feierlichen Pause mein ernster Gefährte, »als ob diese unzähligen flammenden Bergspitzen eben so viele flehende Arme wären, welche die slawische Muttererde zum Himmelslichte emporstreckt, um von ihm auch einige Strahlen der Gnade für das in jenen dunklen Thälern siedelnde Slawenvolk zu erbeten.

»Glauben Sie denn im Ernste,« erwiederte ich, »daß die einfachen Carpathensöhne sich nach dem Lichte höherer Aufklärung sehnen?«

»Das, was man gewöhnlich Aufklärung nennt, Raffinement der Sitten, wie auch der Denk- und Lebensweise wünsche ich meinen Landsleuten durchaus nicht; sie sind so glücklicher bei ihren beschränkten geistigen und physischen Bedürfnissen, die der rauhe Boden, den sie seit

uralten Zeiten mühsam bebauen und eben deshalb innig lieben, hinreichend befriedigt. Ich meine aber, der Himmel möge sich ihrer erbarmen, daß es — beim Alten bliebe!«

»Nun begreife ich! Sie deuten auf die Übergriffe der Magyaren.«

»Herr!« unterbrach mich der Alte,« es ist eine tiefernste Angelegenheit, voll der wichtigsten moralischen Folgen, aber« — hier drückte er die Hand heftig ans Herz, und ließ die feuchten Blicke über die Carpathen schweifen, während seine bleichen Lippen leise zitterten. Nach einer Pause sprach er mit dumpfer Stimme: »Unsere Zeit hat wenig Mitgefühl für ein Slawenvolk! Schon die Benennung Slawe, aus der das Jammerwort Sklave entstanden sein soll,« fuhr der Eiferer mit bitterem Ausdrucke fort, »rüttelt gräßlich am Brustgitter der freisinnigen Philantrophie, welche Schmach, ein Slawe zu heißen! Diese weit vorherrschende Meinung ist ein Beleg zur Wahrheit der Behauptung, daß die Zeit ein Unrecht, sobald es Jahrhunderte alt wird, in Recht, ja in Tugend umzuwandeln vermag. Wird Raub des Eigenthums und der persönlichen Freiheit nicht durch alle Criminalcodices civilisirter Nationen als Verbrechen gebrandmarkt? Wird nicht das Verfahren eines afrikanischen Fürsten, der seine Horden auf die Jagd harmloser Neger aussendet, um mit dem Erlös der so eingefangenen Sklaven seinen Schatz zu füllen, vor dem Richterstuhle selbst des lockersten Gewissens verdammet? Und doch sind die friedlichen ackerbauenden Slawen aus keinem besseren Grunde mit Feuer und Schwert verfolgt worden. Auch die alten Slaven errangen so manchen Sieg, auch sie machten Kriegsgefangene; den so erworbenen Sklaven stand es aber nach einiger Zeit frei, in die Heimat zurückzukehren, oder sich als Freie unter den Slawen anzusiedeln. Ja, die patriarchalische Lebensweise, die milde Gesittung der alten Slawen stand im offenbaren Gegensatze zu dem die Menschheit schändenden Begriffe der Sklaverei — sie, die auf Kriegsgefangene das Joch der Knechtschaft schonend legten, waren selbst frei und tapfer, und wußten, wie Quellenschriftsteller beurkunden, mit energischer Kraft Jahrhunderte lang ihre eigene Freiheit zu bewahren und zu vertheidigen. Gesunken sind sie wohl in späteren Jahrhunderten, die Slawenvölker — wer hat sie aber gestürzt von ihrer Bildungsstufe, wer sie aus ihren Friedensauen vertrieben und in die Fesseln der Knechtschaft geschlagen? Die stürmenden Horden der Magyaren, Mongolen und Germanen waren es!«

Der Jüngling, der bisher eifrig geschrieben, hatte sich nun er-

hoben und unserer Gruppe genähert, denn unser Führer, im Vorbeigehen gesagt, stand vor dem Redner und starrte mit offenem Munde den ereiferten Slawen an.

»Du hast gewiß etwas gedichtet, lieber Moimir,« sprach der Vater, dessen Stimme jetzt weich und mild geworden war, dem Sohne freundlich die Hand reichend.

»So ist es, Vater,« antwortete der Jüngling, während eine leise Röthe über sein blasses Antlitz flog.

»So laß doch hören mein Kind, es ist schon recht lange her, daß ich keinen Vers aus deinem Munde vernommen, und hier im Angesichte unserer Heimatberge, auf diesem durch die Mythe geweihten Standpuncte, wird es mir um so erfreulicher, ja herzerhebender sein! Dein Stoff ist ohne Zweifel ein patriotischer?«

Der Jüngling nickte; sein schönes Auge suchte mit graziöser Schüchternheit das meine; daher beeilte ich mich, die Versicherung beizufügen, daß auch für mich dieser Moment ein biographisch merkwürdiger sei, um so mehr, wenn er das Interesse desselben durch den Vortrag seiner Dichtung erhöhen wollte. — Der junge Dichter las darauf im Tone der Begeisterung folgende Strophen:

Es steh'n noch fest die alten Bergesgründe,
Die Scheitel kühn zum blauen Himmel hebend;
Es grünt und blüht der Slawen heil'ge Linde *),
Noch so wie einst die kühlen Schatten webend.

Dieselbe Luft, dieselbe Himmelsbläue,
Dieselbe Sonn' in flammendem Gewande,
Und in der Brust dieselbe Liebestreue
Und Liebeshang am alten Vaterlande.

So jetzt wie einst vor zehnmal Hundert Jahren! —
Es weht durch's All die heilige Verkündung:
Daß all' die Geister, die geschieden waren,
Mit uns noch steh'n in liebender Verbindung!

Auch du, o Geist der alten Marahánen,
Auch du bist nicht aus deinem Reich entschwunden!
Nah' ist dein Gruß, dein Hauch, dein liebend Mahnen;
Du suchst ein Herz — und du hast es gefunden!

*) So wie den Germanen die Eiche, so war den alten Slawen die Linde ein heiliger Baum.

Hier wo des Slawenlandes Tempelzinnen
Die Sonne deckt mit goldenem Talare,
Schlägt hoch es auf und heiße Thränen rinnen
Als Opfer hin am Vaterlandsaltare.

Von der Carpathen höchsten Sonnenkronen
Schwebt mein Gebet zum dunklen Thale nieder;
Wo still und harmlos die Geliebten wohnen,
Und fleht zum Herzen meiner Slawenbrüder:

O haltet fest am alten heil'gen Bunde,
Den mit den Vätern einst der Herr geschlossen,
Bleibt treu dem Worte der Apostelkunde,
Das Himmelsklarheit über euch ergossen!

Und eures Method's und Swatopluk's Weihe
Sei Bürgschaft euch im Sturm empörter Winde,
Daß siegreich einst die Sänge frommer Treue
Ertönen wieder um die heil'ge Linde!

Da mich das kleine Gedicht interessirte, so ersuchte ich den jungen Mann, mir eine Abschrift derselben zu gewähren, er fügte sich freundlich in meinen Wunsch. Wir nahmen endlich Abschied von der begeisternden Bergaussicht und begannen auf der Westseite herabzusteigen. Der enthusiastische Prediger blieb mit seinem Dichtersohne etwas zurück; ich schritt voraus, mich an der Seite des Führers in den bereits erwünschten Schatten des Föhrenwaldes vertiefend, der mit lichtgrünem Laubholz untermischt, den Nacken des Berges bis zum Fuße desselben bedeckte.

»Ich hätte niemals gedacht,« nahm nun der Führer das Wort, »daß so würdige Herren sich so lange und so ernsthaft in mährischer Sprache unterhalten könnten, und dazu noch über gelehrte Gegenstände! Ich hatte doch in dreißig Jahren die mährische Sprache so ziemlich erlernt, so viel nämlich zum Verkehr mit den gemeinen Leuten nöthig ist; aber ich versichere Sie, mein Herr, nicht den zehnten Theil von dem was Sie da oben gesprochen, hatte ich verstanden!«

»Es hätte Sie auch, mein Lieber, nicht eben bedeutend unterhalten.«

»Sie meinen wohl deshalb, weil ich blos ein Leinweber und Gebirgsführer bin; ho ho! unser einer hat auch eine gewisse Bildung —

übrigens bin ich ein geborner Ausländer und hatte daher in meiner Jugend Gelegenheit mich auszubilden; bin auch noch immer ein Freund vom Lesen, besitze ja selbst mehre schöne Bücher, wie den Abälino, den Domschütz und seine Gesellen, wie auch den zweiten Band von den schlafenden Jungfrauen. An Gedichten besitze ich annoch eines gewissen Herrn Ramler's Oden, die ich jedoch aufrichtig gestanden, nicht verstehe, obgleich ich mich rühmen kann, daß ich der deutschen Sprache vollkommen kundig bin; um so weniger hatte ich vermuthet, daß es möglich sei, Gedichte in der mährischen Volkssprache zu schreiben, oder gar zu verstehen!«

»Es gibt wohl in allen Ländern Leute, die Gedichte schreiben, welche weder sie noch Andere verstehen; aber es gibt ganz gewiß auch in Mähren gebildete Menschen, denen das Lesen mährischer, oder was gleichviel sagt, böhmischer Dichtungen recht viel Vergnügen macht.«

»Gebildete Menschen!« sprach ungläubig lächelnd der alte Preuße, »dieses höre ich heute zum erstenmal. Ich kenne wohl mehrere Herren Beamte und Ortsvorsteher, von denen einige sechs ja sogar acht Schulen studirt haben, die auch mährisch mit dem Bauer oder anderem gemeinen Volke reden: sonst aber würden sie sich kaum entschließen, ein vernünftiges Gespräch mit anderen Honoratioren in mährischer Sprache zu führen oder gar ein mährisches Buch zu lesen. Ha ha ha! ein mährisches Buch! ich dachte, daß es außer den Gebetbüchern für's gemeine Volk gar keine mährischen oder böhmischen Bücher gebe! Wer sollte auch so etwas schreiben!?«

Der Ausdruck meiner Gesichtszüge mochte da wohl ein tragischkomischer gewesen sein; denn der gebildete Preuße sah mich befremdend an, gleichsam ahnend, daß er an der Seite eines jener bedauernswerthen Waghälse schreite, die sich unterfangen ein Buch in böhmischer Sprache zu schreiben.

Die slawischen Reisegenossen hatten uns nun eingeholt; lachend theilte ich denselben die Ansichten unseres gelehrten Leinwebers über die westslawische Literatur mit; Vater und Sohn blieben aber ernst, um den Mund des ersteren schwebte sogar ein strenger ja schmerzlicher Zug, da er sprach: »Leider ist die Ansicht dieses einfältigen Mannes jene des größeren Theils unserer Gebildeten, die da keine Ahnung haben von unserer großen Vergangenheit, von der alten Herrlichkeit unserer Sprache, und der moralischen Tüchtigkeit unseres Volkes. Selbstsucht und äußerer Glanz ist ihnen Alles — Alles, folglich auch der

Maßstab zur Beurtheilung der Sprache, Denkart und Moralität des Volkes. Die liederlichsten Sudlereien, die einfältigsten Reiseberichte der Engländer und Franzosen werden gelesen, ja in deutschen Übersetzungen wiedergekäut, weil es Mode ist, weil es zur Bildung gehört. Schreiben Sie ein Werk über Napoleon, — die schöne Welt wird Sie lesen und bewundern, —. exponiren Sie die obscönen Gedichte eine Cornelius Gallus, und die Gelehrten werden sie preisen, vielleicht auch lesen; schreiben Sie ein Buch über die Vervollkommnung der Heugabeln und man reicht Ihnen das Diplom einer ökonomischen Gesellschaft; schreiben Sie ein Werk über die Abrichtung der Flöhe — und die ganze Welt kauft es, denn so was ist à la portée der ganzen Welt! Das tüchtigste slawische Buch aber, das die heiligsten Interessen unseres Volkes, einer Masse von sieben Millionen Menschen behandelt, wird von solchen Gebildeten verächtlich zur Seite geschoben!«

»Sie übertreiben die Sache gar zu sehr, werther Freund! Es ist der Reflex der trüben, aus Ungarn herübergebrachten Ideen, der sich in Ihren Reden spiegelt — dort mag das Meiste, was Sie den sogenannten Gebildeten vorwerfen, wahr sein; bei uns aber ist es viel — viel anders! Die Aufklärung schreitet an der Hand der Geschichte und reifen Erfahrung in unseren Provinzen mächtig vorwärts, und diese lehrt, ja gebietet das nationale Volks- und Sprachelement zu würdigen, ja zu heben. Man verkennt nicht länger, daß in der Anerkennung des historischen Werthes einer Nation ein unerschöpflicher Born der Liebe und Anhänglichkeit, nicht blos des Volkes allein sondern auch des alten Adels an die Regierung ruht, wogegen die Förderung des äußeren Wohlstandes durch Gewerbe und Handel, ja selbst durch die Legislatur secundär erscheint.«

Der Jüngling erhob den schönen, sinnenden Blick und sprach mit Begeisterung: »Überlassen wir die Entscheidung dieser wichtigen Frage, die sich erst leise abzuspinnen beginnt, der Zukunft; ich aber lebe der festen Zuversicht —«

»Da kommt ein gefährlicher Pfad, meine Herren, etwas Vorsicht schadet nicht — suchen Sie sich an den Sträuchern festzuhalten — so — es geht!« — Diese Ermahnungen unseres Führers unterbrachen des Jünglings Rede, dessen ernstes, tiefpoetisches Wesen einen eigenthümlichen Reiz all' dem, was er sprach, verlieh.

Wir waren jetzt über den schroffen, mit wüstem Steingerölle bedeckten Berghang herabgekommen und gelangten auf eine kleine gras-

reiche Alpenebene, die rings von dunkler Kieferwaldung umgeben, in sonnigem Smaragdgrün ruhte. Die Mitte des Nadelforstes war geöffnet und gewährte eine liebliche Aussicht auf das tiefe hellgrüne Thal und die gegenüberliegenden mit freundlichem Laubholz bewachsenen Hügel und Berge. Auf der Wiese selbst war es recht lebendig; eine Schar fröhlicher Burschen und Mädchen war mit dem Mähen des Alpengrases beschäftigt, während ein hochbejahrter Landmann an einer Quelle ruhte, die sprudelnd aus der Bergwand hervorbrach, über die wir eben herabgestiegen waren. Der Alte grüßte uns gar freundlich und lud uns ein sich neben ihm an das Brünnlein zu lagern, das, wie er versicherte, alle Quellen der Beskiden und der Tatra an Frische und Klarheit übertreffe. Gerne folgten wir seiner Einladung und waren bald mit dem gemüthlichen Greise in ein freundschaftliches Gespräch vertieft, während die Mäher auf einige Augenblicke die Arbeit ruhen ließen und auf ihre Sensen gestützt, uns neugierig betrachteten. Die Männer waren hohe, kräftige Gestalten, wie es fast alle Bewohner der Beskiden sind; einige hatten blaue, knapp anliegende Beinkleider und Czizmen, die Hüften umschlang ein breiter Ledergurt, an dem die kurze Tabakspfeife, Stahl, Messer und der Tabaksbeutel herabhing; den Oberkörper deckte ein rauhes Hemd, Hals und Brust waren nackt; den meisten ringelte sich das dunkle Haar über die Schulter. Die Mädchen waren frisch und vollbusig und wenn auch der Teint vom Sonnenstrahle gebräunt, so verlieh das lebhafte schwarze Auge und das heitere Lächeln der Wangen den slawischen Bergschönen hinreichende Anmuth, um in einer bescheidenen Idylle als Chloen und Daphnen figuriren zu können.

»Arbeitet doch Kinder, arbeitet! der Besuch gilt nicht Euch!« ermahnte der Greis sich in die Höhe hebend, wobei wir mit Staunen die riesige Länge und die athletischen Glieder des alten Mährers gewahrten; darauf wandte er sich zu uns und sprach selbstgefällig lächelnd: »Die drei schmucken Jungen dort sind meine Söhne; habe noch Einen, der dient seit vier Jahren unserem Kaiser als Soldat — möchte wohl den prächtigen Jungen sehen unter der zottigen Bärenmütze.«

»Euer Sohn ist also,« sprach ich, »Grenadier?«

»So ist es, lieber Herr! Wenn ich nur wüßte, wie ein Grenadier aussieht; habe in meinem Leben so einen Soldaten mit der Bärenmütze nicht gesehen; dann und wann kommen wohl einige Musketiere nach Rosenau oder Meseritz und weiter bin ich all mein Lebtag nicht gekommen.«

»Nun so will ich Euch so gut ich es vermag, das Bild eines kaiserlichen Grenadiers entwerfen,« sprach ich, ein Blatt aus meinem Zeichenbuche herausreißend und krokirte mit flüchtigen Zügen das Porträt eines Grenadiers, wobei ich nicht unterließ, die Bärenmütze recht scharf hervorzuheben. Der Alte setzte sich neben mir und betrachtete mit freudestrahlenden Blicken die Zeichnung; noch höher stieg aber sein Vergnügen und sein Erstaunen, als ich mein Farbenetui hervorlangte, die Pinsel zurechtsetzte, ins Brünnlein tauchte und den prächtigen Grenadier zu illuminiren begann.

»Was für Augen hat Euer Sohn?«

»Mein Josef? o schwarz sind sie wie zwei Raben.«

»Und Haare? Gleichfalls schwarz, nicht wahr?«

»Schwarz wie Kohle.«

»Folglich muß sein Schnurbart eben so schwarz sein,« ergänzte ich, die Gesichtszüge unseres Kriegers recht grell hervorhebend.

»Was für Aufschläge hat seine Uniform?«

»Aufschläge? lieber Herr, das kann ich leider nicht sagen.«

»Nun, welche Farbe würde Euch lieber Alter am besten gefallen?«

»Mir? hm! — die rothe! So recht schöne, rothe Aufschläge mögen meinem Josef gar schmuck lassen.« — Der Grenadier war fertig; ich überreichte das Blatt dem Greise, der jetzt mit jubelnder Stimme rief: »He da! Burschen, Mädeln! herbei — seht unseren Josef an wie er leibt und lebt!« Die Sensen waren im Nu hingeworfen und die ganze Schar der Mäher und Mäherinnen drängte sich um das improvisirte Porträt. »Ganz seine Augen, sein Haar, — wie muß ihm der schöne Schnurbart stehen! Und der Säbel, die Mütze!« so riefen durcheinander mit steigender Bewunderung die Mädchen und Burschen. Darauf wendete sich der Alte mit der bangen Frage zu mir, ob ich ihm doch im Ernste das Bild schenken wolle.

»Im vollen Ernste,« war meine Antwort, »und es freut mich recht sehr, wenn es Euch an Euren braven Sohn erinnert.«

Nun war die Freude der ganzen Familie grenzenlos, die schlichten Naturkinder überhäuften mich mit Dankbezeugungen und einem Beifalle, desgleichen weder Gerard noch Lawrence, oder Amerling geerntet. Ich sah mich nach meinem Reisegenossen um: der Prediger saß mit seinem Sohne am nahen Felsenvorsprung, die Scene mit freundlichem Lächeln betrachtend, während unser gebildeter Führer auf einem Heuhaufen thronte, und seiner Schnapsflasche recht fleißig zusprach.

Die Freude hatte sich endlich gelegt, die Mäher ergriffen wieder ihre Sensen. »Wenn ich nur schon in meinem Sallasch wäre,« sprach nun der alte Mährer, »um das Bildchen da recht zierlich an die Wand kleben zu können; ja, dort zwischen der Mutter Gottes und dem heiligen Florian soll mein Joseph prangen!«

»Wo ist denn Euer Sallasch, lieber Freund?« fragte der Prediger.

»Gute zwei Stunden von hier bei Czeladna, dort aber hinter dem Fichtenwalde ist meine Koliba — wollt Ihr Euch, liebe Herren, nicht hinbemühen? Ihr sollt daselbst die beste Brinse essen am ganzen Beskid und ein Vieh sollt Ihr sehen, das seines gleichen auf den Bergtriften der Walachen *) sucht. Wir lehnten dankend die gutmüthige Einladung ab, und der Prediger fragte wieder: »Ist denn die neue Straße durch Euer Gebirge bereits vollendet?«

»Die Straße aus Ungarn über Ostrawitza nach Mistek? vollendet ist sie worden bereits vor einigen Sommern. O Herr, diese Straße ist eine große, große Wohlthat für uns Gebirgsbewohner! Von Czeladna kann man wohl den ganzen lieben Tag reisen, tief ins ungarische Gebirg hinein, ohne ein Dorf anzutreffen; nichts als rauhe Berge und endlose Waldungen — hie und da einzelne Sallaschen und hoch oben die Koliby; und durch das ganze Gebirgsland führte noch vor einigen Jahren keine Straße — kaum ein Fahrweg; es war uns daher gar schwer unser Vieh und unsere Brinsa abzusetzen; jetzt aber, seitdem die herrliche Straße aus Ungarn nach Schlesien durch unsere Berge führt, geht das viel leichter, wir gewinnen an Zeit, Kraft und Geld! Der selige Fürst **) unternahm den schwierigen Straßenbau von der Czerna durch den Baranerwald bis an die ungrische Grenze ganz auf eigene Kosten aus Liebe zu seinen armen Unterthanen im Gebirge — Gott lohne es ihm dort oben! Es wird bald drei Jahre sein, da hatte ihm zum Andenken der gegenwärtige Fürst-Erzbischof ein schönes eisernes Kreuz

---

*) Die Bewohner der Beskiden verfertigen eine Art Käse, mit dessen Bereitung sich in Ungarn und Siebenbürgen die Walachen beschäftigen. Der Name Brinza, welcher in der romanischen Sprache der Walachen Käse bedeutet, scheint anzudeuten, daß sie diesen Erwerbzweig von den Walachen gelernt haben, und daher kommt es auch, daß man diese echt slawischen Gebirgsbewohner Walachen zu nennen pflegt.

**) Von der Czerna an, durch das Baraner Revier bis an die ungarische Grenze, übernahm der Erzbischof von Olmütz, Ferdinand Maria aus dem Hause der Grafen Chotek, den Bau der Straße auf eigene Kosten, um die Unterthanen zu schonen, da diese zur Concurrenzleistung auf mehrere Meilen Weges vom Hause sich hätten entfernen müssen. — Moravia 1838 — Nr. 79.

dort drüben bei Samtschanka setzen lassen; es war eine gewaltige Volksmenge bei der Einweihung zugegen — ich bin auch hinübergegangen.«

»Ich auch! ich auch! ich auch!« riefen nun alle männlichen und weiblichen Mäher, die ihrer Arbeit vergessend, uns umstanden und den Worten des Familienhauptes mit tiefer Theilnahme lauschten.

»Der Herr Pfarrer von Ostrawitz,« sprach der Greis weiter, »hielt eine Rede an das Volk, worin er gar schöne Worte von der Güte, liebvollen Gesinnung und von dem Edelmuthe des im Herrn entschlummerten Fürsten sprach. Das ganze Volk war bis zu Thränen gerührt, ich alter Bursche selbst.« — — Der alte Mährer schwieg gerührt.

»Der Himmel bewahre Euch, guter Alter,« sprach nun der Prediger, sich erhebend, »Euch und allen wackeren Bewohnern der Beskiden dieses Gefühl der Dankbarkeit und Treue; Gott beschütze Eure biedere Denkart, Sitte und Sprache!«

Somit schieden wir von dem greisen Veteran der Beskiden, der uns mit Segenswünschen bis an den Saum des Waldes begleitete, herzlich bedauernd, daß wir seiner gastfreundlichen Einladung in die Koliba nicht folgen könnten.

Am Fuße des Berges angelangt, sah auch ich mich genöthigt von meinen bisherigen Reisegefährten zu scheiden. Mein Weg führte nach Rosenau, wo der Wagen meiner wartete; die biederen Slowaken mußten aber zurück nach Frankstadt wandern, um von dort die Reise in die östliche Heimat fortzusetzen. Unser Abschied war beinahe ein schmerzlicher. Ja mein Herz war tief beklommen, da ich so verlassen und allein auf der Straße nach den Sallaschen von Rosenau hinwanderte: es war mir, als hätte ich die beiden edlen Menschen, welche vielleicht die praktische Welt, die jedes auf's Einmaleins nicht reducirbare Gefühl proscribirt, Schwärmer nennt, schon vor uralten Zeiten gekannt, als wären unsere Geister auf irgend einem anderen Planeten in enger liebender Verbindung gestanden, und hätten einander jetzt plötzlich wiedergefunden und erkannt — oder wie soll ich diese tiefe Abschiedstrauer in meiner Brust, diesen fast physischen Druck auf's Herz deuten? — Ist es das Resultat einer Bekanntschaft von wenig Stunden? — man kann doch Jahre lang mit recht guten Menschen zusammenleben, ohne bei der Trennung irgend eine lebhafte Sensation wahrzunehmen; oder ist es der Zauber der Sprache, der verwandten patriotischen Denkart, welche nur die Liebe und das Opfer und keinen irdischen Gewinn kennt?

S. H. Mosenthal.

Tugend und Leichtsinn.

Die Tugend und der Leichtsinn kam
Einmal auf unsre Erden,
Zu kämpfen mit dem Menschengeschlecht
Gegen Sorgen und Beschwerden.

Weitläufig waren sie verwandt
Und zogen nun in die Fremde:
Die Tugend mit Schild und Speer in der Hand —
Der Leichtsinn im bloßen Hemde.

Die Tugend hielt offen Aug' und Ohr,
Die Feinde zu erspähen:
Der Leichtsinn hielt sich die Hände vor
Und wollte Nichts hören und sehen.

Die Tugend griff alle Feinde an
Und warf sie dahin auf dem Grase,
Der Leichtsinn hüpft' vor allen fort
Und macht' ihnen eine Nase.

Die Tugend nahm Steine noch so schwer
Und trug sie ohne zu murren,
Der Leichtsinn sprang lachend drüber her
Und sang seine Lieder und Schnurren.

Nun kamen sie an einen Berg,
Da konnten sie beid' nicht weiter,
Die Tugend sann und dachte nach:
Der Leichtsinn trällerte heiter.

Die Tugend klomm durch Busch und Dorn
Und überstieg den Hügel;
Der Leichtsinn rief einen Schmetterling
Und hing sich an seine Flügel.

Und brauchten sie ein Nachtquartier,
Kroch Tugend in Hütt' und Häuser:
Der Leichtsinn griff in die Wolken hinein,
Und baute sich ein paar Schlösser.

So zogen sie immer fort und fort,
Die Tugend voll Wunden und Narben,
Der Leichtsinn immer frisch und gesund,
Bis daß sie beide starben.

Die Tugend flog stracks in's Himmelreich,
Der Leichtsinn blieb an der Schwelle,
Sprach: Wenn ich auch nicht in den Himmel komm',
So komm' ich doch nicht in die Hölle.

Eduard Mautner.

Im Wirbel.

Donauufer reich und blühend,
Mitten drin der blaue Fluß,
Und ein Schiff vorüberziehend
In der Strömung raschem Schuß.

Blöcke haben sie geladen
Von der Berge Eichenmark,
Und die Schiffer-Cameraden
Sind so kühn und eichenstark.

Und sie rudern, und sie singen,
Und ein alter Schiffer geigt,
Bis mit Schaum und weißen Ringen
Gähnend sich der Wirbel zeigt. —

Sie verstummen, und sie langen
Von dem Haupte fromm den Hut,
Und es ruh'n die Ruderstangen,
Und das Schiff zieht mit der Flut. —

Und von der Gebirgscapelle
Nun die Glockenstimme spricht,
Bis die erste wilde Welle
Schäumend sich am Kiele bricht.

Da hat aus dem stillen Beten
Sich die Mannschaft aufgerafft,
Und beherzt an's Ruder treten
Sie mit frisch erneuter Kraft.

Und die braunen Arme heben
Sich in raschem sichrem Tact,
Und sie steuern ohne Beben
Durch den wilden Katarakt. —

Als das Wasser wieder eben,
Und mein Arm nun wieder ruht',
Dacht' ich an mein stürmisch Leben
Und an seine wilde Flut:

Und mein Herz mit freud'gem Pochen
Sprach: Ein Beispiel soll's dir sein:
Erst ein frommes Wort gesprochen,
In den Wirbel dann hinein!



Heinrich von Levitschnigg.

Trost.

Auf hohem Roß, den Blitzstrahl im Gewehre
Brach Cortez gegen Tenochtitlan vor;
Zur neuen Wahrheit ward die alte Lehre:
Weh dem Besiegten, der die Schlacht verlor!

Die Folter bleichte, Schätze zu erpressen,
Das kühnste mexikanische Gesicht,
Doch mochten Alle auch den Trotz vergessen
Der Männern ziemt, ein Herz vergaß ihn nicht.

Auf Kohlen ruhte Mexiko's Gebieter;
Verbrannten Purpurs, ohne goldne Zier;
Doch sprach er kalt zum Diener — Angst verrieth er —
»Was weinst du, Kind? Lieg ich auf Rosen hier!«

Auch meine Krone Freude ward zum Raube
Dem unbesiegbar starken Gegner Schmerz;
Der Purpur deiner Liebe liegt im Staube,
Geknechtet ward mein Königreich, dein Herz.

Ich soll in's Elend als ein Bettler gehen,
Auf Kohlen schreit' ich weiter kummerschwer,
Und dort, wo meine Blicke niedersehen,
Auf diesem Grund wächst keine Blume mehr.

Sie haben alle Schätze mir genommen,
All mein parnassisch Gold, die Fantasie,
Und dennoch, ist das Herz mir auch beklommen,
Wird zittern nie in feiger Angst mein Knie.

Du aber weinst bei'm letzten Schmerzumarmen:
Im Herzen wird es eisig wie am Pol,
Ein Wort des Trostes flüstre aus Erbarmen,
Und dann für alles Dasein lebe wohl!

Da schwebt vom Lande Mexiko herüber
Sein letzter Fürst und mahnt mich an sein Wort,
Und ruhig sag' ich, wird mein Blick auch trüber:
»Was weinst du Weib? Geh' ich auf Rosen fort!«

Erkenntniß.

Es war Natur. Wie Regenwolken geben
Ein kurzes Grün der halbversengten Flur,
So warst du mein für ein paar Stunden Leben,
Und zogst dann schluchzend fort — es war Natur!

Es war nur Trug, dich zieh' es mir entgegen,
So wie zum Lichte geht der Mücke Flug,
Du bist ein Falter, zogst wie Falter pflegen
Vom Kelch zum schönern Kelch — es war nur Trug!

Es war ein Scherz, daß du von Treue träumtest
Bis in den Tod und weiter himmelwärts,
Und drüber sie im Leben ganz versäumtest,
Wie's Träumern meist ergeht, es war nur Scherz!

Es war ein Wahn, ein Band, ein lebenslanges
Verknüpfe uns, wie fern in Hindostan
Das treue Vögelpaar am heil'gen Ganges,
Das »Unzertrennlich« heißt — es war ein Wahn!

Es war nur Spott dein stündliches Beeiden,
Ich sei Prophet und Liebe sei mein Gott,
Doch kam's zur Hedschra, flüchtig mußt' ich meiden
Mein Mekka, deine Brust — es war nur Spott!

Es war ein Traum! Ein Engel stieg hernieder,
Schön, wie die Griechin lag im Meeresschaum,
Und sang in's Ohr mir wunderbare Lieder,
Am Morgen war er weg — es war ein Traum!

Doch bleibt es wahr, daß nie ich frömmer lebte
Und doch so schön wie nun und nimmerdar,
Als da mein Herz bei dir im Himmel schwebte;
Ich will es läugnen zwar, doch bleibt es wahr.

Judaskuß.

Gedenkst du noch, wie ich bei'm ersten Kusse,
War er mir auch um keinen Himmel feil,
Doch plötzlich weinte, wie zur Zeit der Busse
Ein Sünder trauert um sein Seelenheil?

Du frugst erstaunt: »Was soll die Perle Schwermuth
Im Rosenkranz, den uns die Liebe wand,
Was hast du, Mensch, was soll der Tropfen Wermuth
Im Kelch der Lust, gereicht von meiner Hand?«

Ich sprach: »Man kann ja auch vor Freude weinen!«
Doch schnöde Lüge war dies schöne Wort,
Und sucht' ich später fröhlich auch zu scheinen,
Im Innern strömten meine Thränen fort.

Ich fühlte tief, einst werde dennoch schlagen
Die Stunde, wo dein Herz von meinem flieht,
Und einmal müsse jene Sonne tagen,
Die mich zum letzten Mal dich küssen sieht.

Erfahrung hatte warnend mir geschrieben:
»Kind, traue nicht, das Weib ist wandelbar,
Und wenn es mehr als endlos schwört zu lieben,
Sieh zu, ob's nicht ein Eid des Judas war!«

Und wie mir schwante, also ist's gekommen,
Bald siechte deine falsche Zärtlichkeit,
Du hattest längst mit Freuden wahrgenommen
An ihrem Pulsschlag, es sei Sterbenszeit.

Doch ob dein Herz sie auch zum Tod verdammte,
Du küßtest Abends mich bei'm Scheidegruß
So warm, wie niemals Gottes Sonne flammte,
Und dennoch war es, Weib, dein letzter Kuß.

Mich traf die Kunde also schwer und gräßlich,
Wie man aus einem schweren Schlaf erwacht
Und nicht mehr weiß, war himmlisch oder häßlich
Der flücht'ge Traum der abgelauf'nen Nacht.

Mir war nichts sonst erinnerlich geblieben,
Als daß dein Antlitz falsch wie Judas sah,
Daß gleich dem Heiland d'rauf mein tiefstes Lieben
Am nächsten Morgen ging nach Golgatha.



A. W. Gerle.

Die verhängnißvolle Lampe.

König Andreas der Zweite von Ungarn, dem die Geschichte den Beinamen Hierosolimitanus gab, rüstete sich um das Jahr 1217 zu einem Kreuzzuge, als ihm gemeldet wurde, ein junger Edelmann aus Böhmen bitte um Audienz und wünsche unter den Befehlen des Königs mit gegen die Ungläubigen zu ziehen. Eine jugendliche doch männlich schöne Gestalt voll Adel und Kraft nahm den König schon im vorhinein für den Bittsteller ein, der auf die Frage nach seinem Namen, Herkunft und Verhältnisse in folgenden Worten Kundschaft gab:

»Ich bin Eppo genannt und der einzige Sohn des Ritters Bock von Berka, der auf einer uralten Veste Dub in finsterer Waldesnacht sich in vorgerückten Jahren nur damit beschäftigt, seine Unterthanen zu beglücken. Meine Mutter habe ich schon in der Stunde der Geburt verloren, so daß der Vater nur halb mit Liebe halb mit Schmerz auf den unschuldigen Muttermörder blicken konnte, und da ich nun das achtzehnte Jahr erreicht habe, meinte Vater Bock, es sei Zeit mir die heilige Ritterwürde zu verdienen, weshalb ich Euch, gnädigster König und Herr, um die Erlaubniß bitte, unter Euren Befehlen am Grabe des Erlösers mitfechten zu dürfen.« Mit Freuden nahm Andreas den kampflustigen Jüngling in die Reihen seines Heeres auf, und hatte die Wahl auch nicht zu bereuen, denn Eppo war in allen Gefechten unter den Ersten und zeichnete sich insbesondere beim Sturme auf den Berg Tabor dermaßen durch Kühnheit und Kraft des Armes aus, daß der Name Eppo von Berka und Duba bereits einen guten Klang im Heere gewonnen, als er mit Andreas über Bulgarien heimkehrte, wo der König in der Hauptstadt Sophia verweilte, weil er mit dem Fürsten Bulgariens Johann Assan einige Streitigkeiten zu schlichten hatte.

Um die Zeit der Muße zu verkürzen, wohnte Eppo mehreren Bärenjagden bei, zu welchen ihn die Vornehmsten der Bulgaren gast-

freundlich einluden, und war dort bald als trefflicher Waidmann bekannt, so daß vor Allen ihm der mächtige Bogoris seine Bewunderung und Freundschaft schenkte, nur warnte ihn der bejahrte Mann fruchtlos, sich nicht zu kühn und einsam in die größten Gefahren zu stürzen. So geschah es auch eines Tages, daß er einem ungeheuren Bären im Walde begegnete, Eppo schleuderte seinen Wurfspieß gegen das furchtbare Thier, das nur an der Seite gestreift sich mit verdoppelter Wuth auf den Jüngling warf, der verloren gewesen, wenn nicht alsobald Bogoris aus dem Dickicht den Bären mit einem Pfeile tödtlich getroffen hätte, der nur im Tode Eppo aus seinen Tatzen ließ. Fürchterlich zerfleischt und aus vielen Wunden blutend wurde Eppo auf Bogoris Schloß getragen, und hier der Pflege der schönen Larissa, Bogoris' Tochter, übergeben, welche so große Theilnahme an dem Jüngling zu nehmen schien, daß sie ihm in einem hohen Gemache, zwischen dem ihrigen und jenem des Vaters, das Lager bereiten ließ. Als Eppo aus der tiefen Ohnmacht erwachte, schaute er in seiner neuen Wohnung rund umher, und sein Blick fiel auf eine kunstvoll gearbeitete Lampe, die von einem Tische seinem Lager gegenüber das Gemach erleuchtete. Die Lampe hatte die Gestalt einer halben Kugel, die mit seltsamen Charakteren bezeichnet war und den Fuß bildeten zwölf Männer von verschiedener Gestalt, theils schön geformt, theils aber von der abschreckendsten Häßlichkeit, und alle zwölf hielten mit ausgestreckten Armen die Schale, in welcher eine blauweiße Flamme leuchtete. Allein als Eppo bald in ein heftiges Wundfieber verfiel, kam es ihm vor, die Lampe und die Männer seien zur Riesengröße herangewachsen und die Letzteren bewegten sich hin und her, und während einige mitleidige Blicke nach seinem Schmerzenslager sandten, grinsten ihn Andere mit tückischer Schadenfreude an, und schienen sich über sein Leid höchlich zu erfreuen, und als er eines Tages Larissa an seinem Bette sitzen sah, fragte er, was diese Lampe bedeute. Aber die Jungfrau bat ihn, nicht wieder zu fragen, was sie ihm nicht beantworten könne; die Lampe sei ihr ein kostbarer Schatz, den ihr die weise Mutter hinterlassen, und sorgsam zu bewahren anbefohlen hatte.

»Wenn dir die Lampe Unruhe verursacht,« schloß Larissa ihre Rede, »sollst du sie nie wieder sehen, aber wenn du mich nicht hassest, so frage nie mehr nach derselben.«

Larissa's Mitleid und Eppo's Dankbarkeit für seine schöne Pflegerin waren bald in ein einziges Gefühl, die erste heiße Liebe verschmolzen, dem sich die jungen Herzen ohne Rückhalt hingaben, und

als König Andreas sich mit dem Bulgarenfürsten verglichen, und Anstalten zur Heimreise machte, waren wohl Eppo's Wunden so ziemlich geschlossen, doch erklärte die heilkundige Larissa, sie könnten durch die Anstrengungen der Reise wieder aufbrechen; der Jüngling blieb zurück, und dachte zur großen Freude seines Gastfreundes, selbst als schon ganz genesen, nur wenig an die Abreise, sondern lebte in Bogoris Schlosse der Liebe, während er mit jenem das Waidwerk trieb und an den Festen der benachbarten Großen Theil nahm.

Eines Tages beging der reiche und mächtige Wladika Bronos eine ganz besondere Feier, und Eppo war mit Bogoris dazu geladen. Der Willkommsbecher kreiste an der runden Tafel, als er aber an Eppo kam, sah dieser zu seinem Entsetzen einen Hirnschädel in Gold gefaßt, und am Fuße glaubte er die Männer von Larissa's Lampe zu schauen, deren Hälfte ihm mit verzerrten Gesichtern entgegen lachte. Mit innerem Grauen warf er den Becher weit von sich — die Bulgaren sprangen von ihren Sitzen auf und zogen ihre Waffen, um die verschmähte Gastfreundschaft blutig an ihm zu rächen; zwanzig drohende Säbel waren über Eppo's Haupte geschwungen, als Bogoris sich schützend zwischen Eppo und die Bulgaren warf, ihn entschuldigend, wie er als Fremdling nicht wisse, daß ein Eingeborner dieses Landes seine Gäste nicht höher ehren könne als durch den Trunk aus dem Schädel eines besiegten Feindes, und so ward diesmal Bogoris' kluges Wort der Retter des Jünglings, wie es früher sein Pfeil gewesen war.

Als die beiden Freunde mit einander nach Hause ritten, tadelte Bogoris Eppo's sonderbares Benehmen, und dieser gestand ihm, daß er an dem Becher dieselben Figuren zu sehen gemeint, die ihm schon in seinem Schlosse an Larissa's Lampe so drohend und unheimlich vorgekommen waren, zugleich frug er ihn, was es mit dieser Lampe für ein Bewandtniß habe.

»Wahrlich,« entgegnete Bogoris, »das weiß ich dir selbst nicht zu sagen. Larissa erhielt sie als Erbstück von ihrer Mutter, welche aus der Familie eines berühmten Zauberers stammte. Sie sprach oft in einer unverständlichen Sprache mit ihr, wie jetzt Larissa, und seit diese die Besitzerin der Wunderlampe ist, gelingt ihr in der Haus- und Landwirthschaft Alles, was sie beginnt.«

Der Gedanke, daß Larissa die schwarze Kunst betreibe, vernichtete Eppo's feurige Liebe zu ihr, und plötzlich trat er eines Mor-

gens in Bogoris' Halle, ihm anzukündigen, er müsse in die Heimat zurückkehren. Überrascht und betroffen nahm der Wirth Abschied von seinem werthen Gaste, der sich eben auf sein Roß schwingen wollte, als Larissa weinend ihm in den Weg trat, und bat, nur wenigstens noch einen Tag zu verweilen. Das konnte Eppo seiner zärtlichen Pflegerin nicht abschlagen, obwohl eine innere Ahnung sein Gemüth mit unerklärbarer Angst erfüllte. Nach dem Male führte Larissa ihren Geliebten in den Garten, wo sie ihm gestand, sie fühle sich Mutter und verlangte, er sollte ihr Glück und Ehre zurück geben. Gerührt von ihrem Zustande versprach Eppo in zwei Monaten als Freiwerber zurückzukehren, und Larissa sprach zu ihm: »Wenn du nicht wieder kommst, so verfalle ich dem Fluch meines Vaters; dann aber zittere vor meiner Rache, die dich durch's Leben verfolgen, und selbst im Grabe nicht auslassen wird?«

Eppo wiederholte seinen Schwur, die Geliebte zu trösten, und kehrte nach Böhmen zurück, ohne sich mehr am Hofe Königs Andreas aufzuhalten, und doch kam er zu spät um den väterlichen Segen noch zu empfangen. Als Eppo sich der weiten Burg Duba näherte, wehte das Trauerbanner am Wartthurme, und wie er ins Thor eintritt, begegnete er dem Leichenzuge seines Vaters, der sich eben ernst und feierlich durch den dichten Wald zum Friedhofe herab bewegte. Eppo mußte die zahlreichen väterlichen Güter übernehmen und weihte sich der Verwaltung derselben und der Sorge für das Wohl seiner Unterthanen und so vergingen zwei Monate, ohne daß er Larissen's und seiner Zusage gedacht hatte, und als er sich endlich daran erinnerte, tröstete er sich damit, daß die leichtfertige Zauberin seiner wohl schon längst in den Armen eines Andern vergessen haben würde, den sie durch schwarze Kunst in ihre Netze gelockt, und seine Liebe verwandelte sich allmälig in Haß und Verachtung. Nur manchmal erblickte er Larissa im Traume mit warnender Geberde, die er sich aber bald wieder aus dem Sinne schlug, doch als mehrere Monate vergingen, ohne daß er sein Wort gelöst hatte, erschien ihm in mitternächtlichem Traumgebilde die unglückliche Larissa mit einer tiefen Wunde in der Brust, aus der ein Blutstrom quoll, auf dem rechten Arme trug sie ein todtes Kind, mit der linken aber reichte sie ihm die unheilvolle Lampe und sprach in grauenvollem Tone:

»Da du nicht mein Gatte sein wolltest, so sei mein Erbe!«

Am Morgen fand man die Lampe auf dem Boden, und Eppo

lag im heftigsten Fieber, das ihn mehrere Monate nicht verließ, und wie er einiger Maßen zur Besinnung kam, war sein erster Befehl die Lampe in den tiefen Schloßbrunnen zu werfen, daß sie nie wieder an das Licht des Tages komme. Als Eppo genas, besuchten ihn seine Nachbarn, und sparten keine Versuche den schweren Trübsinn zu zerstreuen, den sie für eine natürliche Folge einer langen und erschöpfenden Krankheit hielten. Man führte ihn von Fest zu Fest, von Turnier zu Turnier, und auf einem der letztern lernte er die schöne Hermildis, des Ritters von Kostelez einzige Tochter, kennen, in deren Umgang er Trost für sein tiefes Leid fand, und da seine Neigung lebhaft erwiedert wurde, so währte es nicht lange, und der junge Ritter war der Bräutigam des holdseligen Fräuleins.

Das Beilager sollte mit verschwenderischer Pracht auf Duba gefeiert werden, und Verwandte und Freunde versammelten sich, Hermildis die kostbarsten Geschenke darzubieten; unter ihnen erschien eine Jungfrau von blendender Schönheit, doch geisterblaß und in einer sonderbaren ausländischen Tracht, diese brachte der Braut eine kunstreiche in Metall gearbeitete Lampe als Hochzeitsgabe, welche Hermildis mehr Freude machte als alle übrigen Geschenke von Gold, Silber und Edelgesteinen; doch als sie ihr danken wollte, war die freigebige Jungfrau verschwunden und wie sie Abends dem Bräutigam die Lampe als Krone aller Hochzeitsgeschenke zeigte, übergoß Todtenblässe sein Antlitz, denn — es war Larissa's Lampe, die er umsonst hatte auf den Grund des Schloßbrunnens versenken lassen. Hermildis erschrack über Eppo's Aussehen; doch als er sie beschwor, diese Lampe zu vernichten, ihr Anblick sei ihm über allen Ausdruck zuwider, hielt sie dies Begehren für eine vorübergehende Männerlaune und statt ihm nachzugeben, ließ sie die Lampe Abends im Brautgemache anzünden. Hermildis war entzückt über den Regenbogenglanz der Flammen, allein Eppo sah daraus die Gestalt Larissa's, mit der offenen Wunde in der Brust und das todte Kind auf dem Arme, aufsteigen, und zur Riesengröße emporgewachsen, drohten ihm alle zwölf Männer und schienen ihn verfolgen zu wollen bis in und über den Tod. Da sprang er im halben Wahnsinn auf, und als seine Bitten über die eigensinnige Hermildis nichts vermochten, nahm er ihr am Morgen, nach einer in Höllenqualen verlebten Nacht die Lampe heimlich weg und vergrub sie im Garten; doch Abends stand sie wieder an derselben Stelle und vertrieb ihn abermals aus dem Ehebette.

Nach mehreren fruchtlosen Versuchen, die Ursache seiner furchtbaren Leiden zu vernichten, bekannte er Hermildis das Vergehen, dessen er sich vor seiner Vermählung schuldig gemacht, und auf sein Bitten wurde das Gemach, in dem die Lampe stand, verschlossen, das Ehebett aber in einen andern Flügel des weitläufigen Schlosses übertragen. Nun genossen Eppo und Hermildis einige Ruhe, doch sein Geständniß, daß er mit einer Schwarzkünstlerin in liebender Vereinigung gelebt, erkaltete die Liebe der jungen Frau, die fortan nur nach ihrem Willen that, und wenn Eppo sich als Herr zeigen wollte, ging sie in das verschlossene Gemach und zündete die Lampe an, die furchtbaren Larven entfesselnd, die ihn alsobald verfolgten, bis er die Grausame fußfällig bat die Lampe auszulöschen. Doch einmal steigerte sich seine Verzweiflung bis zur Wuth, er rief ihr zu:

»Sei du die Erbin der Zauberlampe!« eilte aus der Burg in die Sazawa, und begrub sein Elend in den Fluten.

Von diesem Augenblicke an war die Flamme der Lampe unverlöschlich und die Geister verfolgten Hermildis, bis sie in eine unheilbare Krankheit verfiel, und nach ihrem Tode zogen die zwölf Männer der Lampe tobend durch die Gemächer der Burg, die blassen Gestalten Eppo's und seiner beiden Frauen in Angst vor sich her treibend. Die Erben des Hauses konnten die stattliche Burg nicht bewohnen, die den Geistern zur Beute geworden war, die Nachbarn gingen, sich still kreuzend vorüber, und obschon man die verhängnißvolle Lampe vergraben und vermauern ließ, stand sie doch immer wieder in Eppo's sündigem Brautgemach, von dem in der Nacht der Geisterzug ausging, die Hallen der Burg mit Jammer und Wehklagen zu erfüllen, bis Wenzel von Duba im Jahre 1420 einen frommen Priester dahin berief. Dieser füllte die Lampe mit geweihtem Öl, zündete sie an, und las mit lauter Stimme die Banngebete da zersprang die Lampe mit einem donnerähnlichen Knall in tausend Stücke und das Gemach wurde zur Burgcapelle eingeweiht, worauf Ritter Wenzel mit seiner Gemahlin Margaretha von Richenburg das Schloß bezog, welches fürder nie wieder von den Geistern beunruhigt wurde.

Alexander Baumann.

Wia da Hans dös erschtimal s Miar siacht.

J' bin just nit blangi, dös hat no kans g'fundn,
Do den möcht i kena, der s Miar hat dafundtn,
Bua! wanst dös siachst, du thatst es nit glaubn,
Und unsa gstreng Her rukad selba sein Haubn.
Waßt, denk da — wia fang is nur an recht zum bschreibn,
Waßt denk da nix — s wird s gscheidasta bleibn.
A Weil gets so furt gar a traurigi Straßn,
Koan Bam und koan Grasl, als ed und verlaßn,
S war nedi du bittast wol gar no auf d' Leng,
Bit di gar schön, liabs Bläaml, ge blüa nur a Weng,
Aba s nutzt di koan Bittn, es nutzt di koan Red,
S bleibt Als wia verwunscha in da stoanign Ed.
Aufamal a Hiabl — es denkat kans dran,
Da liegts a schon da. — Bua itzt schau di an!
Di Brust hat ma ziterd und s Herz hat ma gwagelt,
Und so bin i gstandn als war i angnagelt.
Und bet han i glei, weil i gmoant hab vor Aln,
Es war der ganz Himmel auf d' Erd abigfaln.
Do wia r in han gs̄egn da obmad so rein
Denk i zwoar Himeln kinen ja dengascht nit sein,
S' wird wol a Wisn sein, dö so guad stet,
Do wo war der Baua, der dös Grundstuck hät?
A hat sa si grürt, grad wans Erdbebn war,
Ja sagt ma der Oan, s is Als Waßa, du Nar!
Jzt denk da nur Al unsri See beinand,
Z'Halstadt und Gmundn, s ganz Salzkamaland,
Dö Bacherln und Flüaß, in oan Loch. — Meina Six,
Dös Allas, das denk da und erst waßt no nix.
A wias mit da Sun is, da woas i itzt Bschaid,
Wans umadum Nacht wird und schwarz in da Weit,
Lang hät is gern gwußt, wias dös Ding fangen an,
Daß ma so a groß Liacht a auslöscha kan.
Jzt han is gsegn, grad ins Miar falts halt h'nein
Und sagt no guad Nacht mit irn wundaschön Schein,

Ins Miar da gets schlafa, dort hats gwiß ir Haus,
Den s Waßa natürli dös löscht s Feier aus.
Und daß halt beim schlafn hübsch segn a kan,
So zündt sa sin Mond als a Nachtliachtl an.
Grad unta mein Füaßn is glegn a Stad,
A Wald volla Bama hochmechti; do schad,
I han nit an anzigs greans Blatl dran gsegn,
Wegn was wol die Bama dort blüan nit megn?
Mit Strik hans es bundn, an Fan in da Mit,
Ja bundena gfreit am dös blüan halt nit.
Und völigi Heisa dö san dahergschwuma,
Mir sans imma greßa und greßa vurkuma,
Und kocht just hams müaßn in anigi drina,
Denn d'Rauchfang ham dampft, als woltens schir brina.
Und Leindicha gspannt hams ghabt obn in da He,
Do werns halt d'Wesch trockna — i denk mas schon e.
Do oarns han i gsegn, dös hat mit verdroßn,
Di Leit san so feindli, hamt aufanand gschoßn,
So wia sa si gegent ham, kreuz und die quer,
Pumsdi hams gschoßn, bald hin und bald her.
Mein Nachbar hat gsagt, i sollt drum mi nit schern,
So tat ma begrüaßn die gnädign Hern —
I bit di, deß nenan di Leit sie schön grüaßn,
Wans mit di Kanonen so aufanand schiaßn.
Drum sag i, es is nit zum glaubn mein Kind,
Was der Mensch Als für narische Sachn dafindt.
Do dös oani stet fest, und da bleib i dabei,
Unsa Her Got hat gschaffn nix schöners falei
Als dahoam dös Gebirg, wo der Juchaza schalt,
Und nacha dös Miar, wo die Sun abifalt. —

Johann Paul Kaltenbäck.

Der erste Mai.

So oft der erste Maitag kehrt,
Zieh' ich mich festlich an,
Noch immer bin ich nicht belehrt,
Die alte Sage, stets verehrt,
Sei eitler, leerer Wahn.

Ich mein' an diesem schönen Tag,
Da muß es Frühling sein,
Ich hör' im Geiste Lerchenschlag,
Und Blumen pflück' ich an dem Hag,
Und Leben athm' ich ein.

Doch draußen stürmt und braust es sehr —
O weh, der arme Mai!
Er war wohl sonst ein milder Herr,
Wie laß' ich von dem Glauben schwer,
Daß er es nimmer sei!

Folianten.

Wie Folianten rings in bunten Gruppen
Von allen Wänden mir entgegenschauen,
Der alten Zeit geliebte, schwere Truppen,
Der leichten Gegenwart ein eisig Grauen.

O Folianten, Wunderwerke,
Des Weihrauchs längst beraubt,
Vernichten nennen wir nun Stärke,
Und unfrei ist, wer glaubt.

O Folianten, Schmerzgeborne,
Verspottet und verlacht,
Das eitle Duodez = erkorne
Hat euch den Tod gebracht!

Der alte Corporal.

In seiner dunklen Kammer sitzt
Der alte Corporal,
Geschnitten hat er und geschnitzt
Figuren ohne Zahl.

Aus Kartenblättern Helden hier,
So standfest, wie es Brauch,
Und dort die Feinde von Papier,
Sie hebt und stürzt sein Hauch.

Und wenn sie dann gefallen, lacht
Der alte Kriegskumpan —
O Siegeslust, du Lebensmacht
Von früher Kindheit an!

A. B. Wiesner.

Mutter und Kind.

Bei mattem Lampenschein sitzt still in öder Nacht
Am Krankenbett ein Weib, deß' Auge sorgsam wacht
Auf jeden Seufzer, der des Kindes Brust entflieht,
Auf jeden Pulsesschlag, der durch die Adern zieht,
Auf jeden Tropfen Schweiß, der auf der Stirne steht,
Auf jeden Athemzug, der leis' vom Munde weht;
So sitzt sie schweigend da, erfüllt die Mutterpflicht,
Und lauscht des Kindes Wort, wie es im Traume spricht.
Die schwarze Nacht entflieht, des Morgens erster Schein
Hüllt mild in ros'gen Strahl des Kindes Leiche ein;
Die arme Mutter, kaum der Sinne sich bewußt,
Zerwühlt ihr dunkles Haar, zerschlägt die Mutterbrust:
»Gib mir mein Kind zurück —!« ruft sie den Himmel an,
»Wenn je ein Vater dort die Menschen lieben kann!« —
Doch todt ist todt. — Sie ringt empor die wunde Hand
Und Wahnsinn faßt beinah' den schwindelnden Verstand. —
Der Tag hat sich geneigt, die Sonne lischt jetzt aus,
Man trägt den kleinen Sarg zum Friedhof still hinaus,
Man stellt den theuren Rest in's Todtenkämmerlein,
Und hüllt das bleiche Haupt in weiße Rosen ein.
Der Todtengräber nickt, — »Schlaf Kind in süßer Ruh!«
Er spricht's und schließet still die Thür der Kammer zu. —
Es weicht die Nacht dem Tag, — beim frühsten Morgenschein
Schließt sacht' der Wächter auf das Todtenkämmerlein,
Und — sieh! er sieht das Kind lebendig jetzt im Sarg,
Der gestern noch das Glück der armen Mutter barg.
Es nickt ihm freundlich zu, hält Blumen in der Hand,
Die man der blassen Stirn zur Todtenkrone wand,
»Wo ist die Mutter doch?« so ruft es leise aus,
D'rauf bringt der Mann das Kind der Mutter schnell in's Haus.
Die sieht ihr lebend Kind, ihr höchstes Erdengut,
Und schneller pocht das Herz, und heißer wallt ihr Blut;

Sie hält für schönen Traum, was ihrem Aug' sich beut,
Sie hält für Trugbild das, was jetzt ihr Aug' erfreut;
Sie weinet — staunt — und lacht und faßt sich selber kaum,
Sie fühlet nach der Stirn — nein, nein! es ist kein Traum,
Sie preßt die warme Hand — sie fühlt des Pulses Schlag,
Ihr Ohr vernimmt entzückt die wundervolle Sag';
Und wie sie's staunend faßt, in's klare Auge schaut,
Tönt ihrem trunk'nen Ohr der Stimme süßer Laut; —
»O Mutter!« lallt das Kind, — da schwindet ihr der Sinn,
»Es lebt!« — ruft sie jetzt aus und sinkt in Ohnmacht hin —.
An's Mutterherz gedrückt des theuren Kindes Leib,
Wacht schnell zur Freude auf das wonnetrunk'ne Weib;
Sie drückt und küßt ihr Kind und danket im Gebet
Dem Allerbarmer jetzt, zu dem sie einst gefleht
In banger Schmerzensstund' — und preiset seine Macht,
Die stets mit Vaterhuld ob uns'rem Haupte wacht. —
Und in den Armen hält die Mutter jetzt ihr Glück,
Und schlägt zum Himmel auf den thränenfeuchten Blick:
»Du bist der einz'ge Retter, Helfer in der Noth,
Du winkst, Allmächtiger! und scheu entweicht der Tod.« —

Ludwig August Frankl.

Ein Bischof in Chrast und hussittische Bauern.

„Dětinstwi mého dzálene ti čast —
Wlast — láska — powěst — spěw, — o jemne hlasi!“
Siegfried Kapper.

Wer kennt das kleine Landstädtchen Chrast in Böhmen? Mir ist es ein lieber, heimlicher Ort, den ich von frühester Jugend kenne, dessen für den Deutschen schwer auszusprechende Name meinem Ohre ein freundlicher Klang ist, und mit dem Klange tauchen hundert Scenen, hell und düster, auf, stehen Gestalten vor mir, die ich liebe und verehre, lächeln mich die Bilder meiner Jugend wieder an und alles Glück mit ihnen.

Vieles Gebüsch: »Chrasti« soll dorten gewuchert haben und so nannten die ersten Ansiedler den Ort Chrast; wann er zu einem Städtchen erhoben worden, ist unbekannt. Auf einem Siegel vom Jahre 1544 ist das Wappen des Städtchens zu sehen: Zwei einander gegenüberstehende Hähne. Die Sage erzählt von einer Prinzessin, die in Chrast auf ihrer Reise, plötzlich von den Schmerzen einer Mutter ergriffen, gestorben ist. Die Sterbende erlaubte den Bürgern, sich eine Gnade zu erbitten. Der Bürgermeister bat um ein Stadtwappen. Ob die Prinzessin die streitenden Hähne bestimmte, ob sie bürgermeisterlichen Geschmackes sind, ist unbekannt; sie prangten lange auf beiden Stadtthoren, die zum Ringe führten und die sie, eben nicht im Sinne einer Verschönerung, vor einigen Jahren abgebrochen haben. Ein ironischer Mann sagte mir oft in meiner Jugend: »Sieh Junge! Die beiden kämpfenden Hähne sind das Bild der bürgerlichen Eintracht in Chrast.« Der rothe Brunnen auf dem Ringe vor der Kirche war ebenfalls mit ihnen geziert; aber auch da verschwanden sie mit dem prächtig

rothen Überbaue; jetzt sind sie nur noch auf der messingenen Agraffe, welche die Stadtwache auf der Brust trägt, vorhanden; also in einem Exemplare, denn aus so wenig Mann besteht die Stadtwache in Chrast.

Vor dem dreißigjährigen Kriege war hier ein Hauptsitz der böhmischen Brüder oder Pikarditen; diese hielten ihren »Zbor« (Versammlung) in den jetzigen Fleischbänken, über denen die Schule sich wölbt, wo ich so oft an heißen Sommertagen auf den schmalen Bänken saß und den aufsteigenden Duft der Fleischbänke mit den guten Lehren des braven Schulmeisters Filczik einathmete, und alle seine Mühe zu Schanden machte, meiner klanglosen Kehle das Singen beizubringen. Da sah ich oft, wie die Ochsen geschlagen wurden — in der Fleischbank und die Buben in der Schule, wobei es mir frühzeitig, wie die Vergänglichkeit alles Fleisches durchs Gebein rieseln mochte.

Auf dem regelmäßigen Platze, der mit dem Sommerresidenzschlosse des Bischofs von Königgratz ein längliches Viereck bildet, steht die schöne Dechanteikirche von hohen Kastanien- und Lindenbäumen umgeben, in denen ich im Frühlinge saß, um aus den jüngsten Schößlingen kleine Pfeifen zu schnitzen und Maikäfer zu fangen, aus denen ich im Herbste mit dem Blasrohre Spatzen schoß und Kastanien herunterschlug. In der Kirche sah ich mich zuweilen unheimlich angeregt nach dem Grabmale des fremden heidnischen Fürsten aus Griechenland um, von dem ich später erfuhr, daß er ein Sohn des Hospodars der Wallachei, Fürst Georg Kantakuzeno gewesen, der in Chrast gestorben ist, ohne durch Verleihung eines Wappens sich wie die fabelhafte Prinzessin unsterblich zu machen. Vor den Häusern, die Laubengänge hatten, standen auch uralte Kastanienbäume, die fast alle schon verschwunden sind und vor dem Schlosse in einem Ziergarten, den Bäume mit blutrothen Vogelbeeren einzäumten, lachten aus zierlichen Käfigen Turteltauben.

Hinter dem Schlosse liegt der herrschaftliche Garten, in seinen Glashäusern wachsen vortreffliche, süße Feigen; Gott segne die Bäume für die vielen Freuden, die sie den Knaben gewährten! Dann geht es hinaus in eine breite Allee, bis zu einer Capelle, von der sich auf einem Abhange ein Fasanengarten aus Nadelholz, jetzt zu einem Park umgewandelt, abstürzt; tief unten aber liegt die schönste Landschaft ausgegossen: Ein Bach mit einer Mühle, Maierhof und Schäferei, ein Dorf mit hundert Hütten; eine prächtige Wiese, der klare Spiegel eines großen Teiches, eine riesige Pappelallee, eine Kirche mit zwei

rothen Thürmen, lang gestreckte Saatfelder und weithinaus schwarzgrüner Wald.

Neben der Kirche, in welcher der Gründer, ein Bischof Talmberg († 1698) mit seiner Schwester Ludmilla, vermählten Gräfin Kolowrat, begraben liegen, sind noch mit Gras bedeckte Vertiefungen sichtbar; das Landvolk glaubt da Schätze vergraben, und erzählt von dem Benedictinerkloster, das Žižka hier zerstörte; den Abt Johann mit mehren Geistlichen führte er fort nach dem nahen Richenburg und ließ sie den Feuertod sterben.

Weiter hinaus führt es in ein zerrissenes Felsenthal, der Wildbach stürzt über Felsenblöcke, die Bretermühle sägt schaurig monoton die Fichten durch, die an Fels und Ufer wachsen, schroffe, nackte Felsen steigen empor, einzelne Thiere weiden einsam, selten begegnet man einem Menschen, im Thalgrunde einsam liegt »unter dem Felsen« (Podskal) ein Kirchlein von Waldschatten halb verborgen.

Auf einem glatten Felsblocke hart am Wildbache ist eine fast unleserlich gewordene Inschrift; ich habe sie als Knabe mit historischer Pietät vom Moos befreit und mit schwarzer Farbe aufgefrischt. Wie lange wird sie noch leserlich bleiben?

Sie erzählt, daß am 28. August 1791 die edle Poniatowska, die Schwester des letzten Polenkönigs, mit dem Bischofe, von dem ich später berichten werde, hier geweilt habe. »Ruhig war der Hain umher,« sagt die Inschrift, die der Bischof dem Felsen einmeißeln ließ, »wie ihre Seele, der Himmel milde, wie ihr Herz, der Tempel der Wohlthätigkeit. Von diesem Tage sei dieser unbetretene Ort ihm und der Menschheit stets heilig.«

Nicht immer sind diese Berge und waldigen Anhöhen so einsam still, so melancholisch traurig; in der Walpurgisnacht brennt und leuchtet es auf ihnen, da »fliegen die Hexen« über ihnen hin auf brennenden Besenstielen, und bilden Feuerräder, rothe Kometen, glühende Streifen in der Luft. Die sogenannten Gassenbuben, eigentlich die muntere Schuljugend von Chrast und den umliegenden Dörfern tunkt Besenstiele in Pech, zündet sie an und jagt damit, der jungen, grünenden Saat auf diese Weise Segen spendend, über Feld und Hügel. Es ist eine lustige schöne Frühlingsnacht, die des ersten Mai. Wer möchte nicht gerne mit dabei sein? Ich stahl mich aus meinem Bette und hinaus mit einem heimlich vorbereiteten Besenstiele und flog dann auch als Zauberer durch die Felder. Plötzlich aber fühlte ich mich unange-

nehm entzaubert, von unserem Hauslehrer am Ohre ergriffen; er kam, als man mich vermißte und ängstlich nach mir fragte, der Erste auf den Gedanken, ich möge unter die Zauberer gegangen sein. Am folgenden Morgen standen vor allen Häusern, wo schöne Mädchen wohnten, grüne Maibäume, die der heimliche Anbeter Nachts hingestellt. Von einem solchen Maibaume brach mein Herr Lehrer, ohne alles Gefühl für Zauber und Mailust, jene fatalen Zweige, die so frisch und schlank den für Kinder empfindlichen Namen der Birkenreiser führen — und die auch im getrockneten Zustande ihre officinelle Wirkung nicht verfehlen.

O Lenz, o Jugendlust!

Vor dem Städtchen südlich hinaus schneidet sich die »Kunétizka Hora« als blaue Wetterscheide, als riesiges Barometer des Landvolkes ab. Bei klarem Himmel entdeckt das freie Auge auf dem schroffen, frei abstürzenden Berge die Ruine einer uralten Feste, die im dreizehnten Jahrhunderte nach manchem Herrn im Besitze der Tempelherren gewesen ist. Wie gerne wäre ich in meiner Jugend oben gestanden auf den spitzen Ruinen, von denen man bei hellem Wetter das mir damals märchenvolle wunderbar schöne Prag sehen soll. Meine Sehnsucht blieb unbefriedigt. Seit jener Zeit kam ich zweimal vorbei, ohne die Ruinen zu besteigen; Niemand hätte mich daran gehindert, es lag aber kein ferner blauer Duft mehr darüber und ich glaubte nicht, daß man das fünfzehn Meilen ferne Prag sehen könne.

Nahe dem Städtchen am Žegkrabache, auf einem Hügel ruht eine einfache Kirche dem menschenmilden Heiligen geweiht, der seinen Mantel mit dem Frosterstarrten theilte. Hier wirft die Martinskirche ihren Schatten auf viele im Tode Erstarrte. Da wimmelt es von Grabsteinen, einige die denen der Slawata von Chlum und Koschumberg angehören, und darunter ein schlichtes Monument des Bischofs von Königgratz, Johann Leopold Hay's. Nicht in der Gruft beigesetzt? Wir lesen auf dem Marmor, in böhmischer Sprache:

»Hier wählte er seine Ruhestätte, um auch nach seinem Tode (sagt sein letzter Wille) von den lieben Menschen nicht getrennt zu sein, unter denen er das Glück seines ruhigen Lebens fand. Ausdrücklich verbot er jedes Denkmal, zufrieden eines in den Herzen derjenigen zu finden, die er glücklich zu machen wünschte.«

Am Bache hinab, der neben dem schwarzen Teiche von einer klappernden Mühle kommt, pflegte ich in die sogenannte »Prachowna« in

ein einsames Waschhaus zu kommen, da standen einige prächtige Bäume mit Frühweichseln, ach, sie schmeckten so vortrefflich! und da hörte ich jedesmal von meinem Begleiter, angeregt von der Nähe des Grabmals, vom Bischofe Hay erzählen. Jenseits des schwarzen Teiches von einem Hügelkamme winkte das »Schlößchen« mit dem Weingarten, das der Bischof bauen und wohin er sich sterbend bringen ließ, wenn nicht Genesung, doch Linderung in dem frischen freien Luftbade hoffend. Da kamen die Landleute und baten noch einmal um den Segen des edlen, sterbenden Bischofs, und das Schlößchen wurde fort und fort belagert von Menschen, die da fragen kamen, wie es dem Vater seiner Unterthanen, dem Tröster und Helfer in der Noth, dem geliebten Herrn, gehe; und man mußte die Menge zurückdrängen, damit er das Weinen und Wehklagen nicht höre, wenn man ihnen sagte, alle Hoffnung ist verloren.

Am 1. Juni des Jahres 1794 hatte sein Herz ausgeschlagen. Es soll ein traurig schönes Leichenbegängniß gewesen sein, alle Menschen des weiten Umkreises strömten in Schaaren herbei; und jeder wußte eine menschenfreundliche That, ein priestermildes Wort, eine herzerobernde Wohlthat, eine geistig liebevolle Äußerung, einen fromm stimmenden Herzenszug von dem Hingeschiedenen zu erzählen.

Und sie haben nach einem halben Jahrhunderte ihn noch nicht vergessen, er lebt im Volke fort, und dessen Erinnerung ist der Ersatz für eine Biographie.

Im Jahre 1735 geboren, der Sohn armer Eltern, brachte er es vom Caplan bis zur Würde eines Bischofs. Helle Geistesgaben und edle Beredsamkeit machten den zweiten Joseph auf ihn aufmerksam, er war unter seinen Räthen. Ein kleiner Hof von geistigen Männern umgab gewöhnlich den Bischof in Chrast. Seine Schwester gab er dem getauften Juden Wiener zum Weibe, der später unter dem Namen von Sonnenfels eine Zierde des Staates wurde, und in der Literatur- und Kulturgeschichte Österreichs einen glänzenden Raum einnimmt.

Von diesem Bischofe, dessen Spuren der Knabe folgte, dessen Milde und Leutseligkeit oft bei unmilden Anläßen ihm erzählt wurden, vor dessen Porträt im Schlosse er oft wehmüthig angeregt stand, weiß ich außer diesen allgemeinen Umrissen nur wenig, aber eine kleine Begebenheit aus seinem Leben, welcher ich zu Liebe diese vielleicht nur zu lange Schilderung unternommen habe. Wer kann aber

seine Heimat, die Stelle, wo er geboren ward, wieder betreten, ohne in Erinnerungen zu schwelgen, die so unbedeutend für Andere über uns eine herzinnige, wehmüthig erschütternde Macht ausüben. Es leuchten plötzlich wieder die Flächen und die Höhen, über die keine Hexenbrände mehr, aber die Lichter der Phantasie fliegen. Wer aus dem bewegten Leben in gereifteren Jahren nach langer Trennung seine Heimat, den Schauplatz seiner Jugend wieder betreten hat, wird meine Schilderung, mein Versenken, Phantasieren und Erinnern verzeihen; und der durch ein ähnliches Erlebniß nicht so beglückte Leser wird freundlich begreifen, daß ich, um ein ganzes Bild zu geben, ihm die Scene schildern und ihn vor die Monumente führen mußte, die sich auf ein bedeutsames, segenreiches Leben beziehen, aus dem ich ihm eine Situation, für die er Theilnahme empfinden soll, zeichnen will.

An einem schwülen Sommertage kamen zwei ärmliche, aber rein gekleidete Greise in das Schloß in Chrast und baten um Gehör beim Bischof. Sie wurden bald vorgelassen, und der Ältere begann zu sprechen:

»Hochwürdigster Herr Bischof! Ihr werdet Euch wundern, wenn ich Euch den Grund unseres Kommens sage, aber verzeiht es zweien Greisen, die nicht ruhig sterben können, wenn Ihr ihnen die Bitte versagt, die sie im Herzen tragen. Der Ruf Eurer Leutseligkeit, Eurer Liebe zu allen Menschen, auch wenn sie nicht katholisch sind, macht uns so dreist zu Euch zu kommen.«

»»Was wollt Ihr, liebe Männer?««

»Hochwürdigster Herr Bischof! wir sind Hussiten, unsere Väter waren es und unsere Großväter. Ihr wißt, man hat uns die Bibel genommen, es sind über dreißig Jahre, und da haben wir uns oft bemüht, sie wieder zu bekommen, aber man wies uns immer ab, und weil wir nicht aufhörten zu kommen und zu bitten, denn uns war aller Trost genommen, seit dem wir das heilige Buch nicht mehr lesen konnten, da wurden wir, ihr glaubt es vielleicht nicht, Hochwürdigster Herr Bischof! am Leibe hart abgestraft. Nun hören wir, daß unser gnädigster guter Kaiser ein Patent gegeben hat, daß jeder seiner Unterthanen was er glaubt, frei bekennen, und daß ihn Niemand in seinem Glauben stören darf. Darum sind wir jetzt meilenweit, es wurde uns schwer in der schwülen Hitze, zu Euch, Hochwürdigster Herr Bischof,

gekommen, um Euch demüthig zu bitten — nehmt es uns nicht übel! — uns unsere Bibeln wieder zu verschaffen.«

Der Redner endete und blickte mit verzagender Hoffnung empor, während sein Begleiter die Hände gefaltet hatte und zum Boden blickte. Den Bischof rührte die Gruppe und das Vertrauen der Männer, er sprach zu ihnen:

»Eure Bibeln, wenn Ihr eben die haben wollet, gute Leute! kann ich Euch nicht wieder verschaffen, die sind wohl längst vernichtet. Wenn Ihr aber zwei andere, die ich selbst besitze, nehmen wollt so will ich Euch die geben.«

Die Greise beugten sich und wollten freudig bewegt die Hände des Bischofs küssen, der sich ihnen entzog und aus seiner Bibliothek zwei Bibeln brachte. Der Anblick derselben brachte eine erschütternde Bewegung auf dem Antlitz der Männer hervor. Die Wangen glühten plötzlich, aus den Augen fielen Thränen, der Mund zuckte in einem seligen Lächeln, während sie die Bücher küßten. Bischof Hay erzählte später, nie wieder die Freude, den Glauben und das Glück so lebendig im Menschenantlitz gesehen zu haben.

»Was sind wir für die Bücher schuldig?« sagten sie endlich und wiederholten die Frage, da der Bischof schwieg; endlich sagte er ihnen lächelnd: »Denket meiner, wenn Ihr in den Bibeln leset; ich wünsche Euch ein noch langes und glückliches Leben.«

»»Nun so lohne es Euch Gott, Hochwürdigster Herr Bischof! Wir werden mit unseren Kindern und Enkeln für Euch beten. Weil Ihr aber schon so gnädig seid, so gestattet uns noch eine Bitte, gebt uns zu den Bibeln noch Eueren Segen.««

»Ihr seid ja Hussiten! liebe Alte! Euch kann der Segen eines katholischen Bischofs nichts nützen.«

»»Freilich, freilich! Aber Ihr seid nicht allein ein Bischof, sondern Ihr seid auch sonst ein braver Herr, ein Vater Eurer Unterthanen, Ihr seid ein Priester, wie die ersten Priester der Kirche waren.««

Der Bischof erhob seine Hände, die Bauern knieten nieder und empfingen den Segen des frommen Hirten.

Der ältere Bauer nahm wieder das Wort: »Hochwürdigster Herr Bischof! Ihr habt uns so liebevoll angehört, daß wir's im ganzen Leben nicht vergessen werden, Ihr habt uns zwei Bibeln geschenkt, wollt keine Zahlung dafür annehmen, Ihr habt uns ge-

segnet und wir sind arme Leute, und können Euch nichts geben für Euere Geschenke und für den Trost. Wir sind alt und haben nicht mehr weit zum Grabe, und da meinen wir — Hochwürdigster Herr Bischof! wir leben in unserer Gemeinde geachtet und geliebt, und kein Fleck beschmutzt unser Gewissen und unsere Ehrlichkeit, Ihr könnt das von Allen hören, die uns kennen — nun da meinen wir, daß Ihr, der junge Mann, den Gott den Menschen zu Liebe lange erhalten wird, den Segen von zwei Greisen nicht verachten werdet.«

Sie machten das Zeichen des Kreuzes über ihn; tief gerührt umarmte der Bischof die Greise und entließ sie, nachdem sie ein angebotenes Reisegeld verschmäht hatten.

Bischof Hay pflegte diese Begebenheit Freunden oft zu erzählen und beizufügen, daß es ihm bei dem Segen der beiden Greise feierlicher zu Muthe gewesen sei, als bei seiner Priesterweihe.

Friedrich Halm.

Die Brautnacht.

Nach einer wahren Begebenheit.

Glück, Glück, du Goldfrucht hinterm Gitter!
Die Schranke sinkt, und du verlockst nicht mehr.
Glück, Glück, du goldnes Ährenheer!
Schon rüstet sich zum Kampf mit dir der Schnitter,
Da zückt aus Nachtgewölk' der Blitze Speer,
Und Ernte hält vernichtend das Gewitter.
Was bist du Glück? Ein Stern und Nacht umher!
Du bist ein Tropfen Süß im Meere Bitter;
Du bist dem Lebenskleide, schwarz und schwer,
Am Saume eingewebt ein goldner Flitter;
Leid ist des Lebens Stamm und du ein Splitter,
Was bist du, Glück? Ein Schatten und nicht mehr!

Zu Genua war's in einer Frühlingsnacht,
So voll von Duft, so reich an Sternenpracht,
Als grüßten sehnsuchtsvoll aus ihrer Ferne
Mit Duft und Strahlen Blumen sich und Sterne,
In einer Nacht, wo durch Jasmin und Rosen
Rings säuselte so lauer Lüfte Kosen,
Daß träumend selbst das Meer, statt wild zu tosen,
Nur leise plätschernd spielte an der Küste,
Als ob es sie mit Serenaden grüßte,
In einer Nacht, so weich und wollustwarm,
Als lägen Erd und Himmel sich im Arm,
Und das verlorne Eden senkte wieder
Einmal nach Jahren sich zur Erde nieder;
In solcher Nacht einst gährt' wie Flutgetose
Des Volkes wirrer Drang in Genua's Schooße,
Und dort wo der Pallast am Meeresstrand
In seiner Kerzen, seiner Fackeln Brand
Wetteifert mit der Sterne lichten Flammen,
Da rottet sich's zum Knäuel dicht zusammen,

Und donnerlaut schlägt Jubelruf empor,
»Das Brautpaar lebe!« tönt es rings im Chor;
Hier ruft's: »dem Kind Orsini's Heil und Glück!«
Und dorten schallt's: »Heil Doria's Sohn!« zurück;
Und da und dorthin wogt die bunte Menge,
Und Zitherschall erwacht und Liedesklänge;
Hier Spiel und Tanz; dort um des Weines Fülle
Gezänke, Messerzücken, Wuthgebrülle,
Und Weiberkreischen, Röcheln dumpf und schwer,
Drein Paukenwirbel vom Pallaste her,
Und wie verwundert schaut der Mond von oben
Kalt, blaß und ruhig in das wilde Toben.

Sie aber, sie, wo weilen die Beglückten,
Für die so reich sich Erd' und Himmel schmückten,
Für die aufflammen all' die hellen Kerzen,
Für die aufjubeln all die wilden Herzen?
O sucht sie nicht im glanzerhellten Saal,
Im Tanzgewirr, beim fröhlich lauten Mahl;
Dort, seht, wo die Terrasse weit und frei
Hinausblickt auf des Gartens Schattengänge,
Dort, wo verhallt der Ruf der Flötenklänge,
Dort, wo erstirbt der Menge greller Schrei,
Dort sucht die Beiden, die vor wenig Stunden
Zum Gang durch's Leben Priesterhand verbunden.
Er jung wie sie; Gold ihrer Locken Flut,
Er sonngebräunt, und sonnenheiß sein Blut;
Sie sechszehn kaum, und noch ein Kind im Herzen,
Wo reif sein Sinn den Jahren vorgeeilt,
Sie schelmenhaft, geneigt zu muntern Scherzen,
Die er nicht liebt, und doch aus Liebe theilt,
Verwandt und Spielgenossen und vermählt,
Kein Band, sie innig zu verknüpfen, fehlt.
Dort lehnen sie, mit Strahlen hell umflossen
Vom Mondlicht, wie von ihrer Liebe Glück,
Und selig still, fest Hand in Hand geschlossen,
Scheint ihnen, stumm versenkend Blick in Blick,
Der Strom der Zeit versiegend abgeflossen,
Und grau in Nebel sinkt der Raum zurück.
»Francesco,« ruft's, »Ginevra,« hallt es wieder,
»Mein Leben,« spricht er, Fieberbrand im Blick,
»Du meine Seele!« haucht es ihm zurück;
Und wonnetrunken sinkt er vor ihr nieder,
Springt wieder auf, umschlingt sie, hält sie fest
Und fester an sein pochend Herz gepreßt,

Und Küsse raubt er ihr von Mund und Wangen;
»Sei mein, Geliebte! fleht sein Glutverlangen,
»Du bist ja mein, vor Gott mir angetraut!
»Des Festes Glanz verlischt; der Morgen graut;
»Versage dich nicht länger meinem Glück.«
Sie aber, sei's daß mädchenhafte Scham,
Sei's daß sie kind'scher Muthwill' überkam,
Sie schelmisch lächelnd wirft das Haupt zurück.
»Glück,« spricht sie, »Glück! Sie sagen oft sei Glück
»Nur süß von Außen, und von Innen bitter.
»Glück, heißt es, sei die Goldfrucht hinterm Gitter;
»Die Schranke sinkt und sie verlockt nicht mehr!
»Nein, rüttle, rüttle, mein Gemahl und Herr,
»Nur noch ein Veilchen an des Gitters Stäben!«
Und spricht es, und wie Elfen rasch entschweben,
Und flüchtig wie der Pfeil vom Bogen schnellt,
Entwindet sie dem Arm sich, der sie hält,
Entschlüpft sie des Verfolgers hastigen Händen,
Weiß listig da und dorthin sich zu wenden,
Bis des Altanes Pforte sie gewinnt.
Und: »Nein, du fängst mich nicht so leichten Kaufes;
Gut Nacht, Francesco!« ruft sie vollen Laufes
Muthwillig ihm zurücke und entrinnt!

Er will ihr folgen; doch er hemmt den Schritt:
Es ist sein Glück; die Fülle seiner Wonne,
Das plötzlich blendend wie das Bild der Sonne
Ihm überwält'gend vor die Seele tritt;
Er läßt sie fliehen, gönnt ihr sich zu letzen,
Der Kindlichen, an kindischem Ergetzen,
Denn vor ihm liegt, ein Thalgrund grün und traut,
Das Bild der Zukunft lächelnd ausgebreitet,
Und Blumen sprießen rings, wohin er schreitet,
Und Früchte reifen rings, wohin er schaut;
Schon tritt ihm blühend Tag für Tag entgegen
Und Jahr für Jahr, und jedes bringt nur Segen,
Und fromm zum Himmel hebt er seinen Blick,
Als wollt' er seine heil'gen Sterne fragen,
Wie er verdient so überreiches Glück,
Und wie sein Herz es fassen soll und tragen! —
Thor, wacht kein Engel, warnend dir zu sagen:
Trau' nicht dem Glück! Wohl reift sein Ährenmeer,
Und rüstig schon zur Sichel greift der Schnitter,
Da zuckt aus Nachtgewölk der Blitze Speer,
Und Ernte hält vernichtend das Gewitter! —

Verhallt war draußen längst der Menge Toben,
Erlöschend gehen in Orsini's Haus
Der Kerzen Glanz, des Festes Jubel aus,
In Dämm'rung rings war schon die Nacht zerstoben,
Da lenkt Francesco traumerwacht den Sinn
Vom Kommenden zum Gegenwärt'gen hin;
Ihm winkt Ginevra's dunkler Strahlenblick;
Ihm blüht der Brautnacht stillverschwiegnes Glück,
Und er enteilt, zur Strafe sie zu ziehen,
Die ihm zu trotzen wagte, ihn zu fliehen.
Schon steht er an des Brautgemaches Schwelle;
Er pocht und pocht, doch niemand spricht herein;
Und eingetreten sieht er sich allein
In seines Rosenlichtes Dämmerhelle. —
Wie, sollte im Closet wohl, ihn zu necken,
Orsini's holdes Kind sich ihm verstecken?
Doch es steht leer; nur vom Balcon her wehte
Berauschend süß, als wär's Ginevra's Hauch,
Der Duft herein von einem Rosenstrauch. —
»In der Capelle weilt sie im Gebete!«
Vertröstet er sein ungeduldig Herz,
Und steigt die Stufen hastig niederwärts
Und rasch betritt er die geweihten Hallen;
Doch schwarze Nacht umfängt ihn; feucht und kalt
Von Moderdüften fühlt er sich umwallt,
Als wär' er lebend schon der Gruft verfallen;
Und plötzlich durch die hohen Fenster bricht
Mondlicht herein, als spräch's: Hier ist sie nicht!
Da stürzt er fort, stürzt Treppen auf und nieder,
Sucht da und dort durch Hallen und Gemach,
Orsini's Alter schreit vom Schlaf er wach,
Fragt, forscht, erzählt, und fort — fort treibt's ihn wieder,
Und angstgestachelt folgt ihm jener nach,
Und forscht wie er auf längst durchforschten Wegen.
Hier flüstert's — Nein — doch horch! Von dorther schallt
Geräusch von Schritten! — Halt, wer geht da? Halt!
Doch sie — die Zwei nur stürzen sich entgegen!
»Ginevra? Rede! — Weißt du nicht zu sagen?« —
So kreuzen wie zwei Schwerter sie die Fragen,
Die Anwort wechseln sie in einem Blick,
Und wenden ruhlos beide sich zurück,
Zu forschen wieder in des Hauses Runde,
Und wieder sich zu treffen ohne Kunde.
»Ginevra« schallt es hier »Ginevra« dort,
Und höhnend wiederhallt die Wand das Wort,
Doch ihrer Stimme Klang wird nicht vernommen! —

Entfloh sie, lösend ein verhaßtes Band?
War beſſ'rer Rath ihr über Nacht gekommen?
Entführte sie bei Nacht dem Heimatstrand
Ein Kaperschiff nach Algier's fernen Buchten?
Wer mocht' es sagen! Rings zur See, zu Land,
Vergebens suchten alle, die sie suchten;
Ein Sonnenstrahl, der glänzte und entschwand,
Ein Liedesklang der tönte und verwehte,
Ein grünes Blatt, das heut im Wind sich drehte,
Und morgen führt der Sturm es über's Land,
Ward ihrer jemals eine Spur gefunden? —
Und so war sie, und so war sie verschwunden!
Und einsam sitzen Vater und Gemahl
Erloschnen Blickes, eingefallner Wangen,
Und starren vor sich hin im weiten Saal,
Vom Fest her reich mit Kränzen noch behangen,
Rings Becher umgestürzt beim frohen Mahl,
Zerriss'ne Larven, ausgebrannte Kerzen;
Sie aber sitzen mit gebrochnen Herzen,
Und Wahnsinn wirbelnd kreist um ihre Scheitel,
Und ihnen ist, als schriebe an die Wand
Mit Flammenzügen eine Geisterhand:
»Traut nicht dem Glück, denn alles Glück ist eitel!

Ein halb Jahrhundert war seitdem verstrichen;
Der alte Mann, der lange Tag für Tag,
Ob Frost, ob Sommerhitze draußen lag,
Durch Genua's Straßen mühvoll kam geschlichen,
Und lauernd stets das Auge stumpf und starr
Mit blödem Lächeln da und dorthin sandte,
Und niemal fand und suchte immerdar
Und seufzend dann nach Haus sich wieder wandte:
Er lag gebettet längst in tiefem Frieden,
Und suchte nicht vergebens mehr hienieden. —
Francesco auch fand längst, was er begehrt,
Den Schlachtentod durch ein Osmanenschwert.
Sie schliefen Alle fest in ihren Grüften,
Die einst geschwelgt in jener Nacht voll Düften,
Die einst geflüchtet vor des Morgens Jammer. —
Und wieder schmückt zu Festen froh und laut,
Zur Hochzeitsfeier einer holden Braut
Sich im Pallast Orsini Saal und Kammer.
Und froh begleitet von der Diener Schaar,
Durchmißt das Brautpaar musternd seine Hallen,
Vertheilet die Gemächer nach Gefallen,
Und nimmt des künft'gen Haushalts ordnend wahr.

Durchwandert war das Haus auf allen Wegen;
Der Prunksaal war, das Schlafgemach erwählt,
Nur ein Closet noch für die Herrin fehlt,
Ein heimlich Lauschversteck der Ruh' zu pflegen.
Und jetzt betreten sie ein Kämmerlein,
Bestellt unnützes Hausgeräth zu wahren,
Und uneröffnet, scheint's, seit vielen Jahren;
Nur matt und dämmernd dringt der Sonne Schein
Durch's spinngewebumflorte Fenster ein.
Doch draußen um die Scheiben spielen Ranken
Von frischem Epheu und von wildem Wein,
Und grüßen nickend in's Gemach hinein,
Wie hoffnungsgrüne, freundliche Gedanken!
»Gefunden!« ruft das Brautpaar jubelnd aus,
»Kein Ort so traut, so still im weiten Haus;
Als ob er zum Closet geschaffen wäre!
»Nur Schade,« setzt die Braut hinzu,« zu klein,
Nimmt dort am Pfeiler doch der alte Schrein
Wurmstichig, morsch, in unbeholfner Schwere
Ein Drittheil fast des ganzen Raumes ein.« —
»Mißfällt er dir, so soll er ohne Säumen,«
Versetzt der Bräutigam, »die Stelle räumen.«
Und winkt den Dienern. »Weg dort mit dem Schrein!«
Doch als geschäftig jene nun ihn fassen,
Will seine Last von ihrem Platz nicht lassen,
Kreischt unter ihren Händen, ächzt und stöhnt,
Und plötzlich lös't sich, laut wie Donner dröhnt,
Der Deckel aus den Fugen, birst entzwei,
Hoch auf wallt Staubgewölk, und jetzt — ein Schrei
Zuckt gellend laut ringsum von jeder Lippe —
Jetzt zeigt sich ihren Blicken ein Gerippe!
Hohläugig grinst sie all' der Schädel an,
Als lächelt' er, und zeigt den weißen Zahn;
Und auf dem Scheitel ruht im blonden Haar
Ein Myrthenkranz, zerstäubend im Berühren;
Geschmeide, die Orsini's Wappen führen,
Nehmt funkelnd um den Knochenarm ihr wahr;
Was glänzt am Finger? Ist's des Traurings Schimmern?
Er ist's; — und hier in ihres Sarges Trümmern
Der Rest von Allem, was Ginevra war.

Ja sie, sie ist es, und dies ist ihr Sarg;
Sie dachte nicht so lang darin zu liegen,
Als schelmisch lächelnd sie hineingestiegen
Und neckend drin sich vor dem Gatten barg;
Wie strebte sie, sich recht hineinzuschmiegen,

Zu schließen über sich des Deckels Rand;
Der aber, bleiern schwer, entschlüpft der Hand,
Die Feder fällt in's Schloß; ein Schlag, ein Schrei,
Vergebens Rufen, ängstliches Bestreben,
Die Wucht des Deckels wieder aufzuheben;
Gewimmer und Gestöhn — dann ist's vorbei,
Der Athem aufgezehrt, die Sinne schwinden —
Ein blühend Leben frisch und fromm und rein,
Ein liebetrunken Herz empfing der Schrein,
Und ließ ein Häufchen Asche wiederfinden!

Glück, was ist Glück? — Ein Schatten und nicht mehr! —



Franz Millmann.

Liederrache.

Ein König, wohl der schrecklichste von allen,
Verbot den Sängern einst das Saitenspiel,
Von keinem durfte mehr ein Lied erschallen,
Weil für das Lied der Sänger selber fiel.

Denn ihm klang lieblich nur der Schwerter Klirren,
Der Völker Weh'ruf nur war ihm Musik;
Und Melodie war ihm der Geißel Schwirren,
Des Landes Fluch hieß er sein größtes Glück.

Drum zürnte er den süßen Liedaccorden,
Und er durchbohrte so in Rachelust,
Weil er die Lieder selbst nicht konnte morden,
Des Liedes Mutterschooß, die Sängerbrust. —

Da ward es lautlos wie am Schmerzenstage,
Wenn keine Glocke bringt den Engelsgruß; —
Das ist die rechte Zeit zur Schmerzensklage,
Wenn auch der Dichter schweigt und schweigen muß.

Der Frühling kam, — doch keiner sang es wieder,
Wie er mit neuen Wundern auferstand;
Des Landes Friede kam — und keine Lieder
Als Friedenstauben schwirrten durch das Land.

Des Sängers Liebe kam — und es erglühten
Nicht Liederrosen seinem Herzensmai;
Des Sängers Liebe starb — und es verriethen
Die Saiten nicht, daß er vorüber sei.

Ein Sänger starb — und keine Traurgesänge
Begleiteten ihn in die dunkle Gruft;
Die Kön'gin starb — und keine Saitenklänge
Durchzitterten als Sterbelied die Luft.

Die Dichter schwiegen, aber tief im Busen
Da glühte noch der heiße Liederdrang;
Im Stillen opferten sie nur den Musen,
Doch Rache! Rache! war ihr stiller Sang. —

Der König schlief in mitternächt'ger Stunde
Und träumte süß, so süß er träumen kann:
Von Schwert und Beil, von Gift, vom Feuerschlunde,
Von Qualen, die im Wachen er ersann.

Da rauschte es im Saal, ein seltsam Klingen
Erfüllte ihn, der Klang war wunderbar;
Und immer lauter ward der Geister Singen,
Es war der stummen Sänger Liederschaar.

Sie kam von Racheglut hiehergetrieben,
Und Schlummerlied sollt' ihm ihr Sang nun sein;
Und eins begann von seinem ersten Lieben,
Ein andres sang vom ersten Morde drein.

Und jedes wußte eine andere Weise
Von seinem ewig langen Sündentag;
Vom gift'gen Liebestrank klang es so leise,
Vom Dolche, dem die Unschuld oft erlag.

Vom Kerker, der den Brudermord gesehen,
Vom Richtplatz, der den Vaterfluch gehört,
Vom blut'gen Reich und seiner Kinder Flehen,
Vom Völkerglück, das er durch's Schwert zerstört.

Nur eines sang, wie Nachtigallen klagend,
Von einem Engel, den man trug in's Grab;
Die andern aber riefen, ihn anklagend,
Des Himmels Rache an dem Gattenmord herab.

Nun sangen alle von der Himmelsstrafe,
Vom Volksaufruhr, und seiner Rache Wuth!
Und wie die Ketten sprengt des Landes Sclave
Und zur Versöhnung will des Königs Blut.

Und wie die Menge näher stürmt, ihn suchend,
Damit er fühle, was die Rache sei; —
Da wacht er auf, und horcht, und kehrt, sich fluchend,
Den Dolch in's eigne Herz — das Lied war frei!

Und wie aus grüner Saat im Lenze nieder
Von tausend Lerchen früh das Lied auffliegt:
So hallten nun befreit gefangne Lieder
Durch's Land — der Feind des Liedes war besiegt!



L. Neumann.

Der Weg von Straßburg nach Paris.

Aus meinem Reisetagebuche.

Wir sind in Kehl angelangt, und in buntem Gewühle stürzen sich die Reisenden aus dem Bahnhofe auf die ihrer harrenden Straßburger Omnibuse. Es ist eine Völkerwanderung in Miniatur, ein Durcheinander von Nationen und Sprachen. Neben einem schwerfälligen, nichts anstaunenden Engländer, der die Fahrt über den Rhein schon oft gemacht, sitzt ein blondhaariger, junger Tourist der Heidelberger Hochschule mit frischem Sinn und offenen Augen. Auch er reist nach Paris, um sich den Herd der Bewegung und Civilisation, wie er es wohlgefällig nennt, in der Nähe zu besehen. Eine junge russische Dame, die mit Mann und Kind denselben Weg einschlägt, kann sich vor Entzücken kaum fassen, als sie die ersten Klänge des von dem elsäßischen Conducteur schauderhaft verstümmelten Französischen hört. »Oui mon enfant,« ruft sie ihrem kleinen Knaben zu, »vous verrez cette chère France, dont je vous ai tant parlé.« Schon sind wir auf der Brücke, die Deutschland von Frankreich trennt. Da unten strömt er hin der majestätische Rhein, der so manche Völkerfehde geschaut, der theuere Preis erbitterten, hundertjährigen Kampfes. Feierlich ernst blickt uns der ehrwürdige Münster, die Gegend weithin beherrschend, entgegen. Aber die Zöllner bemächtigen sich unser, und hemmen plötzlich den freien Lauf unserer Betrachtungen. Unbarmherzig wird das Gepäcke bis in's Kleinste durchstöbert. Ist dies ja den länderdurchziehenden Touristen nichts Neues; kein Staat europäischer Gesittung erläßt euch diesen herzlichen Willkomm. Nur eines befremdet den aus Deutschland, der Heimat des Nachdrucks Kommenden, hier wie in England, die zärtlich sorgsame Nachfrage um irgend einen Nachdruck. Der Zöllner wird zum literarischen Zionswächter, und es kostete mich einige Überwindungskraft, den Gendarmen, der hinter einem unschuldigen

Guide du voyageur en Alsace eine Contrefaçon erblickte, zu beruhigen. Schlimmer ging's mir in Southampton, wo mir ein brummbeißiger alter Custom house officer ein schönes Exemplar von Byron in der Galignanischen Ausgabe ohne Umstände als eine pirated edition, wie er es nannte, wegnahm. Andere Überraschungen harrten meiner in Straßburg. Auf der Mairie wurde mir mein Paß abgefordert, und gegen einen französischen umgetauscht. Ein glatt kalter junger Mann, der als Secretär des Herrn Maire's fungirte, ersuchte mich höflich, Platz zu nehmen, weil er mein Signalement in den Paß einzeichnen wolle. Er fixirte mich wie ein Porträtmaler, und als ich ihm bescheiden bemerkte, daß dieser interessante polizeiliche Kunstdilettantismus derzeit nur noch in Rußland und Frankreich geübt werde, erwiederte er zu meiner Aufklärung, die Maßregel rühre noch vom Jahre 1793 her, und sei gegen die Verdächtigen angewendet worden. Loyaler erschien mir der Commentar eines jungen Pharmacien, der mit mir nach Paris reiste, und allen Ernstes in dem Signalement eine für den Paßträger selbst höchst heilsame Fürsorge erblickte, um ihn von unsignalisirten Spitzbuben zu unterscheiden, die etwa in den Besitz seines Passes kämen. Zolldurchsuchung und Paß, ich vergaß sie bald auf einem Gang durch das lebenvolle, herrliche Straßburg. Der militärische Charakter der Stadt drängt sich beim ersten Anblicke auf. Die endlosen Reihen von Feuerschlünden im Arsenale, in allen Richtungen Wachen, Soldaten und militärisches Gepränge; die mächtigen Festungswerke, Alles, vornehmlich aber die wichtige Lage macht die alte deutsche Reichsstadt zu einem Hauptvertheidigungspunct für Frankreich. Was man auch sagen mag, Elsaß ist trotz inniger politischer Vereinigung mit Frankreich seit 165 Jahren wesentlich deutsch geblieben. Selbst die Hauptstadt, wo doch französischer Einfluß so mächtig, so tief eindringend in allen Verkehr, wahrt unversehrt den deutschen Stammcharakter. Ihr seht es an den blondhaarigen, blauäugigen Gestalten, ihr hört es am Klange der bekannten Töne. In der Cathedrale erklärt euch ein Junge das fantastisch geniale Uhrwerk mit seinen astronomischen Functionen, seinen Aposteln und Jahreszeiten. Er hat einen förmlichen, populären Cursus der Himmelskunde, den er alltäglich herableiert, getreu eingelernt; man könnte ihn für einen Theil des merkwürdigen Mechanismus halten. Er spricht grammatisch das reinste Französisch, aber mit der stärksten elsäßischen Betonung. Ein Haufe von Landleuten steht gaffend da, und sie würden vergebens gekommen sein, wenn nicht ein

mitleidiger Grenadier, der beider Sprachen kundig ist, den Erklärer für sie machen wollte. Die Verordnungen der Departements- und Stadtobrigkeiten sind für Jedermann, der französisch lesen kann, verständlich an die Mauern geschlagen. Der deutsche Landmann kann sie nicht lesen. Was nützt ihm die Öffentlichkeit des Gerichtssaales, in dem Richter und Vertheidiger eine ihm fremde Sprache sprechen? Ein eigenthümliches Gefühl beschleicht den Beobachter, dem das Organ zum Verständniß der Volksseele nicht abgeht, in Ländern, wo Herrscher und Beherrschte in verschiedenen Zungen sprechen, in jenen Grenzgebieten, wo zwei Sprachen allmälig in einander fließen, zumal die des politisch mächtigern Stammes ihr Übergewicht geltend macht. Mag die Kenntniß vieler Sprachen und Literaturen den Gesichtskreis des Gebildeten erweitern, ihn über nationale Beschränkung und Einseitigkeit erheben, dem Volke, den Millionen, ist und bleibt die Sprache das theuerste Eigenthum. Nehmt ihm Alles, und aus seiner Sprache, durch dieselbe wird es wieder erstehen. Drängt ihr ihm gewaltsam im Gesetze, im Gerichte, in der Schule das fremde Idiom auf, es wird sich sträuben mit aller Kraft und Zähigkeit. Und wenn ihr Generationen eurem unnatürlichen, vernunftwidrigen Vorhaben geopfert, werdet ihr mit der theuren Nationalsprache, den Charakter der Nation, oder vielmehr was an ihm gut und liebenswürdig ist, vertilgt, Zwitterart und Unnatur erzeugt haben.

Die zweizüngigen Völker, die sich an den Grenzmarken großer Sprachgebiete hinziehen, haben etwas Unentschiedenes, Unklares in ihrem Wesen. Dort aber, wo das nationale Element mit Gewalt und consequenter Rücksichtslosigkeit gedrückt wird, bemächtigt sich des Volkes ein Gefühl der Wehmuth, der Unbehaglichkeit, das auf den theilnehmenden Beobachter übergehen muß. Die Sprache seiner Altvordern, in der ihm die Lehre des Heiles gepredigt wird, in der seine Sagen und Lieder leben, sie wird von der herrschenden Classe vornehm verachtet, als ob sie Hundegebelle wäre. Wehe dem Volke, das die Liebe für seine Sprache, die Entrüstung über die ihr bewiesene Verachtung aufgibt, das sich ihrer zu schämen anfängt. Sein nationales Selbstbewußtsein, seine menschliche Existenz hört mit solcher Umwandlung auf. Je weiter nach Westen, und je näher der Poststraße nach Paris, desto vorherrschender wird diese traurige, falsche Scham des deutschen Elsässers. In Bergzabern rühmte sich das Söhnlein des Gastwirthes, daß er das Deutsche schon fast vergessen habe. Im College von Haut Sa-

verne, erzählte es mir, seien alle Lehrer Franzosen, der Vortrag finde in französischer Sprache statt, und verstehe ihn einer der Jüngern nicht, so müsse der neben ihm »hockende Knabe,« was der Lehrer sage, erklären. — Und wer waren denn die beiden Männer, deren Denkmäler in Straßburg prangen? Guttenberg, zu dessen Füßen man in gutem Französischen die Inschrift »Et la lumière fut« lesen kann, und der Held in so vielen Feldschlachten, der Ajar der französischen Armee, der elsäßische Kleber.

Noch harrte meiner vor der Abreise von Straßburg eine ergreifende Scene. Angelangt bei dem riesigen Wagen der **Messagiere royale** einem in mehrere Abtheilungen zerfallenden haushohen, von 5 feurigen Rossen mit Sturmesschnelle hingerissenen Vehikel, das etliche zwanzig Personen und Massen von Gepäcke in weniger als 40 Stunden, 80 Meilen weit befördert, erblickten wir eine Gruppe von Bauern, welche zwei ganz jungen Burschen das Geleite gaben. Es waren Brüder, ungleich an Gestalt und Gesichtsfarbe, der eine ein bildschöner blonder Junge, seiner Beschäftigung nach ein Ackersmann, der andere schwarzköpfig, gedrängten Körpers, ein Goldarbeiter: beide vereint in dem festen Entschlusse, nach Amerika zu ziehen, und dort, wo ein Vetter an den Ufern des Erie-Sees ein reicher Mann geworden, ihr Glück zu suchen. Eine Gesellschaft von Fuhrleuten fördert die Auswanderer um den Betrag von 170 Francs (ohne Kost) per Kopf, von Straßburg bis New-York; von Straßburg bis Havre entfallen hievon 70 Francs. Ein alter Freund der Familie führte die Brüder von ihrem heimatlichen Dorfe im badischen Oberlande nach Straßburg. Der Vater, der zu Hause geblieben, war schon alt und gebrechlich, der dritte Bruder, kaum 15 Jahre alt, der als einzige Stütze der Eltern, als Gehülfe und Erbe derselben, als Nachwuchs des Truppencontingents, der Heimat angehören mußte, war mitgekommen. Er weinte gar bitterlich, als der Conducteur zur Abreise mahnte, und, vielleicht auf immer, Abschied genommen werden mußte. Weich gestimmt durch die ganze Scene, ließ ich mich bald, als wir eingestiegen, mit den Auswanderern in ein Gespräch ein. Sie erzählten mir, und ich sah es wohl an ihrer Rede, daß sie durch die vielen Schreiben der deutschen Landsleute, die in Amerika ein neues Vaterland gefunden, so wie durch mündliche Mittheilungen von den dortigen Zuständen ziemlich unterrichtet waren, daß sie entschlossen seien, nöthigenfalls in den fernen Westen zu ziehen, und durch Arbeit ihre Existenz bald zu begründen hofften. Ein edler, treu-

herziger Schlag, dieser deutsche Bauer; Ausdauer, Kraft und Gemüth sind sein Erbtheil. Als ich sie so in Havre und Retterdam sah, diese Tausende von Schwaben und Rheinländern, die bereit waren, nach Amerika zu segeln, und an den Ufern des Mississippi und Ohio die Zahl, die Macht, den immer steigenden Einfluß der deutschen Stammesgenossen in jenem Welttheile zu vergrößern; da kam es mir vor, als ob sie nicht so sehr durch vereinzeltes Begehren, als von dem Schicksale, dem historischen Genius getrieben, massenweise dahinzögen, um eine Aufgabe, eine Mission zu erfüllen. Ihre Väter hatten einst ein Weltreich zertrümmert, und aus den Stückwerken mit der Religion, Sprache und Gesittung der Besiegten neue Staatengebilde aufgeführt: sie bauen vom Grunde aus jenseits des Oceans, lichten die Urwälder, streuen Samen in ein Erdreich, das vor ihnen noch kein Pflug durchfurcht, und freie Gemeinwesen erblühen dort bei den deutschen Antipoden.

Ich vertauschte meinen Platz im Innern des Wagens bald mit dem erhabenen Sitze an der Seite des Conducteurs auf der Imperiale. In Saarburg an der lothringisch-deutschen Sprachgrenze war ein Handwerker mit seiner Geliebten aufgesessen, der mich mit seinem fürchterlichen Deutsch noch mehr als der Dunst in schwüler Nacht hinaustrieb. Ich bedauerte den Tausch nicht, obgleich man von dem himmelhohen Sitze herab bei der pfeilschnellen Fahrt fast schwindlich wird. Städte und Dörfer fliegen wie in einem Panorama vorüber, aber die Aussicht war weit und herrlich, und meine Nachbarn, links der stämmige Conducteur, der fortwährend zur Eile antrieb, rechts ein Municipalgardist, der von der Vermählung seiner Schwester in Luneville zu den bevorstehenden Juliusfesten nach Paris zurückkehrte, boten mir reichliche Unterhaltung.

Die beiden Originale waren einstimmig in ihrer Bewunderung für den Kaiser, in ihrer zärtlichen Anhänglichkeit an das Regiment Louis Philipp's. Vor uns rannte ein Wagen der Messagerie Laffitte u. Comp. demselben Ziele entgegen. Auf jeder Poststation fragte unser Conducteur, ob und wann Laffitte schon da gewesen, jagte und hetzte zum schnellen Weiterkommen. Eitle Komödie, diese Concurrenz, flüsterte Monsieur Thoret, der Municipalgardist, mir ins Ohr, die beiden Unternehmungen haben nach langem Wettkampfe sich vereinigt, die Preise sind neuerdings in die Höhe geschnellt worden, und das Publikum ist der Gefoppte. Einige Institutsmitglieder und gefeierte Nationalökonomen

in Paris versicherten mich, daß es bei allen Geschäften, die nur einigermaßen größere Betriebscapitale erforderten, eben so gehe, daß die gepriesene Concurrenz ein Krieg sei, in dem der Stärkste, Reichste den Sieg, das liebe Publikum, die Professoren der Volkswirthschaftslehre mit inbegriffen, den Schaden davon trage. Lange Züge von Baumwolltransporten, die Amerika über Havre nach Mühlhausen sendet, kamen uns entgegen. Triumphirend fragte mich der Conducteur, ob man so ein Roulage, oder ein Gespann von 5 Pferden, die wie die seinigen galoppiren, dans votre pays là-bas sehe. Ich schickte mich eben an, ihm die wohlthätigen Folgen des Zollvereins in einem faßlichen Resumé des Dieterici'schen Werkes zu enthüllen, ihm begreiflich zu machen, was Deutschland sei, ja was es erst werden könne, aber er ließ mich leider nicht zu Worte kommen, und sprach über Industerie, Napoleon, die Pariser Festungswerke und einige andere Gegenstände; alles schien ihm in Frankreich vortrefflich zu sein, nur zwei Dinge erregten seinen leicht erregbaren Zorn, die Canaille der Emeuten-Macher in Paris, und die bevorstehende Eisenbahn nach Straßburg. Monsieur Thoret stimmte ihm im ersten Puncte, keineswegs im zweiten bei. Eine lebhafte Controverse entspann sich über Vor- und Nachtheile der Eisenbahn, welcher unser Conducteur mit dem tristigen Argumente ein Ende machte, daß er nun und nimmer zugeben könne, sein süperbes Attelage, seine rollende kleine Stadt, sei minder angenehm und bequem, als das ewige Einerlei eines knarrenden Eisenbahn-Trains. »Warten Sie, meine Herren, sagte er, in dem kleinen Orte Void werden wir Mittagsstation halten. Der Gastwirth ist ein Neffe des Koches von Cambacérés. Sie sollen ihn des Onkels und des Großkanzlers würdig finden. Ich will ein Fährmann auf dem Rhone-Canal sein, — ein fürchterlicher Eid in Anbetracht der incommensurabeln Langsamkeit solcher Canalfahrt, — wenn Sie auf irgend einer Eisenbahnlinie so ein Essen bekommen.« In der That fanden wir nach 16stündiger, rastloser Fahrt die Küche des Mannes, der seinen Namen mit dem des ersten Juristen und Feinschmeckers Cambacérés geschickt zu verbinden gewußt, vortrefflich. Ob ungewöhnlich scharfer Appetit oder die Güte des Mahles diesem Urtheile zu Grunde lagen, will ich unentschieden lassen.

Rasch ging's weiter, und bald lagen im Glanze der Abendsonne die sanftgewölbten Hügel der Champagne vor uns. In Chalons leerten wir während des Pferdewechsels eine Flasche des besten Champagners. Echt oder unecht hat dieser Wein unbestrittene Vorrechte errungen, bei

allen frohen Anlässen des Lebens als anregendes und begeisterndes Mittel gebraucht zu werden. Keine Haupt- und Staatsaction, kein politisches oder Zweckessen, kein Hochzeitsmahl, keine gesellige Freude ohne den sprühenden, schäumenden Champagner. Wie köstlich mundete er den chinesischen Unterhändlern an der Bocca Tigris, als sie jüngstens auf das Wohl des Königs der Franzosen tranken. Der europäische Barbar Herr von Lagrénée erschien den kleinen, im Weindunste schwimmenden Augen Seiner Excellenz des Herrn Plenipotentiarius des Reiches der Mitte, wie einst der Bacchus den Völkern am Indus. Was Wunder, wenn dem Koran zum Trotz auch die Politiker am Bosporus, wie der böse, ungerechte Leumund meldet, in dem edlen Getränke Inspirationen zur Regenerirung des Islamismus, vielleicht auch Zerstreuung düsterer Zukunftsträume suchen. Die ruhmwürdige Rheinliedepoche steht ja bei uns allen noch in frischem Angedenken. Wie mußte der Erb- und Reichsfeind ins Fäustchen lachen, als man sein Verderben in theurem Champagner trank, als die Gallophagen in ihrer heiligen Wuth auch des gallischen Weins nicht schonten!

Fürwahr der Boden, der die köstliche Rebe erzeugt, ist vollgedüngt mit Strömen des besten Blutes. Da liegen sie vor uns, vom röthlichen Schimmer der scheidenden Sonne übergossen, die hügeligen Ebenen der Champagne. Hier, wo jetzt friedliche Dörfchen und reiche Städte aus üppigem Saatengrün und unabsehbaren Weingärten hervorblicken, ist das Schicksal großer Reiche mehr als einmal im wilden Waffenspiele entschieden worden. Attila's welterobernde Entwürfe zerschellten hier mit seinem Völkerheere an römischer Kriegskunst, die mit deutschen Waffengenossen im Bunde zum letzten Male in der größten Schlacht historischer Kunde auf den catalaunischen Feldern erglänzte. Hier war es, wo Dumouriez die preußischen Schaaren, die dem Verderben, nicht dem so leicht gewährten Siege entgegenzogen, vernichtete, und mit der Revolution Frankreich rettete. In diesen Ebenen kämpfte Napoleon den letzten, entscheidenden Kampf mit dem verbündeten Europa, ein verzweifelnder Löwe, furchtbar noch im Untergange, ein Antäus, in der Bemühung des heimischen Bodens Riesenkräfte zu den gewaltigen, letzten Schlägen schöpfend.

Längst verklungen ist das Waffengetöse, der Donner der Schlachten, und die feierliche Stille des schönsten Sommerabendes lagert sich über dem Schauplatze großer, welterschütternder Begebenheiten. Das muntere Gespräch war verstummt vor den ernsten Betrachtungen, die jeder

in seiner Weise anstellte. »Dort sehen Sie,« sagte Thoret endlich, das Stillschweigen brechend, »das Schlachtfeld von Montmirail; gerne räumen wir Franzosen ein, daß unsere Feinde sich tapfer geschlagen haben, aber jene traurigen Zeiten werden nie wiederkehren, die Deutschen nie mehr unseren Boden betreten.« — »Sie wären auch damals nicht nach Paris gekommen,« bemerkte der Conducteur, der auch im Jahre 1814 mitgekämpft hatte, »wenn Verrath nicht die Thore der Hauptstadt geöffnet hätte. Ließ doch Marmont die Patronen mit Kleien füllen. Thoret ballte die Faust, sein martialisch schönes Antlitz erglühte vom Zorne. »Il fallait dont recourir aux armes blanches,« sagte er mit Ingrimm. »Mäßigt Euch, junger Mann,« erwiederte unser Gewährsmann. »Ihr habt ein paar Raubzüge gegen die Kabylen in Algier mitgemacht, aber die Preußen und Österreicher sind andere Feinde als die arabischen Hungerleider, an und für sich brave Soldaten, haben sie von uns gelernt, wie man sich schlagen soll,« fügte er selbstgefällig freundlich hinzu. »Genug des Ruhmes haben wir erworben,« fuhr unser Conducteur, seine Philisternatur heraushebend fort, »wir können jetzt ruhen, wenn diese Canaille der Vorstädte es uns gestattet.« Jetzt nahm das Gespräch eine andere Wendung. Thoret, so kriegslustig er war, stimmte in diesem Puncte seinem Landsmanne vollkommen bei. Die Municipalgardisten sind die wahren Prätorianer des Juste milieu, ihr Haß gegen die Emeutenmacher, gegen die nervigen Blousenmänner wird bei ihnen zu einer Art von Lieblingsleidenschaft.

Aus den Reihen des Heeres hervorgegangen, eine wahre Elite desselben, blicken sie mit soldatischer Verachtung auf die uniformirten Krämer oder Nationalgarde herab, die ihnen so viel zu verdanken haben. Durch höhern Sold und schöne Uniform ausgezeichnet, durch moralische Haltung und starken Corps-Geist fest verbunden, von der Regierung, deren festeste Stütze sie ist, mit vieler Rücksicht behandelt, im Selbstgefühle dessen, was sie für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe der Hauptstadt, und mit ihr Frankreichs leistet, steht die Municipalgarde als ein imposanter, militärischer Körper da, ein Schrecken der Pariser Vorstadt-Bevölkerung, eine süße Beruhigung für die Männer der Börse und des Friedens.

Je näher wir dem Ziele unserer Reise rückten, desto sehnsuchtsvoller sahen wir ihm entgegen. Immer regeres Leben entfaltete sich vor unseren Blicken, und das emsige Treiben in den Landstädtchen am

Wege, die zunehmende Anzahl der uns begegnenden Fuhrwerke aller Art und der Reiter verkündete die Nähe der gewaltigen Hauptstadt. Es war ein Sonntagsmorgen, als wir die emporsteigenden Ringmauern, vor uns unmittelbar die Veste Vincennes erblickten: Die Pariser zogen in Massen, zu Fuß und zu Wägen auf's Land, Bäuerinnen ritten mit querüberhangenden Doppelkörben auf Mauleseln einher, gegen die Stadt und von derselben wogten bunt gemischte Menschen aller Stände.

Immer dichter wurde der Menschenstrom, immer lauter schlug an unsere Ohren der tosende Lärm dieser Million von Menschen, um die der Napoleon des Friedens das starke Band der mächtigsten Festungswerke der ehrfurchtgebietenden Citadellen gezogen hat. Jede Festungsstadt trägt der Natur der Sache nach einen ernstdüsteren Charakter an sich, sie wirft den ganzen Kriegsharnisch um eine ganze Bevölkerung, ihr bloßer Anblick ist dräuend, ihre Nähe unheimlich. Aber Paris, die Stadt des Genusses und der Bewegung, die Gesetzgeberin der Mode und feiner Sitte, die große, lebenvolle Weltstadt, eingeschlossen von dreifacher Mauerumwallung, beherrscht von einem Kranz fester Waffenplätze, welch' ein Widerspruch, welch' eine Umwandlung der Geschichte!

Ein eigenthümliches Gefühl erfaßt stets den Reisenden, der eine große, bevölkerte Hauptstadt zum ersten Male betritt. Wer mit classischen Erinnerungen der ewigen Roma naht, wird vom heiligen Schauer der Vorwelt angeweht; wer die majestätische Themse aufwärts London zuschifft, und das unermeßliche Treiben des Welthandels auf dem Strome staunenden Blickes sieht, lernt die Größe Englands in ihren Grundlagen begreifen. Wer immer nicht mit dem Sinne des frivolen Lebemenschen in die Hauptstadt Frankreichs einzieht, der muß von vorhinein ernst gestimmt werden, wenn er auch nur in schneller Überschau die Geschichte der letzten 50 Jahre vor seinem Geiste vorüberziehen läßt, und doppelt ernst erscheint die mauerumrungene Riesenstadt und ihre in der großartigsten Bewegung des Vergnügens und Geschäftes durch einander wogende Myriaden von Einwohnern, wenn man die dahinstürmende Gegenwart mit der Vergangenheit vergleicht, aus der sie hervorgegangen.

Unser Wagen rasselt durch die **Barrière du Thrône**, durch die Vorstadt St. Antoine, den Herd aller Volksbewegungen und Emeuten, auf den Platz der Bastille. Auf der Stelle der furchtbaren Zwingburg die mit ihren grauenvollen Erinnerungen vom Boden verschwunden,

ragt die Säule des Julius empor mit dem geflügelten Genius der Freiheit auf ihrer Spitze. Rasch herüber lenken wir auf die Boulevards. Hier ist der Boulevard du Temple, hier die Stelle wo Fieschi's Mordwerkzeug Vernichtung verbreitet hat. Durch ein Labyrinth von Straßen, durch dichte Menschenmassen geht es weiter bis zum Bestimmungsorte, dem Gebäude der **Messageries royales**. In einem bescheidenen **Hôtel garni** in der Nähe des **Palais royal**, bei einer wackern deutschen Familie fand ich bald die gewünschte Unterkunft, und schnell machte ich mich daran, die ersten Hauptcontouren, die äußere Physiognomie von Paris kennen zu lernen. Mein erster Besuch — ich will dem Leser die Mühe ersparen, mir auf dem andern zu folgen, — galt dem **Palais royal**.

Hier lernt der Fremde Paris im Kleinen kennen, denn die große Stadt spiegelt sich in diesem merkwürdigen Orte wie in verjüngtem Maßstabe ab. Ja das **Palais royal** ist selbst eine kleine Stadt, ein Inbegriff von Pallästen, prachtvollen Gallerien und ausgedehnten Gärten, einer langen Reihe von glänzenden Boutiquen, von Gast- und Kaffeehäusern. Die Wunder von Tausend und einer Nacht sind hier verwirklicht; hier hat die Mode ihren Thron aufgeschlagen, hier ist der Sammelplatz der Neugierigen aus allen Weltgegenden, der Müßigen und Prasser. Des Abends strahlt alles im blendendsten Glanze magischer Beleuchtung, erst spät nach Mitternacht verstummt das Toben der drängenden Massen. Wer die Philosophie Epikur's zu der seinigen, sich selbst zum Mittelpunct der Welt gemacht hat, der könnte in diesen Räumen geboren, sein ganzes Leben in denselben in Fülle körperlicher und geistiger Genüsse dahinbringen, ohne je diese Insel der Seligen — zu verlassen. Für alles ist da gesorgt, nur nicht für den Friedhof. Wer den Freuden der Tafel huldigt, findet reiche Befriedigung in den Prachtsälen der Brüder Trovençaux und Véry's.

Aber auch der bescheidene Reisende hat reichliche Auswahl für seine Gaumengenüsse. Er steigt auch unter die Erde und ergötzt sich im **Café des aveugles** am Treiben des Blousenvolkes. Für Lectüre aller Art ist in den Lesecabineten und vielen Buchhandlungen des **Palais royal** vollauf gesorgt. Der Freund dramatischer Muse bewundert im **Théâtre français**, einem Theile unserer kleinen Stadt, die erhabene Rachel, und auch die Posse, das leichte Vaudeville ist in dem kleinen Theater, das vom Hauptgebäude den Namen entlehnt, vertreten. Der Taglöhner wie der Löwe der Mode, die Grisette wie die Banquiersfrau kön-

nen sich hier vom Kopfe bis zur Zehe in Stoffe jeglicher Art hüllen. Die ersten Bedürfnisse wie die des raffinirtesten Luxus können nichts begehren, was nicht in überreicher Auswahl geboten würde. Es ist eine ewige und immer wechselnde Ausstellung der Künste und Gewerbe. Wer müßig dahinschlendert, und Tausende thun es hier, findet unabsehbare Augenweide an dem großen wunderherrlichen, in seiner Manigfaltigkeit so anziehenden Panorama, das er an seinen Augen vorüber ziehen läßt. Und selbst Gewitterstürme können ihm seinen contemplativen Genuß nicht verkümmern, denn er wandelt unbenetzt vom Regen, der über ihm auf der Glasdecke prasselt, bei Tage und im Schimmer des Gaslichtes bei Tageshelle, in den schönen, geräumigen Gallerien dieses Zauberreiches.

Das **Palais royal**, einst **Palais Cardinal** genannt, ist von Richelieu, der es erbaut, Ludwig **XIII.** vermacht, von Ludwig dem **XIV.** der Familie Orleans geschenkt worden. Hier war ein Brennpunct der Volksbewegung beim Beginne der Revolution, hier donnerte **Camille Desmoulins** vor den Sansculotten, hier recrutirte der Convent seine Stützen.

In diesem Pallaste wohnte der jetzige König der Franzosen während der Restaurationszeit, und in den Prachtsälen, wo Vernet's Pinsel die Hauptmomente aus dem Leben Louis Philipp's verewigt hat, versammelten sich in jenen Jahren Perier, Guizot, Dupin, Lafitte und alle die Männer, welche durch ihre Reden und Handlungen die Revolution des Jahres **1830** vorbereiteten, und ihrem erlauchten Freunde den Weg zum Throne bahnten. Von diesem Balcone herab begrüßte der General-Lieutenant Ludwig Philipp Herzog von Orleans das Volk, und wenige Tage später vertauschte er sein **Palais royal** mit den königlichen Tuilerien.

Ach! wie wehmüthig stimmen alle die Herrlichkeiten und Wunder dieses Zauberreiches, wenn ihr dieses nimmersatte Jagen nach Genuß, das so Vielen Zweck und Endziel des Lebens, mit dem unsäglichen Elende dort draußen, in den menschenwimmelnden, fernen, vom Weltmenschen nie betretenen Vorstädten der Hauptstadt vergleicht, wenn ihr Augen habt für solches Elend, Ohren für die dumpf grollenden Stürme in den untern Schichten der Gesellschaft, auf denen die Pyramide eures Sinnenglücks erbaut ist, wenn die Sorge für euer theures Ich euch noch nicht blind und taub gemacht, ihr noch ein Herz habt für den großen Schmerzensschrei von Millionen eurer Mitmenschen.

Wie Wenige besitzen Kraft und Einsicht genug, um neben den Glanzpuncten der großen Städte, neben Kunstsammlungen, Salons und Theatern, auch die Schattenseiten, die finstern Nachtseiten der Gesellschaft kennen zu lernen, um mit dem Buche der Vergangenheit in der Hand die Schauplätze des Treibens der Menschengeschlechter im Lichte der Geschichte zu besehen. Und wo könnte man die Geschichte eines großen Reiches, die so tief in die der ganzen europäischen Menschheit eingegriffen, besser studieren, als in Paris, das sich mit Stolz und in leidiger Wahrheit das Haupt und das Herz Frankreichs nennt. Kaum gibt es lehrreichere Spaziergänge als die durch das historische Paris, »mit De L Or's Buche in der Hand, oder in Gesellschaft eines Eingebornen, der Sinn und Begeisterung für solche Studien hat, wie sie mir in der Person eines liebenswürdigen jungen Rechtsgelehrten zu Theil ward. Geschlechter, die da einst gekämpft für die Ideen ihrer Zeit, steigen aus den Gräbern und beleben die Straßen und Marktplätze, die Geschichte führt ihre blutigen Dramen vor euren Augen auf, und die in namenloser Hast hin und her treibenden Menschen des Tages, die so bald zu den Gewesenen gehören werden, erscheinen fast wie eine Ironie in dem großartigen Gesammtbilde.

Doch wir beabsichtigten ja nur einige unserer Reisebemerkungen dem nachsichtigen Leser vorzulegen, und brechen hier ab, da wir vom Interesse des Gegenstandes hingerissen, vielleicht auch von zu einseitigem, individuellen Standpuncte aus, uns weiter als es jenem liebsam wäre, einlassen könnten.

Hammer-Purgstall.

Arabische Trauergedichte.

Uebersetzt aus der Hamasa Ebu Temam's.

Der Chalife Omar hatte einen gewissen Ebu Sofjan (der weder dem Stamme Omeje noch dem Stamme Haschim angehörte) in die Wüste gesendet, um die Bewohner derselben den Koran lesen zu lehren; wer denselben nicht lesen wollte, den prügelte Ebu Sofjan, so den Aus Ben Chalid, den Oheim des Seidol Chijel, d. i. des Seid der Pferde; dessen Sohn Horeis schlug den Ebu Sofjan todt und sagte dann, um den Tod des Aus zu beklagen, die folgenden Verse:

Bringt der Morgen mir von Au's die Todeskunde?
Oder ist es winterliche Staubesstunde?
Ach! sie tödteten den Au's nur mit Verrath,
Ich verließ ihn beugend sich zur Sattelnath.
Klage nicht, o Mutter Aus's! der Tod erreichet
Den, der reitet schnell und den, der barfuß schleichet.
O wir schlugen uns mit einer edlen Schaar,
Welcher feil Blutrache nicht für Datteln war!
Nur des Grames wegen will ich fürder leben,
Wann ich will, wird Ebenbürt'ger Antwort geben. *)

Abdol Melik Ibn Abderrahim el-Harisi der Dichter sagte als Todesklage:

Den Wohnenden im Grabe geht es gut,
Weil es sich ohne Zins bequem dort ruht;
Der Tiefbetrauerte fühlt keine Qual,
Wenn sich auch mehret seiner Feinde Zahl,
Er ruht allein, Besiegter von dem Schwert,
Dem Recht durch Schwertesschneide widerfährt;
Besuchenden setzt er ein Gastmahl auf,
Sie lassen reichlich ihren Thränen Lauf.
Die Schmerzenssaat in unsere Brust versenkt,
Wir haben sie mit Thränen reich getränkt,

*) In Freytags Hamasa S. 388.

Wir wollten theilen die Verlassenschaft,
Und fanden nichts als Ruhm und Geist und Kraft.
Die Antwort war ein tiefes Schweigen nur,
Beredter als wohlredend'ste Natur. *)

Eschdschaa es-Solemi der Lobredner Harun Reschid's und der Barmekiden sagte nach ihrem Sturze:

Vorbei, o Sohn Saad's, vorbei ist jene Zeit,
Wo man in Ost und West nur Einem Lob geweiht.
Ich wußte nicht wie viel er allen Menschen Gutes that,
Bis den Abwesenden die Gruft verschlossen hat.
Beweinen will ich dich, so lang die Thräne fließt,
Und fließt sie nicht, so wiss', zu schwach mein Körper ist,
Klagt And'rer noch so laut, so thut mir dies nicht leid,
Nachdem gestorben du, hab' ich nicht and're Freud'.
Von allen Lebenden gestorben bist nur du,
Nur dich geleitet Ruf der Trauernden zur Ruh.
Was können Klagen nun erweisen Gutes dir,
Da du im Leben warst der Hochgeprief'nen Zier. **)

Abdallah Ben Saalebe el-Hanefi sagte:

Aller Menschen, welche leben, harr't das Grab,
Gräber mehren sich, die Menschen nehmen ab,
In Verfall geräth das alte Vaterhaus,
Doch ein neues wird gebau't für Grabesgraus,
Nachbarn sind sie zwar der Lebenden noch heut,
Doch Zusammenkunft mit ihnen stehet weit. ***)

Derselbe sagte ebenfalls:

Gott verderbe nicht die Brüder, die gegangen,
Die von dem Ruin der Zeiten sind umfangen,
Jeder Tag rafft And're fort aus unſ'rer Mitte,
Keiner hat zurückgelenket noch die Schritte. ****)

*) In Freytags Hamasa S. 400.
**) Ebenda S. 393.
***) Ebenda S. 405.
****) Ebenda.

Anastasius Grün.

Eine Begegnung.

Zwei Lager stehn zu Nas'by auf der Haide,
Des Königs hier und dort des Parlaments;
Des Sturms Vorboten wandeln schon durch beide
Wie durch die Hallen auch des Firmaments.

Im Lager sind's die wechselnden Gefühle,
Gestört Gebet, gelöster Liederschall;
In Lüften sind's Windstöße, dumpfe Schwüle,
Der Vögel Angstflug, irrer Blätterfall.

Ein alter Eichbaum mitten auf der Haide
Streckt rechts und links wie Arme sein Geäst;
Der Wind bewegt's; ein Drohen scheint's für beide,
Wenn's nicht ein Winken zum Versöhnungsfest.

Die Nacht bricht an, die Wetterwolken sinken,
Der Sturm ist los, die Tropfen fallen schwer,
Und immer heft'ger wird des Baumes Winken:
Vereint euch, Schutzbedürft'ge, um mich her!

Die Nacht ist schwarz gleich einem Leichentuche,
Auf dem allein das Kreuz der Blitze ruht,
Der Tropfenfall erschwoll zum Wolkenbruche,
Zu Geißeln dreht der Sturm die Regenflut.

Zwei Krieger fliehn, gestört im Feindespähen,
Zum Eichbaum unter Schirm des Laubgeflechts;
Die Hast der Flucht, die Nacht ließ sie nicht sehen,
Daß links der Eine kam, der Andre rechts.

Des Sturmes Geister trieben so im Bunde
Zum Baum des Friedens zwei der Feinde jetzt,
Wie einst ein überfrommer Herr durch Hunde
Saumsel'ge Christen zum Altar gehetzt. —

Erst stehn sie fern; doch Leib an Leib zu gleiten,
Sich zu umklammern drängt sie Sturm und Flut;
Des Einen Reitermantel hüllt den Zweiten,
Und Jenen schirmt des Andern breiter Hut.

Komm, Blitz des Herrn, von seinem Licht ein Funken,
Und leuchte hell in Beider Angesicht,
Daß sie, erkennend sich, es schauen trunken,
Wie Stuart's Hand in Cromwell's Hand sich flicht!

Vielleicht nicht grauend auseinander eilten
Die Hände, die der Sturm zum Bund gebracht,
Vielleicht wie ihr Gewand sie schirmend theilten,
Auch thäten sie mit Fetzen ird'scher Macht.

Komm, Blitz des Herrn, ein Pfeil aus seinem Grimme,
Und treffe, schmettre nieder diese Zwei!
Vielleicht daß, wenn verstummt der Feldherrn Stimme,
Der Haß verkühl' und wieder Frieden sei.

Nicht will's der Herr; was reif zum Kampf, soll kämpfen,
Was nicht verschmelzen kann, das bleib entzweit;
Der Haß will auch sein Blühn, ihr sollt's nicht dämpfen!
Ein Gottesurtheil nur dem Geisterstreit!

Der Sturm verbraust. Die beiden Krieger scheiden.
Im Herzen alten Haß und alten Muth
Ließ ungeschwächt der Schlachten Herr in beiden,
Die, nicht es ahnend, Herz an Herz geruht.

Wie aus der Scheid' ein blanker Degen, flammte
Der Tag empor, — ihm nach der Schwerter Glanz!
Ein blut'ger Kampf! Aus bittrem Wehn doch stammte
Ein löblich Kind: die Freiheit Engellands.

Der alte Eichbaum mitten auf der Haide
Streckt rechts und links wie Arme sein Geäst;
Er winkt, — doch Staub sind längst die Heere beide!
Er winkt nur Todten zum Versöhnungsfest.

Dies Lied von fremdem Land, aus fernen Tagen,
Das wie ein Wandervogel niedersinkt,
Was will es hier? — Versöhnen will's und sagen,
Daß mancher Baum im deutschen Land — noch winkt.



Moritz Hartmann.

Eine Erinnerung.

Mond, der stille Wandersmann,
Sah durch trübe Augenlider —
Einer, der nicht schlafen kann,
Blickt so in die Gassen nieder.

Eine lebenslose Nacht,
Ohne Ruh und ohne Regung,
Eine gottvergeßne Nacht,
Ohne liebende Bewegung.

Aber milder war's in mir;
Denn als Kind aus ferner Weite,
Durch das nächtige Revier,
Fuhr ich an der Mutter Seite.

Abseits uns vom Wege lag
Einsam eine alte Mühle,
Mitten durch den stillen Hag
Zog ihr sausendes Gewühle.

Durch den Lärm von Bach und Rad
Drang das Weinen eines Kindes —
So, wenn Frühlings Tod sich naht,
Schallt der Schrei des Stoppelwindes.

Halten ließ die Mutter schnell,
Sah zum Mühlenhaus hinüber:
»Ist in Nacht solch Fenster hell,
Ist ein Herz hier um so trüber.«

Und sie sah mit trübem Sinne
Lange, lange ohn' Ermatten,
Wie am Fenster her und hin
Wiegend, singend lief ein Schatten.

Schweigend blickte sie empor
Nach dem regen Schatten immer,
Heimisch waren ihrem Ohr
Mutterlied und Kindsgewimmer.

Bis das Kindlein ruhig ward,
Lied und Weinen stille waren,
Ließ sie erst zur weitern Fahrt
Unsern Karren fürder fahren.

Und ich fragte: »Mutter, sag,
Warum in der Nacht der kalten
Ließest nach durchreistem Tag
Du so lang den Wagen halten?«

Und sie sprach: »Konnt' ich vorbei
An mir so bekannten Schmerzen?
Solches Lied und solch Geschrei
Kennen alle Mutterherzen.«

»Aus todkrankem Herzen dringt
Dieses Schreien, will mir scheinen —
Und die Mutter, die da singt,
Möchte lieber weinen, weinen.«

»Mit ihr, der's an Trost gebricht,
Mußt' ich hier im Dunklen trauern;
Ach mein Kind, du weißt noch nicht,
Wie lang solche Nächte dauern.«

Aus den Wolken hat geblickt
Jetzt der Mond mit mildem Scheinen,
Sah, wie ich mich fest gedrückt
An ihr Herz, um still zu weinen.

Frühlingslied.

So will es mir wieder
Das Herz zersprengen
Mit Licht und Blüthe
Und tausend Gesängen.

Den ganzen Himmel
Mit Mond und Sonne,
Den ganzen Wald
Mit singender Wonne, —

Den rauschenden Strom
Mit silberner Welle,
Den lachenden Berg
Mit lächelnder Quelle —

Wie soll sie nur alle
Das Herz umfassen,
Die kaum vom Himmel
Sich bändigen lassen! —

So will es mir wieder
Das Herz zersprengen
Mit Licht und Blüthe
Und tausend Gesängen!

Zu tausend Gesängen
Und Licht und Blüthe,
Kommt eine Gewalt noch
In meinem Gemüthe.

Zwiefachen Lenz,
Wie kann ich verschmerzen?
Den Frühling auf Erden,
Die Liebe im Herzen!



Leo Walthen.

Verwandtschaft.

Streckte mich bequemer Weise
In dem hohen, duft'gen Grase.
Spinne, Käfer, Wurm, Ameise
Krochen dreist mir um die Nase;
Da bin ich mir selbst mit ihnen
Gänzlich als Insect erschienen.

Nicht ermüdet mein Verlangen,
Ein gewaltig Netz zu spinnen,
Mir das Glück darin zu fangen.
Tausendmal muß ich beginnen,
Riß mir der Dämonen Tücke
Tausendmal das Netz in Stücke.

Sind es doch nur Käferflügel,
Von der Decken Last erdrücket,
Was dem dumpfen Lebenshügel
Für Momente mich entrücket.
Eitles Wagen! Immer wieder
Auf die Erde tauml' ich nieder.

Sich zu winden gilt's, zu drehen
Durch des Lebens wirre Gänge,
Nicht vom Boden aufzusehen
Im bedrohlichen Gedränge,
Sich zu krümmen dem Geschicke,
Tritt es eisern mein Genicke.

Suche, packe, zerre, trage
Mit Ameisen-Fleiß und Mühe;
Für die eignen Wintertage
Sammeln soll ich spät und frühe,
Sammeln für die lieben Kleinen,
Die auch groß zu werden meinen.

Spinn' und Ameis, Wurm und Käfer,
Kriecht getrost auf meiner Nase,
Tummelt um den Bruder Schläfer
Euch im hohen, duft'gen Grase.
Da ihr so mein Haupt erreichen
Könnet, bin ich eures Gleichen.

Nordmann.

Ein Dichterleben.

Des Dichters Leben ein verkehrtes Leben!
Spricht der und jener, der es nicht begreift,
Und will die derbe Faust gen ihn erheben.
Weil er das Hemd vom starken Arm nicht streift
Wie ihr, den Hammer schwingt, sein Brot zu schmieden,
Verdammt ihr ihn, der durch die Wälder schweift.
Es ist sein Thun von eurem sehr verschieden,
Er bringt, wie ihr, nicht Waaren, fein und blank —
Mit Liedern stellt man nur ein Herz zufrieden.
Ein Menschenherz! — wo pocht es ihm zu Dank?
Ein jedes sucht den Schlaf und nicht das Träumen,
Wenn es ermüdet in die Kissen sank.
Ein jedes sucht die Frucht an grünen Bäumen,
Die Blüthe nicht, läßt welken sie im Sand —
Das Meer soll Schiffe tragen und nicht schäumen.
Der Dichter kommt — was bietet seine Hand? —
Ein Lied läßt sich nicht wägen auf der Wage,
Und Blei wiegt schwerer als der Blumentand.
Auf diese Schale wirft er eine Sage,
Von eingesargten Thaten ein Gedicht,
Und auf die andre eine Herzensfrage.
Ihr schleudert in die Wagschal ein Gewicht,
Das mächtig niederdrückt — mögt nicht gewöhnen
Die Hand, daß sie des Ruhmes Krone flicht.
Ein schlimmes Handwerk ist, dem Ruhme fröhnen,
Zur Nacht das Kissen oft ein harter Stein
Dem Träumer, der nur sprechen will in Tönen.
So war es stets, so wird es immer sein —
Ihr könnt es lesen oft — auf Dichterwegen
Liegt selten nur des Glückes Sonnenschein.
Mag seine Seele auch der Sturm erregen,
Und Alles in dem Aufruhr untergehn —
Ihr denkt — es wird der Sturm sich wieder legen. —

Im Perserland, wo mild die Lüfte wehn,
Im Land der Märchen, duftig, wunderprächtig,
Zu Gasna war's, wo Folgendes geschehn.
Tiefblauer spannt sich dort der Himmel nächtig,
Springbronnen rauschen, weiße Schwäne ziehn
In großen Marmorbecken, ernst bedächtig.
Der Lotos wiegt im Wind sich, duftiger Jasmin
Streut seinen Balsam, Nachtigallen singen,
Und schmettern Töne durch die Büsche hin.
Sie müssen nächtlich ihre Ständchen bringen
Der Rose, die aus grünen Blättern blickt,
Der Knospe ihre Blüthe abzuringen.
Der Baldachin des Himmels ist gestickt
Mit tausend goldnen Sternen, tausend Flammen,
Von denen jede Licht hernieder schickt.
Das blüht und glüht, und klingt und singt zusammen,
Und herrlich träumt es sich in solcher Nacht —
Wer möchte nicht aus diesem Lande stammen?
Wer möchte ziehn nicht durch die Frühlingpracht,
Zum Süden wandern aus dem rauhen Norden,
Der uns mit frechen Stürmen nur bedacht?
Wir träumen nur, wie endlich es geworden,
Und sehn das Ende nicht — der Winter droht,
Er liebt die Blumen nicht, er liebt das Morden.
Die Gaben, die Natur im Norden bot,
Sind sparsam zugemessne Bettlergaben,
Vom Schwelgermahl der Abhub für die Noth,
Wer möchte Einmal nicht sein Haupt vergraben
So recht im Duft, berauscht von Sang und Klang,
Das altgewordne Herz mit Schönheit laben?
Das Dichterherz hat stets hiezu den Hang —
Doch wird es an der Außenwelt zu Schanden,
Die grausam hemmt der Träume raschen Gang.
Die Fantasie schweift gern in fremden Landen —
Und meine steht zu Gasna an dem Thron,
Umrankt, umblüht von duftigen Guirlanden.
Es hat sie fortgelockt der Wundermärchen Ton,
Gewirbelt in die Zeit, die lang verklungen —
Nunmehr kein Halt — denn flüchtig ist sie schon. —
Des Sultan Mahmud Blick macht Wandrungen
Von Stern zu Stern — an seiner Seite dort
Der Astrolog, er hat den Stab geschwungen.
Der Sultan lauscht des greisen Träumers Wort,
Und blickt hinauf und dann zur Erde wieder,
Es kommt sein Geist nicht zu der Ruhe Ort.

Da klingt es durch die Nacht — viel schöne Lieder
Trägt ihm der Lüfte Schmeichelwelle zu,
Sie senken sich mit weichem Fittig nieder.
»Wer singt, wer singt? — und hast vernommen du
Das Lied? — Dein Volk singt auf den Straßen —
Die Nacht ist mild, es opfert heut die Ruh.
Ein eigen Lied — ich möcht' es ganz erfassen —
Viel schöner, anders als die andern all,
Bei denen Worte nur zusammenpassen.
Das rauscht hernieder wie ein Wasserfall,
So stürmisch wild und dennoch mild bezwingend,
Im Herzen zittert nach der Wiederhall.
Wo lebt der Sänger, solche Lieder singend?«
»»In deinem Reich, ist eines Gärtners Kind,
Um Stäbe eigenhändig Blumen schlingend.
Die Lieder, kaum daß sie ersonnen sind,
So fliegen schnell sie auch von Mund zu Munde —
Es trug herüber sie zu dir der Wind.««
»Ich will ihn sehn — bring morgen ihm die Kunde!
Ein eigen Lied! ich will den Sänger sehn,
Der mir geschlagen eine Herzenswunde.«
Des andern Tags sah er am Thron ihn stehn
Bescheiden, schlicht — und doch mit stolzen Mienen,
Deß Lieder schnell von Mund zu Munde gehn.
Der Sultan denkt: »der taugt mir nicht zum Dienen,
In seinen Augen flammt der Herrschaft Strahl —
Mich zu beherrschen ist er hier erschienen.«
Die Haare rollen üppig, ohne Wahl
Auf seinen ungebeugten Nacken nieder —
So schreitet er zum Sultan durch den Saal.
»Ich hörte Nachts viel wundersame Lieder,
Man nannte dich als ihren Schöpfer mir —
Gelingen dir wohl solche Lieder wieder?« —
»»Ich weiß es nicht — kann nicht verbürgen dir,
Ob wieder springen wird der Dichtung Quelle,
Pocht es auch mächtig in dem Busen hier.
Ich weiß es nicht, ob ihre rasche Welle,
Da Einmal sie befruchtet hat den Grund,
Ein ander Mal verwüste nicht die Stelle.«« —
»Geh ein mit deinem Sultan einen Bund,
Du sollst die Thaten seiner Väter singen —
Und nenne mir auch der Vollendung Stund.«
»»Das kann ich nicht — es bürgt mir für's Vollbringen
Der Wille wohl, der dir willfahren mag —
Doch kann ich nicht den Geist zum Frohndienst zwingen.

Er mag nicht schaffen nach dem Stundenschlag —
Er ist mein Herr — ich bin in seinem Solde —
Bestimme, Sultan, mir nicht Jahr und Tag.
Willst zwingen du den Strauch zur Blüthendolde?«« —
»Es sei! — Glück auf! — auf unbestimmte Zeit!
Ich wäg' den Vers dir auf mit blankem Golde.« —
Dem Sänger gaben Harfner das Geleit,
Es zog das Volk ihm jubelnd nach in Schaaren —
Er nahm ein Buch — und machte sich bereit.
In Stund und Tag gelang es nicht — in Jahren.
Der Sänger wurde alt, sein Antlitz bleich —
Er kam zum Sultan so mit Silberhaaren.
Das Buch war sechzigtausend Verse reich,
Und dreißig Jahre waren hingegangen.
Es blieb der Sultan selber sich nicht gleich,
Die Lieder, die sein junges Herz bezwangen,
Sie prallten nun am alten Herzen ab,
Ob sie so prächtig auch wie früher klangen.
Die Jugend war schon eingesargt in's Grab,
Und ausgerodet waren rings die Ranken,
Mit denen er doch einst sie gern umgab.
Der Sänger wahrte jung sich die Gedanken,
Der Sultan nicht — sie waren abgeblüht,
Und seine Blätter, seine Blüthen sanken.
Das Herz war wie ein Krater ausgeglüht —
Was soll das Lied ihm, was der Flamme Lodern? —
Es hängt an Klängen nimmer das Gemüth.
Der Sänger kam, den goldnen Preis zu fordern,
Und ward mit schlechter Münze abgethan,
Bei Seit gelegt »das Königbuch« zum Modern.
Verhöhnt! — und sprach sein gutes Recht doch an,
Der Vers bezahlt mit einem Silberstücke —
So lohnt der Sultan seinen Jugendwahn.
Die Hand, zu alt, daß sie die Blumen pflücke,
Führt nun der Willkür Schwert, der Feige bebt,
Und in den Höflingaugen lauert Tücke. —
»Hab dreißig Jahre nun für dich gestrebt,
Und willst verhöhnen mich mit solchem Lohne,
Da nun mein Jugendleben abgelebt?« —
»»Soll ich vielleicht dir bieten meine Krone —
Was forderst du? — gib dich zufrieden nur!
Gehst du nicht reich beschenkt von meinem Throne?«« —
»Du hast nicht eingehalten deinen Schwur —
Ich will nicht weiter um mein Recht dich drängen —
Verfolge du nicht weiter meine Spur.« —

Und aus den Pforten ging er mit Gesängen,
Gab zwanzigtausend Silberstücke dort
Den Bettlern, die an seinen Fuß sich hängen.
Und zwanzigtausend Silberstücke gab er fort
Nur für ein Bad — die letzten zwanzigtausend
Für einen Becher Wein — verschleudert war der Hort.
Er ging nach Tus — bei seiner Schwester hausend,
War er vergessen und verschollen ganz —
Des Unglücks freche Stürme kamen brausend.
Vergessen und verschollen — welk der Kranz,
Den man um's Haupt ihm wand, verfallen
Des Ruhmes gleißnerischer Prunk und Glanz.
Man sah nicht Pilger mehr zum Sänger wallen
Wie einst, da ihn sein Sultan hoch geehrt;
Man schmückte nicht mit Rosen seine Hallen.
Der Sultan hat verachtet ihn, ein Schwert,
Mit dem er doch den schlimmen Feind geschlagen —
Nun liegt vergessen es und rostverzehrt.
Das Herz, das viel zu stolz, um laut zu klagen
Der Kränkung Hohn, bricht welk und morsch zusammen,
Ob hie und da auch grüne Zweige ragen.
Die Krone welkt, es fällt der morsche Stamm,
Dem man die grüne Jugend früh entlaubt —
Die Seele überflutet Wehr und Damm. —
Der Sultan legt in's Kissen müd sein Haupt,
Er sucht den Schlaf — der ist nicht zu Befehle,
Ein Knecht, der auf sein Herrscherwort nicht glaubt.
Ein üppig Traumbild zieht durch seine Seele —
Die Jugend, die er freventlich verhöhnt,
Es lockt ihn mild der Wundervögel Kehle.
Und lauter immer, wilder, milder tönt
Die Mahnung nach des Sängers »Königbuche« —
Ob dies vielleicht der Seele Sturm versöhnt.
Er ruft den Sclaven, daß das Buch er suche.
Er bringt's. — Der Sultan liest die ganze Nacht
Im Buch, belastet einst mit seinem Fluche.
Es reißt ihn fort mit seiner Lieder Macht —
Das labt, erquickt wie in der Wüste Bronnen,
Das stärkt, wie Ruhe nach der blut'gen Schlacht.
Die Sagen haben rings sein Herz umsponnen —
Am Morgen schickt er nach dem Sänger fort,
Der diese Wundermärchenpracht ersonnen.
Kameele tragen der Geschenke Hort,
Und Frauen streuen Blumen, Harfner singen,
Und forschen nach dem Sänger hier und dort.

Von Stadt zu Stadt ziehn sie, mit lautem Klingen —
So kommen sie nach Tus — dort soll er sein,
Den an des Sultans Hof sie müssen bringen.
Vier Männer tragen einen Todtenschrein
Dem lauten Zug mit stillem Sang entgegen. —
»Wer ist, den ihr zur Ruhe senket ein?« —
»»Firdussi werden wir zu Grabe legen!««
»Den Sänger?« — »»Ja!«« — »Es wallt zu ihm der Zug.« —
»»Ihr kommt zu spät — folgt ihm auf unsren Wegen.«« —
Es schloß sich an die Bahre, die man trug,
Die lange Schaar der Harfner und der Frauen —
Und Niemand wurde aus dem Schauspiel klug. —
Des Sultans Seele überkam ein Grauen,
Er weinte viel — die Sage spricht davon —
Und ließ ein prächtig Monument ihm bauen.
Das End vom Lied! — Im Leben Spott und Hohn —
Und dann — und dann — o laßt mich lieber schweigen —
Ihr kennt zu gut der Dichtung Bettlerlohn.
Ich könnte noch mit meinen Fingern zeigen
Auf manches stolze Denkmal — doch wozu? —
Ist Sturmesart, zu wüthen in den Zweigen.
Und endlich kommt der Dichter doch zur Ruh.



Carl August Schimmer.

Das unheimliche Concert.

Italienische Novellete.

Wegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts lebte in der schönen Stadt Florenz ein wunderlicher alter Musikus, Namens Fiorelli. Es gab fast keine Art von musikalischen Instrumenten, die er nicht mit gleicher Fertigkeit handhaben konnte, und auf mehren der vorzüglichsten hatte er es bis zur Meisterschaft gebracht. Auch war er einer der belobtesten Componisten seiner Zeit, und obschon keine von seinen Compositionen gegenwärtig mehr aufgefunden werden kann, so erzählt uns doch die Überlieferung, daß sein Ruf, in dieser Hinsicht sowohl als seiner andern Gaben wegen, sich zu seiner Zeit durch ganz Unteritalien verbreitet habe. Auch trugen wohl andere, materiellere Ursachen dazu bei, seinen Ruhm im Lande allgemein zu machen; er besaß nämlich große Reichthümer, die er übrigens, wie die Sage ging, nicht eben auf den rechtlichsten Wegen erworben hatte. Der einzige Erbe dieser Schätze aber war eine Tochter, deren Schönheit und Herzensgüte manchen ihrer stillen Bewunderer schon allein, ohne die Aussicht auf des Vaters Besitzungen, hinlängliche Mitgabe schien. Der Mehrzahl darunter schien jedoch diese Beigabe durchaus nicht überflüssig oder entbehrlich, und in so weit konnte man ihnen eben nicht geradezu Unrecht geben, als Reichthümer und Güter dem schönsten Gesichte und dem besten Herzen nicht schädlich sind. In der That war Rosaura, ihrer schwarzen ausdrucksvollen Augen, ihrer reizenden Züge und ihres einnehmenden freundlichen Wesens wegen, fast eben so berühmt, als der alte Fiorelli wegen seines Reichthums, der Vortrefflichkeit seiner Instrumente und — des wenigen Guten, das man von ihm zu sagen wußte.

Übrigens drückte ihn trotz seiner Glücksgüter, trotz seines musikalischen Ruhmes ein verzehrender Kummer und verursachte ihm viele trübe Stunden, die selbst die so gerühmte, allbelebende Gewalt der Musi

nicht zu bannen vermochte. Es ist mit dieser so oft belobten Gewalt überhaupt eine eigene und bei weitem nicht genug bestättigte Sache. Weit entfernt, das Herz von Leidenschaften zu befreien und eine süße Ruhe in demselben einzuführen, wovon so viele Dichter und poetische Prosaisten faseln, vermag sie umgekehrt nur jede Leidenschaft zu stärken und zu potenziren, und stimmt den Fröhlichen zwar fröhlicher, schlägt aber den Traurigen noch mehr nieder, begeistert zum Guten oder Bösen, je nachdem sie Einfluß auf ein dazu gestimmtes Gemüth hat. Darum vergleicht ein erfahrner Dichter (Wieland) ihre Wirkungen mit vollem Rechte jenem des Weines. — Die Ursache von Fiorelli's drückendem Kummer aber war folgende: Rosaura, sein einziges Kind, der letzte Zweig einer langen Linie von Musikern, war kaum im Stande, eine Note von der andern zu unterscheiden, und es war eine Quelle bitterer Sorgen für Fiorelli, daß er keinen Erben für jenes Talent nach sich lassen würde, welches er fast allen seinen Reichthümern gleichschätzte.

Als seine Tochter indessen heranwuchs und an Gemüth und Gestalt gleich vortreffliche Eigenschaften entwickelte, so fing er an, einigen Trost in dem Gedanken zu finden, daß, wenn er ja nicht der Vater, doch der Ahnherr eines neuen Geschlechtes von berühmten Musikern sein könnte. Kaum war sie daher zu einem mannbaren Alter gelangt, als er den sonderbaren Entschluß faßte, sie mit einer Mitgift von 50,000 Zechinen nur demjenigen zu geben, welcher die beste Sonate zu componiren und den ersten Part in derselben auszuführen im Stande wäre. Diesen Entschluß verkündigte er ungesäumt in der ganzen Stadt, bestimmte einen Tag zur öffentlichen Preiswerbung, und schwor einen schweren Eid, daß er sein Versprechen halten wolle, und wäre die Sonate von dem Teufel componirt und von des Satans eigenen Fingern gespielt.

Kaum wurde Fiorelli's Entschluß und sein gottloser Eid in Florenz bekannt, als die ganze Stadt in Gährung kam. Viele, welche früher kaum hoffen durften, jemals ihre Gedanken auf Rosaura zu richten, fanden sich auf einmal berechtigt, als Mitwerber um ihre Hand aufzutreten, denn, abgesehen von Rosaura's Reizen und dem Vermögen ihres Vaters, stand auch der musikalische Ehrgeiz auf dem Spiel, und kein Musiker, hätte er sein Talent auch nur an einigen Liederchen erprobt, hält sich, wie Fachkünstler pflegen, so gering, um seinen Kunstgenossen den geringsten Vorzug über sich einzuräumen. Kurz, es gab keinen Sohn Euterpens in ganz Florenz, der sich nicht aus einer oder der andern Ursache für berechtigt und befähigt fühlte, für den Preis

der Schönheit und des Reichthums in die Schranken zu treten. Des Morgens, Mittags und zur Nachtzeit ertönten die Straßen von melodischen Harmonien und Disharmonien. Von jedem offenen Fenster erschallten die Töne neugeborner Sonaten, und kaum wurde in der Stadt von irgend etwas Anderem gesprochen, als von der nahen Preiswerbung und ihrem wahrscheinlichen Erfolg. Ein musikalisches Fieber hatte alle Stände befallen, in jedem Hause wurden alte und neue Weisen gesungen und gespielt, selbst die Schildwachen an den Thoren summten, hin- und hergehend, Stellen aus beliebten Arien und Duetten; die Kaufleute saßen singend in ihren Läden, und die eintretenden Kunden fingen alsobald, ihres Geschäftes vergessend, die Weisen auf, die sich dann zu Duetten, Terzetten u. s. w. ausbildeten. Selbst der ältliche Gouverneur wurde von dieser Manie ergriffen und ertheilte seine Befehle bald im Vierviertel-, bald im Dreivierteltacte, und hätte nur Demosthenes zu seiner Zeit gelebt, so würde er die ganze Bevölkerung von Florenz nach Ancyra verwiesen haben.

Doch einer war unter dieser allgemeinen Aufregung, der keinen Theil daran nehmen konnte. Dies war Astolfo Lommelli, welcher, mit wenig mehr musikalischem Talente, als Rosaura selbst, doch eines der besten Herzen und eine der schönsten Gestalten in Florenz besaß. Er trug die reinste Liebe zu Fiorelli's Tochter in seinem getreuen Gemüthe, und was sie betraf, so würde sie ihren eigenen Namen mit einem süßen Worte, von seinen Lippen geflüstert, lieber gehört haben, als die schönste Sonate, die zwischen der Tiber und dem Po componirt werden konnte. Darum erfüllte beide Liebende der harte Ausspruch des Vaters mit banger Sorge, und sie blickten beide dem Tage der Entscheidung mit Herzklopfen und halber Verzweiflung entgegen.

Der Vorabend dieses verhängnißvollen Tages war bereits angebrochen, und Astolfo hatte noch keinen Schritt zur Erreichung seiner heißen Wünsche gemacht. Wie war er auch im Stande, einen solchen zu wagen, er, dessen höchstes musikalisches Talent eine kleine Arie, die er auf der Zither spielen konnte, erschöpfte. Noch spät Abends verließ Astolfo seine Wohnung und irrte gepreßten Herzens in den weiten Straßen umher. Die Läden waren schon alle geschlossen und die Straßen menschenleer, doch sah man mehre Fenster beleuchtet und Töne von verschiedenen Instrumenten stahlen sich heraus und machten den traurigsten Eindruck auf Lommelli, da sie an den bevorstehenden Wettkampf erinnerten, der ihn für immer seiner Rosaura berauben sollte. Manch-

mal stand er still, horchte, und deutlich konnte er die Gesichter der Spieler sehen, welche frohes Vertrauen auf Leistung und Hoffnung des Triumphes über ihre Mitwerber belebte, während Astolfo immer trauriger und trostloser wurde. Er setzte verstört seinen Weg fort, bis er sich zuletzt in einem Theile der Stadt befand, den er nie vorher gesehen zu haben sich erinnerte, obschon er seine ganze Lebenszeit in Florenz zugebracht hatte. Hinter ihm waren die Töne, die ihn so sehr gequält hatten, ganz verhallt, vor ihm hörte er nur das leise Rauschen des Arno, mit welchem sich von Zeit zu Zeit ferne leise Töne von wunderbaren Melodien mischten. Ein einzelner, aber weit entfernter Lichtschimmer zeigte ihm an, daß der Schlaf noch nicht seine betäubende Herrschaft über die ganze Stadt erstreckt habe, und aus der Richtung des Klanges vermuthete Astolfo, daß irgend ein ängstlicher Musiker zur Vorbereitung auf Morgen noch beschäftigt sei. Er ging weiter, und als er dem Lichtschimmer näher kam, hörte er solche wundervolle, zauberhafte Harmonien erklingen, daß er seine Neugierde nicht bezähmen konnte, den Urheber derselben kennen zu lernen. Schnell und geräuschlos setzte er seinen Weg fort, bis er das Fenster erreicht hatte, aus welchem diese süßen Töne flossen. In jenem saß ein alter Mann mit einer schönen Harfe, ein Manuscript lag vor ihm, seinen Rücken hatte er zwar gegen das Fenster gekehrt, allein ein alterthümlicher und halbverblichener Spiegel zeigte Astolfo nothdürftig das Gesicht und die Miene des Alten.

Dessen Antlitz trug unverkennbare Spuren von Milde und Gutmüthigkeit. Astolfo konnte sich nicht erinnern, je ein ähnliches gesehen zu haben; je länger er es aber betrachtete, desto sehnlicher wurde sein Wunsch, es oft wieder zu sehen. Der alte Mann schlug die Harfe mit wunderbarer Kraft, von Zeit zu Zeit hielt er inne und machte Veränderungen in seinem Manuscripte, und als er den Effect davon versuchte, zeigte er seine Zufriedenheit damit in einigen halb hörbaren Ausdrücken, jedoch in einer, Lommelli ganz unbekannten Sprache. Anfänglich konnte Astolfo seine Entrüstung kaum verbergen, daß ein alter Mann es wagte, als Mitwerber um die reizende Rosaura in die Schranken zu treten, allein als er länger sah und horchte, verschwand seine aufgeregte Stimmung durch das unendlich freundliche und angenehme Aussehen des Alten, und seine Aufmerksamkeit richtete sich ganz auf die Schönheit und den ungewöhnlichen Charakter der Musik. Endlich am Schlusse einer höchst brillanten Passage bemerkte der Spie-

lende, daß er einen Zuhörer habe, denn Astolfo war nicht länger im Stande, seine entzückten Gefühle in sich zu schließen, und gab seinen Beifall in lauten Ausrufungen kund. Der alte Mann wandte sich freundlich zu ihm, stand auf, öffnete die Thüre und forderte ihn mit den Worten auf, einzutreten: »Guten Abend, lieber Freund, kommt herein, setzt Euch zu mir und hört mir zu, wenn Ihr Gefallen an meinem Spiele findet.« Astolfo konnte dieser Einladung nicht widerstehen, er horchte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und als der Alte geendet hatte, fragte er wieder: »Wie gefällt Euch meine Sonate, glaubt Ihr, daß sich damit die Hand der schönen Rosaura gewinnen ließe?« »»O,«« erwiederte Astolfo lebhaft, »»wäre ich im Stande, eine solche zu componiren, ich würde der glücklichste Mensch auf Erden seyn.«« »Höre, was ich dir sagen werde,« sprach der Alte; »Fiorelli schwur einen sündhaften Eid, daß er seine Tochter demjenigen geben werde, der die beste Sonate verfassen würde, und wäre sie von dem Teufel selbst componirt und von des Satans eigenen Fingern gespielt. Diese Worte blieben nicht ungehört. Der Nachtwind trug sie auf seinen Flügeln fort und wispelte sie durch die Wälder und in die Ohren derjenigen, die in den düsteren Schluchten lauern.«

»Das Gelächter und Geschrei der bösen Dämonen empfing diese Nachricht und beantwortete sie aus den einsamen Tiefen ihres schauderhaften Aufenthalts. Aber auch Jene hörten sie, die beauftragt sind, ihrem listigen Walten entgegenzuarbeiten und Schranken zu setzen, und wenn sie sich auch nicht Fiorelli's erbarmen konnten, so erbarmten sie sich doch Rosaura's und Astolfo's. Nimm daher diese Rolle, geh' damit in Fiorelli's Halle; ein Fremder wird daselbst auch um den Preis werben und zwei Andere werden seinen Vortrag zu begleiten scheinen. Die Sonate, welche ich dir gebe, ist die nämliche, welche er spielen wird, aber diese hat noch ihre guten Eigenschaften; nimm die Gelegenheit wohl in Acht und verwechsle sie, ehe sie noch geendet haben, mit der ihrigen.« Als der Alte diese sonderbare Anrede geendet hatte, nahm er den erstaunten Astolfo bei der Hand und führte ihn auf unbekannten Wegen zu einer der Stadtpforten, wo er ihn verließ.

In tiefe Gedanken verloren, erreichte Astolfo seine Wohnung und fühlte ängstlich, ob er die Rolle noch in seinen Händen habe, die er sorgfältig unter seinem Kissen verbarg; bald darauf schlief er, banger Erwartung voll, ein, während ihm die ganze Nacht Rosaura's liebliche Gestalt vor den Augen gaukelte und die himmlischen Klänge

der Sonate sein Ohr umrauschten. — Mit Sonnenuntergang des nächsten Tages sah man Fiorelli's Halle den Preiswerbern weit geöffnet. Als die Stunde nahte, strömten alle Musiker von Florenz dem Hause zu, mit Papierrollen in den Händen und begleitet von Andern, die verschiedene musikalische Instrumente trugen, indessen sich vor demselben Haufen von Zuschauern einfanden, um die Mitwerber hineingehen zu sehen. Auch Astolfo kam zur bestimmten Stunde, seine Rolle in der Hand; die meisten Zuschauer kannten, grüßten und bemitleideten ihn, da sie sowohl Kenntniß von der innigen gegenseitigen Liebe zwischen Rosaura und Astolfo, als auch von seiner Unfähigkeit kannten, mit den bewährten Musikern in die Schranken zu treten. Als er in die Halle trat, fand er sie bereits übervoll von den Mitbewerbern. Der alte Fiorelli saß schon in seinem Richterstuhle und Rosaura an seiner Seite, geschmückt wie ein armes Osterlamm, das zur Schlachtbank geführt werden soll. Als Astolfo, mit seiner Rolle in der Hand, sich durch die Menge drängte, überflog ein spöttisches Lächeln die Gesichter der Anwesenden, welche wohl wußten, daß er nicht im Stande sei, auch nur eine Zeile zu componiren, noch vielweniger aber selbst auszuführen. Fiorelli lächelte auch aus derselben Ursache; aber als Rosaura's Blick dem seinigen begegnete, überflog ein Schatten der höchsten Trostlosigkeit ihre reizenden Züge, und bittere Thränen stahlen sich bei seinem Anblick die Wangen herab.

Es wurde nun verkündigt, daß der Wettkampf beginnen und das Loos entscheiden sollte, wie die Mitwerber nach der Reihe vorzutragen haben würden. Der Letzte, der herbei kam, war ein Fremder, dem Jeder unwillkürlich Platz machte. Niemand hatte ihn vorher gesehen oder wußte, woher er kam. Sein Äußeres war so abschreckend, er trug einen so unheimlichen Blick in dem schielenden Auge, daß selbst Fiorelli seiner Tochter zuflüsterte, er hoffe, daß dieser nicht den Preis gewinnen werde.

»Laßt uns den Wettkampf beginnen,« sprach Fiorelli mit gehobener Stimme, »ich schwöre, daß ich meine Tochter, die hier an meiner Seite sitzt, demjenigen mit einer Mitgabe von 50,000 Zechinen zur Ehe geben werde, der die beste Sonate componirt hat und den ersten Part in derselben vorzutragen im Stande ist.« »»Und Ihr haltet Euren Eid auf jeden Fall,« sagte der Fremde, indem er ihm näher trat. »Ich halte meinen Eid,« sagte Fiorelli, »und wäre die Sonate von dem Teufel selbst componirt und würde von des Satans eigenen

Fingern gespielt.« Eine Todtenstille verbreitete sich nach diesen gräßlichen Worten im ganzen Saale und ein fernes schwaches Gelächter schien wie ein Echo darin zu wiederhallen. Der Fremde allein lächelte tückisch, jeder Andere schauderte zusammen.

Das erste Loos fiel auf den Fremden, der augenblicklich seinen Platz einnahm und seine Sonate entrollte. Zwei Andere, die Niemand vorher gesehen hatte, nahmen ihre Instrumente in die Hand und stellten sich ihm zur Seite, das Zeichen zum Anfange erwartend. Jedes Auge war auf die sonderbaren Spieler gerichtet. Fiorelli gab das Zeichen, und als sie ihre Häupter erhoben, um in die Noten zu sehen, bemerkte man mit Entsetzen, daß alle Drei ganz gleiche Gestalt und Gesichtszüge hatten. Die ganze Versammlung erfaßte allgemeines Grauen, lautlose Verwirrung bemächtigte sich Aller, Keiner getraute sich mit seinem Nachbar zu sprechen, aber Jeder wickelte sich in seinen Mantel und stahl sich leise hinweg, so daß am Ende kein Mitbewerber mehr im Saale blieb, als die unheimlichen Drei und Astolfo, der die Mittheilung des alten Mannes nicht vergessen hatte und eifrig auf eine Gelegenheit lauerte, sie auszuführen. Der alte Fiorelli saß in seinem Stuhle und schlug den Tact; aber auch er hatte sie mit Schaudern erblickt und zitterte, als er sich seines gottlosen Eides erinnerte.

Astolfo stand nahe an den Spielenden, und als sie sich dem Schlusse nahten, verwechselte er schnell und kühn das Musikstück, das vor ihnen lag, mit jenem, das er in seinen Händen hatte. Ein finsterer Schatten flog über das Antlitz der drei fürchterlichen Spieler und ein entferntes Klagegeschrei hallte wie ein Echo im Saale wider. Gräßliche Töne entschallten den Instrumenten, Todesbläße überzog das Gesicht des alten Fiorelli, der aber immerfort den Tact schlug, und als die Sonate geendet war, verschwanden die gräßlichen Gestalten, dichter, qualmender und stinkender Dampf erfüllte den Saal, und als sich dieser endlich zertheilte, sah man den alten Fiorelli todt und mit verzerrtem Gesichte in seinem Stuhle sitzend, die Hand noch zum Tacte erhoben. — Rosaura war nun alleinige Erbin der großen Reichthümer ihres Vaters, sie vermählte sich bald darauf mit Astolfo, und sie lebten bis in das späteste Alter glücklich, fromm und gottesfürchtig mit einander.

Die Manuscripte der Sonate aber kamen nicht wieder zum Vorschein, obwohl man muthmaßte, daß wenigstens das eine davon noch immer sorgfältig und heimlich in Lommelli's Familie aufbewahrt wurde, und da der im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts lebende berühmte Tonkünstler Tartini mit dieser Familie verwandt war, so möchte wohl nach diesem Umstande dessen so oft besprochene Teufels-Sonate mit dieser Begebenheit in Verbindung stehen.

Joseph Wenzig.

Aus einem größeren lyrischen Gedichte: »Das Vater unser« in sieben Gesängen.

So bet' ich nicht zu dir »Mein Vater blos;
Wie er uns selbst gelehrt, der Preis der Lehrer,
Der an sein Herz die ganze Menschheit schloß,
Sein Blut für sie vergoß,
Beth' ich zu dir, — und rufe: »Vater unser«
Und fühl's, und fühl's, wie hehr das Wort und groß.

Ja, der herrlichste der Menschen,
Er, des Vaters Lieblingssohn,
»Vater unser, Vater unser,«
Wollt' er, daß wir betend riefen,
So wie er, zum Wolkenthron;
Wollte, sich zu uns gesellend,
Wie erhaben auch er war,
Daß mit ihm wir all' uns fühlten,
Als nur eine Brüderschaar.
D'rum bewahrt das große Wort,
Tragt's im Busen fort und fort:
Brüder sind wir, Brüder —
Nehmt den Kuß und gebt ihn wieder!

In gar weiten Räumen athmen
Wir vertheilet und getrennt:
Dieser haust im Frost der Pole,
Während auf des Andren Scheitel
Heiß der Gleicher niederbrennt;
Ström' und Meere, Berg' und Wüsten
Scheiden unsre Wanderbahn,
Element' und Ungethüme
Wehren grimm, daß wir uns nah'n;

Doch bewahrt das große Wort,
Tragt's im Busen fort und fort,
Brüder sind wir, Brüder —
Nehmt den Kuß, und gebt ihn wieder!

Unseres Geschickes Loose
Sind verschieden ausgestreut:
Der lebt spärlich in der Hütte,
Während dort ein And'rer prunkend
Im Pallaste sich erfreut;
Aber ob sein schlichtes Dasein
Jener mit dem Pflug erhält,
Dieser machtumstrahlt gebietet
Über eine halbe Welt,
Treu bewahrt das große Wort,
Tragt's im Busen fort und fort:
Brüder sind wir, Brüder —
Nehmt den Kuß, und gebt ihn wieder!

Seit uralter Zeit bewohnet
Unser Stamm dies Erdenrund,
Aus dem einen Menschenpaare
Wurden viele, wurden Völker,
Sprach' und Sitte mischt sich bunt.
Zwist des Mannes mit dem Manne
Ist ein Wurm, der peinlich nagt;
Aber Zwist der Nationen
Ist ein Drach', der furchtbar plagt.
D'rum bewahrt das große Wort,
Tragt's im Busen fort und fort:
Brüder sind wir, Brüder —
Nehmt den Kuß, und gebt ihn wieder!

Vielfach lautet unser Glaube,
Und ob auch nur einer wahr,
Glüht doch jeder für den seinen,
Dort nur werde, glaubt er selig,
Ihm die Gottheit offenbar.
Edler Strom des Glaubenseifers,
Rollt besonnen deine Flut;
Drei Mal wehe, tritt sie schäumend
Aus dem Bett in blinder Wuth!
So bewahrt das große Wort,
Tragt's im Busen fort und fort:

Brüder sind wir, Brüder —
Nehmt den Kuß und gebt ihn wieder!

Aber reichen wir vor Allen
Als des Friedens Unterpfand,
Wir, die wir nach Seinem Namen
Christen heißen, wir vor Allen
Uns im Palmenschmuck die Hand!
Unsre Frage sei entschieden
Ohne Kampf und Leidenschaft,
Und gestrebt zum höchsten Ziele
Sei dann mit vereinter Kraft!
O bewahrt das große Wort,
Tragt's im Busen fort und fort:
Brüder sind wir, Brüder —
Nehmt den Kuß, und gebt ihn wieder!

Carl Pick.

Die Sternschnuppe.

Als auf der Erde hier zum ersten Male
Ein bleiches Kindlein sich zu Tode litt,
Da brachte es von diesem schönen Thale
Den Engeln manche fromme Kunde mit.

Und wie die Sel'gen es erzählen hörten
Vom Menschenherz, von Liebe und Vertrau'n,
Da baten ihren Gott die Leichtbethörten,
Sie möchten auf die schöne Erde schau'n.

Des Nachts darauf sah man viel tausend Sterne
Lustwandeln an dem Himmel, rings erhellt —
Es blickten da aus blauer reiner Ferne
Die Englein freundlich nieder auf die Welt.

O süße Anschau! Seliges Betrachten!
Doch wehe dem, in dessen heil'ger Brust
Gefühle — wie des Menschen — dann erwachten
Und Sehnsuchtdrang, von dem er nie gewußt.

Er wird verstoßen aus der Brüder Gruppe —
Verlischt auf immer und verschwindet still —
Das war der Sinn, so oft als eine Schnuppe
Mit blut'gem Streife aus dem Himmel fiel.

Julius Karnauer.

Der Fahnenträger.

Unterm Schatten einer Eiche
Auf des Kampfes weitem Feld
Liegt an schweren Wunden nieder
Ein erprobter Kriegesheld.
Seines Antlitz braune Farbe
Ist bedeckt mit frischem Blut;
In der Eisenfaust den Säbel
Er auf kalter Erde ruht.
Eingehüllt im leichten Mantel,
In sich fühlend nahen Tod,
Wärmet er die matten Glieder
In des Abends letztem Roth,
Seines Blick's erlöschend Feuer
Suchet in dem Schlachtgewühl
Seines Regimentes Fahne,
Die dem Tapfern dort entfiel.
Noch vor Kurzem stolz sie schwingend
Hielt er sie in fester Hand,
Bis ein Schuß ihn niederstreckte
Auf den blutgedüngten Sand.
Und selbst da focht er noch enger kraftvoll
Schützend seines Banners Ruhm,
Bis er einem Waffenbruder
Anvertraut dies Heiligthum.
Wilder ward das Kampfgetümmel,
Zog die Kühnen mit sich fort;
Und der Alte sieht sich sterben
Nun allein am stillen Ort.

Doch sein Auge folgte ihnen,
Folgt der theuern Fahne nach,
Und so lang er sie noch schaute,
Nicht des Kriegers Auge brach.
Halb erstarrt ist schon sein Körper,
Nur sein Blick ist noch belebt;
Sieht er doch, wie seine Fahne
Siegreich in den Lüften schwebt.
Da — zersplittert sinkt zu Boden
Seines Lebens höchstes Gut! —
Seht, da färbte sich sein Auge
Einmal noch mit neuer Glut,
Eine Thräne brach aus selbem,
Eine Thräne voll von Schmerz:
Nun erst brach des Fahnenträgers
Edles, tapfres Manneskerz.

Rosa Gräfin Kaunitz.

Der erste Eindruck.

Geistreiche Männer haben es oft bemerkt, daß, wer nach langer Abwesenheit sein Vaterland wieder besucht, mehr geeignet ist richtiger darüber zu urtheilen, als jene, die entweder es nie verlassen, oder als Fremde, die nur nach dem ersten Eindrucke urtheilen. — Ein schönes Gefühl »Vaterlandsliebe« macht die Einwohner eines Landes oder einer Stadt oft parteiisch; der Fremde hingegen beurtheilt oft blos nach seinem Geschmack und vergißt, daß sein Maßstab nicht immer der der Menge ist; wer aber im benachbarten herrlichen Lande das Gute gesehen, das Schöne zu bewundern Gelegenheit hatte, der wird unwillkürlich unparteiisch; — das Land seiner Kindheit mit seinen Freuden wird zwar immer einen hohen Werth bei dem besseren Menschen finden, die Scholle Erde, die oft theure Freunde deckt, wird ihm immer theuer sein, — aber sein Urtheil wird durch den Wechsel, den er erlebte, unbefangen und dadurch richtiger; und wenn auch Vaterlandsliebe diesem obigen mehr Wärme gibt, so verliert es dadurch nichts an seiner Wahrheit.

Mit patriotischer Theilnahme sah ich nach langjähriger Abwesenheit die sehr vortheilhafte Veränderung der Hauptstadt Prag, wenn auch die neuen Bewohner mancher alten Palläste sich darin nicht ganz heimisch befinden mögen. Besonders zog mich mein für die Geschichte meines Vaterlandes so feines Gefühl, nach jenem ehrwürdigen Dome Sanct Veit, der zu stillen Betrachtungen einladet. Was die Westmünster-Abtei in London im großen Maßstabe für die Engländer sein muß, ist dieser Dom im verkleinerten für die Böhmen: die Ruhestädte ihrer Herrscher aus verschiedenen Jahrhunderten, aus verschiedenen Dynastien. Friedlich ruht neben den Abkömmlingen Libussens der edelste Zweig des Lützelburger Stammes Carl IV., der erste und letzte seines Namens in diesen Hallen. Der Held, der weise Rathgeber, Georg Podiebrad, und der für die kunstliebenden Böhmen unvergeßliche Rudolph II., aus dem edlen noch blühenden Stamme der Habsburger — wie viele

Epochen der Weltgeschichte sind auf diesen engen Raum beschränkt! man wird bei Betrachtung dieses unwillkürlich zum Gebet aufgefordert, und gestärkt nähert man sich gerne der Vorwelt.

Dort zog vorzüglich ein Sarg meine Aufmerksamkeit auf sich, der still, unbekannt, unbemerkt in seiner einfachen Nische steht, der Sarg der Kaiserin Barbara. Auffallend ist es, daß die alten Beschreiber des Domes diesen Sarg gar nicht erwähnen, und von den Neuern er nur vom Professor Gerle, in seiner Topographie von Böhmen, flüchtig berührt wird. Ist es vielleicht Strafe für ihr leichtsinniges Leben, daß man ihr Andenken der Nachwelt entziehen will? Sie nimmt leider einen zu großen Raum in der Geschichte ihrer Zeit ein, und es ist vielleicht für meine werthen Leser nicht ohne Interesse, wenn ich ihnen aus einer alten Chronik nacherzähle, welche manches von ihrer Kindheit enthält. Die meisten alten Schriftsteller nennen sie eine geborne Cilly; aber dort wird sie als eine verwitwete Cilly und als ein gebornes Fräulein von Tyrnau beschrieben, und ihre erste Zusammenkunft mit dem damaligen Prinzen und nachherigen Kaiser Sigismund, bestätigte die oft zauberische Wirkung des ersten Eindruckes. —

In einem Kloster an der ungarischen Grenze erwartete man die Tochter des damaligen Königs Ludwig von Ungarn, die neunjährige Prinzessin Marie, um dort nach Sitte ihrer Zeit ihre Erziehung zu vollenden, und mit ihr die Hofmeisterin Fürstin Rosa Gara. Als sie bei ihrer Ankunft von dem ehrwürdigen Convente der Klosterfrauen, die Äbtissin an der Spitze, bewillkommt wurden, fiel ihnen ein blendend schönes Mädchen ungefähr von sieben Jahren auf, welches sich ungestüm durch die Nonnen drängte, und die Prinzessin keck bei der Hand nahm; die Fürstin Gara, die den Rang der künftigen Königin von Ungarn ihres Zöglings gerne beobachtet sah, glaubte wegen der Dreistigkeit der Kleinen, ein Fürstenkind vor sich zu sehen, und fragte, welchem Hause sie angehöre? da war die Äbtissin etwas in Verlegenheit, und sagte, daß die Barbara Tyrnau eine arme Weise sei, und hier zum Klosterstande erzogen werde. Das kleine Mädchen wurde feuerroth und sagte weinend: »Wenn ich auch kein Fürstenkind bin, so sagt man mir doch täglich, daß der heilige Stand, zu dem ich erzogen werde, der vornehmste sei.« Die Fürstin Gara beruhigte sie und sagte: »Du hast Ehrgeiz, mein Kind, wende ihn gut an, und du kannst werden was ich selbst, da auch ich nicht fürstlicher Herkunft mich rühmen kann.« Der Friede wurde bald hergestellt, da besonders die Prinzessin Marie

viel Neigung zu Barbara zeigte, und ihre Hofmeisterin es nicht ungerne sah, daß die Lebhaftigkeit von Barbara in etwas auf ihren Zögling überging, die schon in ihrer ersten Jugend Hang zum Ernst hatte. Beide Kinder zeigten, was man in der Zukunft von ihnen erwarten konnte: die Prinzessin glich einer noch unaufgeblühten Blume, so wie hingegen die jüngere Barbara durch geistvolle Züge ein blendenderer Gegenstand war, als ihr Alter es vermuthen ließ. Der Prinzessin stilles Wesen konnte leicht für Mangel an Geist angesehen werden, wenn man aber beider Handlungen verglich, so fand man bei Barbara außer eigentlicher Lebhaftigkeit, Unbesonnenheit, und bei der Prinzessin Überlegung anstatt Einfalt. Der Umgang mit Barbara war jetzt der Letzteren von Nutzen, sie nahm unvermerkt etwas von der Lebhaftigkeit ihrer Gespielin an; Barbara hingegen tauschte keine von den guten Eigenschaften der Prinzessin ein, sondern blieb immer was sie war: eitel, leichtsinnig und unbesonnen im höchsten Grade, und dabei zum Unglück — äußerst liebenswürdig; denn der Reiz, der selbst ihre Fehler begleitete, machte, daß man ihr leicht verzieh, und daß sie, die es fühlte, wie groß ihre Gewalt über alle diejenigen war, die sie umgaben, immer in einer beständigen Zufriedenheit mit sich selbst blieb, und an keine Besserung dachte. —

So gingen zwei Jahre hin, die Prinzessin war 11 Jahre, Barbara 9 alt, als sie der Prinzessin eine Tücke bewies, die ihre Erzieherin unter dem Namen eines Kinderstreiches entschuldigen wollte, aber im Grunde etwas im Kleinen zeigte, was in der Zukunft von ihr zu erwarten war.

Prinzessin Marie war Königs Ludwig einzige Erbin, und schon in der Wiege mit dem zweiten Sohne Kaisers Carl IV., Sigismund verlobt; man hielt es jetzt für schicklich, dem Prinzen seine kleine Braut zu zeigen. Sein Stand war zu erhaben, als daß ihm der Zutritt ins Kloster hätte versagt werden können. Marie dachte ängstlich an ihren Bräutigam (den sie sich, so sagt unsere Chronik, wie ein neues Spielzeug dachte), die Fürstin Gara aber Tag und Nacht daran, die Prinzessin ihrem Verlobten in einem glänzenden Lichte zu zeigen. Die junge Braut wurde von ihrer Hofmeisterin durch gut angebrachte Worte in freudige Erwartung versetzt, die sie verschönerte. Um sie auf keinen Fall in Schatten zu stellen, wurde beschlossen, Barbara in ein anderes benachbartes Kloster zu bringen, um während der Anwesenheit des Prinzen durch sie nicht

gestört zu werden. Barbara, die von der Ankunft des Prinzen vielen Stoff für ihren angebornen Hang zur Zerstreuung erwartete, die die neuen Kleider der Prinzessin sah, und weiß Gott welche neue Freuden für sich selbst erwartete, war außer sich, als sie hörte, daß alle diese geträumten Freuden durch ihre Abwesenheit verloren sein sollten. Sie beschloß um jeden Preis ihre Wächter zu hintergehen; die langsamen Diener, die sie in das benachbarte Kloster bringen sollten, waren für die listige Kleine viel zu schlechte Hüter. Sie entlief ihnen auf dem halben Wege, während sie in einem Walde schliefen, um zurück ins Kloster zu kommen, dort sich zu verstecken, und die Herrlichkeiten, die dort kommen sollten, wenn auch nur heimlich zu sehen. Aber sie hatte sich den Weg zurück in der Zerstreuung nicht gemerkt, und lief in den Tag hinein; und hier hatte sie ein Abenteuer, das auf ihr ganzes Leben Einfluß hatte. Prinz Sigismund, bedeutend älter als seine Braut, kam den nämlichen Weg durch den Wald; er lagerte öfter unterwegs, er eilte nicht; die Politik hatte bei dieser Heirat alles gethan; der zweite Sohn eines großen Hauses war für die Erbin eines Thrones bestimmt. Nicht Neigung stiftete diese Ehe; die Hofsitten der damaligen Zeit waren streng, sein Hofmeister hatte dem Prinzen die ganze Reise hindurch Langeweile gemacht, indem er ihm fortwährend die Worte in den Mund legte, die er der künftigen Königin sagen sollte. Um diesem auszuweichen, ging der feurige Prinz oft spazieren, während die Pferde lagerten; da traf er ein engelschönes Kind halb weinend und irre gelaufen; er flog feurig auf sie zu, um die Ursache ihrer Thränen zu erfragen, sie stammelte etwas vom fremden Prinzen sehen. »Der bin ich ja selbst,« sagte Sigismund, »und Ihr, kleines Fräulein?« »Ich bin die Prinzessin Marie!« sagte mit der uns bekannten Keckheit Barbara. »Also seid Ihr blos mich eher zu sehen so allein gekommen?« rief entzückt der Prinz, der sich seine Braut nicht so schön dachte, und wollte nach Vorschrift sich auf ein Knie vor ihr niederlassen, aber sie gab ihm lächelnd die Hand und sagte, er solle nur mit ihr gehen, sie wollen beide das Kloster mit seiner Ankunft überraschen. Der Prinz froh, der Ceremonie überhoben zu sein, ging Hand in Hand mit Barbara durch den Garten ins Kloster, sie führte den Prinzen nur durch ihr bekannte Wege bis zum Zimmer der Prinzessin, öffnete die Thüre und ließ den Prinzen hinein, indem sie lächelnd sagte: »hier ist die Prinzessin Marie,« und lief davon.

Man kann sich die Verlegenheit der Hofmeisterin und der jungen Braut denken, die noch nicht angekleidet waren; Prinz Sigismund war wie aus den Wolken gefallen; seine bestimmte Braut gefiel ihm nach Barbara gar nicht, während sein Anblick Marie in den Himmel versetzte; wirklich war er auch einer der schönsten Prinzen der damaligen Zeit. Die Sachen ordneten sich nach und nach und Barbara wurde auf Befehl der Fürstin streng eingesperrt. Ehe das Gefolge des Prinzen kam, erkundigte sich dieser oft nach der schönen Kleinen, aber sein Hofmeister lehrte ihn, daß der Bräutigam einer ihm bestimmten Königin sich blos um seine schöne Braut bekümmern soll. — Man schien auf allen Seiten zufrieden, und der Prinz verließ bald das Kloster, zärtlicher mit seiner Braut, als man es erwartete; glücklich durch dieses Benehmen, verlangte Marie nach der Abreise des Prinzen die Freilassung Barbara's; es wurde ihr gewährt. Barbara stieg durch Schmeicheleien bei Marien und ihrer Hofmeisterin und gewann sie für sich. Das Kloster war ihr jetzt verhaßt, sie hörte öfter, daß man der Prinzessin bei ihrem Austritt aus dem Kloster den Hofstatt vermehren würde. Sie rechnete auf die Engelgüte von Marien, um mit ihr das Kloster zu verlassen, und bei der verwitweten Königin zu leben. Ihr Wunsch wurde erreicht, trotz des Widerwillens, den die Fürstin gegen sie hatte.

Die Prinzessin und Barbara, beide im jungfräulichen Alter, verließen das Kloster, Marie lieblich und hold, Barbara eine vollendete Schönheit. Die Königin-Mutter entzückt über die Liebenswürdigkeit ihrer Tochter, nahm Barbara sogleich in ihr Gefolge auf.

Die Geschichte der damaligen Zeit erzählt die Ursachen, warum die Heirat Sigismund's mit Marie so oft unterbrochen wurde; es waren Zwistigkeiten mit den Magnaten von Ungarn, und es ist hier nicht der Platz, all' das zu erörtern. Als aber Sigismund während dieser Periode seine Braut besuchte, fiel ihm neuerdings die Schönheit Barbara's auf, und als er mit ihr sprach, und sie ihn an ihr Abenteuer erinnerte, da vergaß er alle Rücksichten, welche er seiner holden Braut schuldig war; sein Betragen war so auffallend, daß die Königin-Mutter Barbara nöthigte, den Grafen von Cilly, Peter genannt, zu heiraten, um sie dem Prinzen aus den Augen zu bringen.

Barbara's Haß gegen die alte Königin und selbst gegen Marie (denn man haßt die, denen man Böses that) zeigte sich durch ihr ganzes Leben. Marie heiratete Sigismund nach vielen Opfern, die sie

ihm brachte; ihre Ehe war nicht glücklich; sie starb, während sie einer Tochter das Leben gab. Diese heiratete Albrecht II. von Österreich, dadurch kam die Krone von Ungarn an das Haus Habsburg.

Barbara's Gemahl wurde auf einer Jagd getödtet. Der damalige König von Ungarn Sigismund heiratete Barbara; bald darauf ward er auch Kaiser.

Ob diese Frau die drei Kronen verdiente, die ihr ihr verblendeter Gemahl aufsetzte, hat die Geschichte beantwortet; sie nennt sie leichtsinnig, aller Sitte spottend, und verschwenderisch. Ihre Grabstätte ist nicht bei ihrem Gemahl. In der Geschichte von Böhmen spielte sie deswegen eine wichtige Rolle, weil ihr Haß gegen Mariens Tochter-Mann, der die Krone von Böhmen erhalten sollte, sie verleitete, Georg von Podiebrad vorzuschlagen; vielleicht ihre beste Handlung. Sie starb bald darauf.

Die Nachwelt hat streng aber gerecht gerichtet.



Ludwig Löwe.

Wohl mehr als leere Spielerei.

Sonetten-Kranz.

1.

Willst du erschau'n des Lebens hehres Walten,
Und wieder seinen Trug und wirren Sinn,
Dann eile zu Thaliens Tempel hin,
Und deinem Blick wird es sich dort entfalten.

Doch nimmer darfst du in dem Schau'n erkalten,
Es achten nur als schnöden Lustgewinn,
Mit ernstem Blick und Fühlen weile d'rin,
Denn so nur deutest du dir die Gestalten.

Auch glaube nicht, es zöge übertrieben
Sein seltsam Thun an deinem Blick vorbei,
Und Alles sei des Dichters Malerei.

Was er erfand, was nieder er geschrieben,
Des Lebens Rückwirkungen sind's allein,
Denn nur des **Lebens** Maler kann er sein. —

2.

Es beut der Mensch, sein unentschloß'nes Streben
Sich deinem Blick im Prinzen Hamlet dar:
Es ist der Mensch, wie er stets ist und war,
Voll Thatenlust dem Zweifel hingegeben.

Sein Auge siehst du plötzlich sich beleben,
Und glühend kreisen, wie den stolzen Aar:
Doch gleich darauf siehst du der Glut ihn bar,
Und wie ein ängstlich Küchlein ihn entschweben.

Du hörst ihn prahlen mit Titanenkraft,
Und wie den Zwerg siehst du ihn Felsen fassen
Und bald vor seinem eig'nen Muth erblassen.

Nicht endet er trotz Glut und Leidenschaft,
Und nur das Schicksal führt sein Werk zum Ziele,
Wer sähe nicht den Menschen in dem Spiele?

3.

Willst du der Liebe mächt'gen Zauber kennen,
Und jene Glut, die sie im Busen facht,
Dann weile lauschend, wenn durch ihre Macht
Sie Romeo und Julie läßt entbrennen.

Umsonst will Haß die zarten Herzen trennen,
Der heißen Glut sind einzig sie bedacht,
Selbst als der Tod ihr Aug' umhüllt mit Nacht,
Hörst du die Lippen ihre Namen nennen.

Gibt's wohl ein Bild von reinern, heil'gern Gluten,
Wo diese Götterflamme hehrer strahlt?
Und doch wie wahr, wie innig treu gemalt!

Ein Schauer wird die Seele dir durchfluten,
Der Wahrheit Macht wird d'rin von dir erkannt,
Und als das Höchste Liebe dir genannt!

4.

Eil' wieder hin, wenn sie dort laut verkünden
Der Eifersucht verhängnißvollen Wahn,
Sieh dir Othello's Marterqualen an,
Die Geist und Blut in ihm zum Mord' entzünden.

Sieh, wie ihn peitschet mit sophist'schen Gründen
Zur blut'gen That, dem er nur wohl gethan;
Den falschen Freund, den Jago, jenen Mann,
Der uns erscheint gezeugt in Höllenschlünden.

Sieh Desdemonens unverdientes Leiden,
Und klar erfassen wird es dein Gemüth,
Wie trugvoll stets der Wahn im Busen glüht.—

Ein Drache ist's, der in den Eingeweiden
Des eig'nen Leibes mit den Krallen wühlt,
Und seinen Durst im eig'nen Blute kühlt.

5.

Willst du die Furien des Gewissens seh'n,
Wie sie am Herzen des Bethörten nagen,
Der zornentglüht den Mutterschooß geschlagen,
Mußt wieder du in jenen Tempel geh'n.

Wie dunkle Wetternacht wird's dich umweh'n,
Hörst du Orest's verzweiflungsvolle Klagen,
Siehst du die Furien seine Schritte jagen,
Und ihn im Kampf des Wahnsinns fast vergeh'n.

Nicht Pylades, nicht Iphigeniens Lieben
Vermag zu stillen seinen wilden Gram,
Bis ihn ein Gott ihm aus dem Busen nahm.

Und flammend steht's vor unserm Blick geschrieben:
Es straft die Gottheit stets mit gleichem Loos,
Wer undankbar schlägt jenen heil'gen Schooß.

6.

Des Undanks Bild siehst du im König Lear,
Und grauenvoll wird's deinem Blick erscheinen,
Denn einen greisen Vater siehst du weinen
Ob seiner Kinder Haß und wilder Gier.

Der sie geschmückt mit königlicher Zier,
Der ihnen gab, was ihn das Glück ließ einen,
Den jagen d'rauf in Nacht und Graus die Seinen
Und hetzen ihn gleich einem wilden Thier.

Den Sturm siehst du im Silberhaare wühlen,
Die Regenströme peitschen sein Gesicht,
Allein im Sturm des Innern fühlt er's nicht.

Wer wird da nicht im tiefsten Busen fühlen,
Daß wir — was auch die Hölle ließ ersteh'n —
Das Scheußlichste im Kinder-Undank sehn.

7.

Und der Geschichte mächt'ges Bauen, Stürzen,
Das dich in Büchern lehrt das kalte Wort,
Im regsten Leben zeigt es dir sich dort,
Und stets bemüht der Lehre Ernst zu würzen.

Da siehst du Völker ihre Laufbahn kürzen,
Indem ihr Mark durch Schwelgerei verdorrt;
Und And're wieder glorreich blühen fort,
Weil sie für's Recht die kräf'gen Arme schürzen.

Zieh hin zum Tell und sieh des Volkes Walten,
Die schlichte Einfalt, doch voll Heldensinn,
Und zur Begeist'rung reißt das Bild dich hin.

Es wird sich drin dem Geiste klar entfalten,
Daß Einfalt, Biedersinn und frommer Muth
Jedwedes Volk schützt vor Tyrannenwuth.

8.

Der Herrscher schwere, mühevolle Pflichten,
Ihr karges Glück wird dir dort gleichfalls klar;
Und ob ihr Streben gut und edel war,
Ob nicht, wird dir die Bühne treu berichten.

Oft siehst du sie den Geist des Volkes lichten,
Das undankbar für sie, der Liebe baar;
Sie kräftig schaffen, bauen manches Jahr,
Und dann das Schicksal ihren Bau vernichten. —

Im Ottokar siehst du ein solches Flammen,
Siehst ihn geehrt vom höchsten Glück und Ruhm,
Und halb Europa faßt sein Eigenthum. —

Doch plötzlich stürzt sein kühner Bau zusammen,
Er sinkt herab von seinem goldnen Thron,
Und du erkennst in ihm der Erde Sohn.

9.

Die sanfte Duldung, die der Glaube lehret,
Die Religion in unsern Busen legt,
Die uns zum Höchsten, Herrlichsten bewegt,
Du siehst sie dort, wenn sie dein Blick begehret.

Was sich im eig'nen Busen stets bewähret,
Was jede Seele in der Tiefe hegt,
Dort findest du's mit Gründen so belegt,
Daß es des Lebens Zweifel schnell dir kläret,

Sahst du den Nathan, jenen sanften Weisen,
Erkennst du sicher, was er zu dir spricht,
Daß Glaub' und Duldung uns're höchste Pflicht.

Daß Glaube sich in Duldung muß befleißen,
Da sich in ihr nur läßt der Glaube seh'n!
Dies wird dir klar vor deiner Seele stehn!

10.

Der Künstler selten froh bewegtes Leben,
Ihr geist'ges Streben und ihr karger Lohn,
Der Feinde Haß und ihrer Neider Hohn,
Wird gleichfalls dort vor deinen Blicken schweben. —

Im Irrenhaus siehst du den Tasso beben,
Weil seine Phantasie, der Erd' entfloh'n,
In Liebesglut stolz nahte jenem Thron,
Dem sein Gesang Unsterblichkeit gegeben.

Und so wie ihn triffst du der Sänger viele,
Die Haß und Neid ergriff' mit eh'rner Hand,
Weil sie den Blick vom Leben weggewandt. —

Darum entnimm' aus diesem Trauerspiele,
Schuf dich Natur für Kunst durch Phantasie,
Weih' sie der Kunst, allein dem Leben nie!

11.

Und neben jenen inhaltschweren Kunden
Des ernsten Lebens und der mächt'gen Zeit,
Siehst du auch dort in vollster Heiterkeit,
Des Lebens frohe und beglückte Stunden. —

Da malt sich dir von Liebe eng umwunden
Der Hochbeglückten süße Zärtlichkeit;
Und wiederum ihr Hader und ihr Streit,
Bevor sie noch in Liebe sich gefunden.

Dianens Stolz wirst du dort lächelnd schauen
Und lächeln wirst du, wenn, die erst geschmäht,
Zuletzt vor Liebesqualen fast vergeht.

Als Beispiel dient sie für den Stolz der Frauen,
Und wirst du einst im gleichen Falle sein,
Dann falle Cäsar und Perin dir ein. —

12.

Die Übertriebenheiten aller Zeiten,
Die von den Vätern Wahn und Trug gezeugt,
Und von der Mutter Albernheit gesäugt,
Siehst treu geschildert du vorüber gleiten. —

Da lehrt man dich den geraden Weg zu schreiten,
Ruft Wehe dem, der sich zum Lügen neigt,
Höhnt den, der sich uns als Ranudo zeigt,
Und die, die oft um Nichts viel lärmen, streiten.

Bestraft wird dort des Geiz'gen Wucher, Scharren,
Die Geiferinen werden dort bekehrt,
Dem flücht'gen Mann der beste Ton gelehrt.

Kurz jedes Irrwahns stättisches Verharren
Wird dort dem Geist des Schauens völlig klar,
Nebst seinen Folgen, die er stets gebar.

13.

Denn alle Elemente, die das Leben,
Sein Handeln, Wirken einst und jetzt bestimmt,
Was Trost uns gibt, was ihn uns wieder nimmt,
Das Alles siehst du dort versinnlicht schweben.

D'rum sollte auch der Bess're sich bestreben,
In dem der Funke für das Edle glimmt,
Der mit dem Strom der Zeiten nimmer schwimmt,
Der Bühne stets der Lehre Zweck zu geben.

Wer nach dem Edlen strebt mit regem Wollen,
Ist für's Gemeine stets ein lichter Stern,
Und seinem Strahl folgt es zuletzt doch gern. —

Wird er darum die Würdigung ihr zollen,
Fühlt sich dazu auch endlich der bewegt,
Der zur Zerstreuung sie zu suchen pflegt. —

14.

Und jede Kunst soll ihren Zweck doch haben,
Soll lehrreich zeigen, was uns fern und nah,
Verkünden uns, was längst vor uns geschah,
Und was uns Gott tief in die Brust gegraben.

Das ist das Ziel der hohen Dichtergaben,
Klar liegt dies stets in ihren Werken da:
Der Maler zeigt, was Geist und Auge sah,
Durch Himmelstöne strebt Musik zu laben.

Und jene Kunst, die Alle in sich eint,
Die Jede schmückt, weil sie den Menschen malt,
Der in den Künsten einzig wirkt und strahlt —

Für die Musik so oft frohlockt und weinet,
Die zärtlich Dichtkunst schuf und Malerei,
Ist doch wohl mehr als Spielerei! —



Ludwig August Frankl und Adolf Schmidt.

Aristofanes und ein Wiener Localdichter.

Aristofanes.

Ich grüße dich, auftauchend aus des Orkus Nacht,
Hieß Aristofanes, als mir das Licht gelacht.
Der Erste bin ich, fast seit Urwelt Zeiten,
Der einzige durch manches Meisterstück —
Ihr sagt es, und »nur Lumpe sind bescheiden,«
Grob sein, und selbst bewußt, das ist antik.

Wiener Localdichter.

Ich grüß dich, ah, gehorsamster Diener!
Du bist a Ratz und ih a Wiener.
Das grob sein is a schon modern,
'S ist Beste oft an unsre Herrn.
Du bist, dös was ich gleiwol ih,
Stark übertragen, aber a — Genie.

Aristofanes.

Will sehn, wie weit nach zweimal tausend Jahren
Ihr mit dem Thespiskarren vorgefahren,
Und seh — Insectenhülsen alle Charaktere,
Das Leben überall herausgeschlüpft;
Nur selten ein Gedankelchen auf wüstem Meere,
Ein Floh, der über einen Waschtrog hüpft.
Salongeschwätz und Decorationen,
Und auf den Reden Schminke, fingerdick,
Wie auf dem Angesicht der Histrionen;
Der Held ein preisgegebener Galgenstrick.

Beim Herkules, ich bombardirte Fürsten —
Verzeih, anachronistisch brauch' ich Bombardon, —
Ich sagte Ihnen frei, wornach wir dürsten,
Ich schalt das Volk im derbsten Redeton.
Feldherren fühlten meine blut'ge Geißel,
Tragöden, Philosophen hab' ich oft gerupft,
Frivole Herrn, vom Pinsel und vom Meißel,
Mit Lapis infernalis scharf getupft.
Was durch die Adern rann dem Volkesherzen,
Durch lustge Masken stellt' ich's heiter vor,
Und seine Freiheit, Lust und seine Schmerzen
Sah da der Bürger, einzeln bald, und bald im Chor.
Er kam nicht in's Theater, um zu gaffen,
Er spielte mit, er schuf den Ernst, den Spaß.
Was treibt denn Ihr für Spiel, Ihr Musenlaffen,
Zum Teufel! seid Ihr denn kein Volk? he? was?

Wiener Localdichter.

A Volk?? — Ma sicht's, du bist schon nit von heut,
A Volk?! — Wir sein a Haufen gute Leut!
Zwa Haufen muß ih eigentlicher sagen,
Dö Gringen und dö d'Nasen höher tragen.
An Jeder sein Komödie extra hat,
Die Volkskomödi 's draußen vor der Stadt,
Und in der Stadt ist d'Nationalkomödi.
Da derf kein Spaß drin sein, nur lauter Predi,
Ih mechts kein'n rathen, daß er so was macht,
Worüber man so recht vom Herzen lacht,
Da rufen glei die g'stazten Herren aus —
Wann's g'lacht hab'n gnua,— »das gehört in die Vorstadt hinaus.«
Kurz, wenn für's Volk bei uns was Aner macht,
So wird er nur en Bagatell betracht.

Aristofanes.

Ihr seid kein Volk? Ei das ist ja das Nächste!
Da belle mir der Kerberos doch drein!
Das Wenigste und doch zugleich das Höchste,
Was Menschen werden können, ist ein Volk zu sein!
Habt Ihr nicht Feinde? habt Ihr keinen Hegel,
Ich wollte sagen Sokrates, verzeih!
Bestechliche Beamte, sonst'ge Flegel,
Berühmte Phrynen, Arzt', Rechtsfeinde und derlei!
Habt Ihr denn nichts, was würdig des Karnüfflns sei?

Wiener Localdichter.

Da hat er uns was Nagel=Neu's erzählt,
Der Musje Ratz da, aus der alten Welt!
Wir hab'n's schon, aber 's derfen is die Sach!
Probir's amal und schau dich an hernach —
Wann einer nur bei uns an Greißler schippelt,
Wie du sogar den Socrates hast g'rippelt.
»Der Krämer und sein Kommis« hängt an Prozeß dir an,
Bringst seine Streich wo im Theater an;
Bringt's auf's Theater a Tänzerin und nennt's,
Glei wird a Lärm, in allen Ecken brennt's.
Zum Gspas is Jeder viel zu hoppadaschi,
Er ist a Gott — alls andri is Bagaschi —
Ös habts a Volk, für dös habts Alls thán,
Bei uns thut Jeder alls für sein — Person.

Aristofanes.

Person! — Nun ja, die Maske heißt Person —
Gelingt's Euch nicht, in Masken zu verhüllen
Gestalten, die mit Zorn die Welt erfüllen,
Und sie zu setzen auf des Lächerlichen Thron!
Was Aristoteles Euch, der Pedant,
Mit seinem Eins in Dreiheit vorgeschrieben,
Ihr habt es nachgebetet lang durch alles Land.
Mein Beispiel scheint den Herrn nicht zu belieben!
Lebendig ist die That und kalt die Regel,
Die »Frösche« schrieb ich, »Wolken« und die »Vögel.«
Im Sumpfe quackt die Wirklichkeit, die Menge —
Die Wolken schweben hoch, das Ideal —
Und zwischen durch verbindende Gesänge
Von Thaten auf zum Traum, von Nacht zum Strahl.
Habt Ihr Gedankenadler, die zur Sonne dringen,
Um Licht dem quackenden Geschlecht zu bringen?
Die von der Wolken goldener Freiheit reden,
Wenn sie das Sclaventhum des Sumpfs befehden?
Gedankenadler, die melodisch kreisen,
Erdauf zum Himmel auf safirnen Gleisen?
Daß endlich aller Sumpf zum Saatfeld werde,
Draus Lerchen Freiheit singen auf der Erde.
Du, aus dem Land mit Lerchen in dem Schilde,
Habt Ihr Gedankenadler im Gefilde?

Wiener Localdichter.

Gedanken hab'n wir schon, Gedanken gnua,
Die Vögerln lassen wir fliegen immer zua.

Versteht sich aber allweil nur die klan,
Was Strichvögel und d'Zaunschlüpferl san.
Und überhaupt wer kummt da mit Gedanken,
Da wurden sich d'Zuschauer schön bedanken.
A bißl a liederlichs Zeug aus'n Franzö'schen übersetzen,
Und anlegen schön mit seidenen Fetzen,
Ein Ehmann, der dumm is und dast
Und a galante Frau, das is heut zu Tag g'schpaßt,
Da mischt mar a Paar lustige Liedeln hinein,
Und die ganze Komödie wird fertig sein.

Aristofanes.

Wär' ich kein Geist, mir frör das Herz zusammen
In Euerer modernen dumpfen Nacht.
Doch sag, gibt's Keinen, der im Herzen Flammen
Und auf der Lippe führt der Rede Macht?
Der Schädel spalten kann mit seinen Blitzen,
Und wenn es gilt, die Esel niederwitzen!
Im engsten Raum läßt sich ein Höchstes leisten,
Und tiefstes Weh aussprechen sich mit Scherz,
Da gilt es nur ein männliches Erdreisten,
Gesunden Sinn, am rechten Fleck das Herz.

Wiener Localdichter.

Ah d'Herzen sitzen noch am rechten Fleck,
Auch Dichter gibt's noch bei der Stadt und keck —
So keck, versteht sich, daß es nit kann schaden.
Da fallt mir Aner*) ein, hat besonders g'rathen,
Der kann schon schreiben der, und der a traut si,
Wann er a Meinung hat, so sagt er laut sie;
Der laßt's Volk reden, wie ihm der Schnabel gewachsen,
Und nit nach 'n Adelung in preußisch Sachsen.
Der hat a Stuck für uns alle miteinand,
Wir hängen ja all' an' deutschen Vaterland —
Der hat sich nie a bißl genirt,
Ein Jeder kriegt sein Theil, auf daß er's g'spürt —
Du Aristofel, das Komödiespiel
Das is so recht a Wasser auf dein Mühl!

Aristofanes.

Nun denn, wo Einer ist, bald findet sich ein Zweiter,
Ein Dritter bald, ein Chor, so greift es weiter.

---

*) Der Dialog wurde zu Bauernfelds 43. Geburtsfeier am 12. Jäner d. J. geschrieben, nach Aufführung des »Deutschen Kriegers.«

So recht, dreschflegelt nur Filisterköpfe,
Und stutzt der Abgeschmacktheit frisch die Zöpfe!
In Kunst und Leben bläut den Unsinn nach der Klafter,
Aus Büchern und aus Fenstern ringsum gafft er.
Schafft Werke nur, und werft dem Volk sie an die Stirne,
Da regt es sich in noch so langsamem Gehirne.
Nicht früher mit der Arbeit müßt Ihr endigen,
Bis echter Sinn und That sich verlebendigen.
Auf, meine Nachwelt, auf! daß sich die Lüfte reinigen,
Vor Allem kühn und grob, das wird die Saat beschleunigen.
Und wenn dann auf die goldenen Früchte brechen,
Dann komm ich nachzusehn, dann wolln wir weiter sprechen.

Moriz Bermann.

Elisabeth von Oesterreich, Wiederherstellerin der Allerheiligen-Kirche in Prag.

Unter den vielen Kirchen, welche Borziwog, der erste christliche Böhmenherzog, erbaute, war auch die königliche Capelle und Collegiatkirche Allerheiligen, welche als Capelle im Jahre 900 erbaut und vom heiligen Cyrillus eingeweiht wurde. Im Jahre 1263 erweiterte dieselbe der oberste Landrichter des Königreichs Böhmen Herr Zdenko von Rosenberg, und dotirte sie reichlich. Johann III. (Dracic), Bischof von Prag, weihte sie 1264 ein. Im Jahre 1342 erhob sie Markgraf Carl von Mähren (später Kaiser Carl IV.) zur Collegiatkirche und setzte dazu einen Probst, eilf Chorherren und 10 Magister, welche alle von der Carolinischen Universität sein mußten, kein anderer sonst konnte zu diesen Ämtern gelangen.

Den 11. Juni 1541 brannte sie ab und wurde nachmals von Elisabeth, Erzherzogin von Österreich, verwitweten Königin von Frankreich, wieder hergestellt. Sie steht noch und ist eine der schönsten Kirchen von Prag.

Einige Worte über Elisabeth's Leben und ihren häuslichen Wirkungskreis dürften nicht ohne Interesse sein.

Elisabeth, Erzherzogin von Österreich, Tochter des römisch-deutschen Kaisers Maximilian II., war zu Wien den 5. Juni 1554 geboren. Ihre Jugend verfloß in stiller Frömmigkeit und ungetrübter Heiterkeit. Im Jahre 1570 vermählte sie sich den 22. October zu Speier an Carl IX., König von Frankreich (den Wütherich der Bartholomäusnacht) und den 25. März 1571 wurde sie zu Saint Denis vom Cardinal Carl von Lothringen, Herzog von Guise, gekrönt.

Obwohl durch Politik an den nichts weniger als liebenswürdigen König gefesselt, liebte sie ihn doch aufrichtig; der König seinerseits — insofern er echte Frauenliebe verstand — war ihr ein treuer

ergebener Gatte, und hielt so den Schwur, den er sich selbst auferlegt; liebte sie zwar nicht, jedoch verehrte er sie wie eine Heilige. Und das mit Recht, denn wunderbarer Weise wußte sie durch ihr edles Gemüth, durch ihre Tugend und Frömmigkeit selbst an dem sittenverderbten Hofe der Katharina Medici sich Ehrfurcht und Achtung zu erringen. Sie war in Frankreich die einzige Person, welche außer dem Bereich der Cabale der stolzen herrschsüchtigen Königin Mutter war (zum Theile wohl auch weil sie sich nie in Staatsangelegenheiten mischte), an ihre Tugend wagte sich selbst die böswilligste Verleumdung nicht. Elisabeth fand eben so wenig Geschmack am Glanze des Hofes, wie ihr Gemahl, daher die Königin Mutter allein es war, welche die Honneurs machte und Hoffêten arrangirte.

Carl IX. empfing seine Braut zu Mezières. Vor allem andern überreichte sie ihm ein Schreiben ihres Vaters, folgenden Inhaltes:

»Ich übergebe Euch vertrauungsvoll mein frommes Kind, meine »theure Elisabeth. Seid ihr Schützer und Leiter am verführerischen »Hofe Eurer Mutter.« —

Es schien ihm da, als umgäbe ein Heiligenschein ihr schönes Haupt und von tiefster Ehrfurcht durchdrungen, nahte er sich ihr, mit dem festen Willen im Herzen ihrer würdig zu leben. Er hielt Wort und endigte augenblicklich sein Verhältniß mit der schönen Apothekerstochter Maria Touchet, welche ihm schon einen Sohn geboren. Mütterlich und barmherzig nahm sich Elisabeth des verlassenen Kindes an.

Ihre Macht über Carl war so groß, daß sie fast augenblicklich durch sanftes Anschmiegen und besänftigende Worte den blutdürstigen Jähzorn des König stillte; ein Blick von ihr verhinderte, daß er den Dolch in die Brust seines Bruders Heinrich von Anjou *) stieß, und in ihrer Gegenwart schämte er sich zu fluchen, was ihm niemals seine Mutter, trotz dem daß sie ihn völlig beherrschte, hatte abgewöhnen können, und tüchtige Flüche hatte ihm sein Erzieher Du Perron, Marschall de Retz gelehrt. Vor Elisabeth zitterte Carl aus Ehrfurcht und Katharina Medici aus Feigheit. Wenn letztere der feste furchtlose Strahl aus der Habsburgerin klarem reinem Auge traf, ließ die Medici gar oft vor dessen Hoheit ihre listigen Augen sinken. An ihrer Brust wurde Carl IX. ein sanftes Lamm und mehr als einmal trat sie gleich einem schützenden Engel zwischen den König und den Gegenstand sei-

*) Später Heinrich III. König von Pohlen und Frankreich.

nes Zornes, denn Carl hatte ihr erlaubt, wenn sie sähe, daß ihn der Zorn übermanne, als Friedensengel dazwischen zu treten. Bei solchen Gelegenheiten glättete ein Laut ihrer sanften melodischen Stimme die finstere Stirne des Königs, die Furchen verschwanden und liebenswürdige Heiterkeit zeigten seine Gesichtszüge.

Daß die Königin Mutter nicht damit zufrieden war, läßt sich denken. Eben so wenig damit, daß das Volk sie das »Glück Frankreichs« nannte. Die Medici legte ihre Minen. Theils durch entnervende, auf Höchste reizende und zugleich abspannende gewürzte Getränke, theils durch bissige Reden und Anspielungen, Verläumdungen gegen die Hugenotten, wurde Carl so aufgeregt und blutdürstig gemacht, daß nicht einmal Elisabeth mehr das Mindeste über ihn vermochte, und so geschah die Gräuelnacht von Sanct Bartholomäus.

Wimmernd umklammerte Elisabeth seine Knie, nichts half. Er sagte trocken: Gott hat entschieden!

Stolz und mitleidig zugleich, auf Katharina Medici blickend, trat Elisabeth zurück und betete im Stillen für ihres Gemahls Wahnsinn. Carl wurde immer wüthender, leerte mehrere Becher (gewürzten) Weines, ließ sich eine Flinte reichen — Elisabeth fiel ihm in den Arm, er stieß sie mit seinem Blute befleckt von sich und stürzte auf den Balcon — der Schuß traf unter sein Volk!!

Im Jahre 1574 lag Carl auf dem Todtenbette. Seine Gemahlin drückte ihm die Augen zu. Seit dem Schusse vom Balcon konnte sie ihn nicht mehr achten noch lieben. Er starb in gräßlicher Todesangst unter fürchterlichem Herzklopfen. Er sagte mit matter Stimme zu Elisabeth: Fühle an mein Herz, mein Weib! — Als sie ihre Hand zurückzog, war selbe ganz mit Blut überströmt. Gleich darauf hauchte er unter namenloser Seelenqual seinen letzten Seufzer aus. Coligny's Andenken mag an seinen Qualen großen Antheil gehabt haben.

Elisabeth, dem sittenlosen Hofe der Medici entrinnend, ging nach Wien, stiftete daselbst das Kloster Sancta Clara und baute in Prag die Allerheiligenkirche. Sie starb zu Wien den 22. Jänner 1592. Ihre Tochter Maria Elisabeth starb im 6. Lebensjahre d. 2. April 1578.

Um Elisabeths Hand bewarben sich eifrigst Philipp II. König von Spanien und Sebastian König von Portugal. Sie wies selbe mehremale entschieden zurück.



Carlopago.

Die Führerin.

Ich bin der blinde Belisar.
Wer leitet mich, wer lenkt?!
Ein jeder Schritt droht mir Gefahr.
Der Weg sich niedersenkt.

Es hat der Schmerz geblendet mich
Mit seinem glühnden Stahl.
O Jammer, zu verlieren dich,
Du goldner Tagesstrahl!

Ich irre hin durch Dorn und Staub,
In Elend und in Noth,
Vergebens ruf' ich. Bist du taub
Des Blinden Schrei, o Tod?!

Da tönt es süß aus Frauenmund:
»Du armer schwacher Mann,
Der Pfad ist rauh, dein Fuß ist wund,
Vertraue mir dich an!«

Und eine Hand erfaßt mich lind
Und zieht mich liebend fort;
Ich folge willig, wie ein Kind,
Der sanften Stimme Wort.

Wenn eine Thräne mir entfällt,
Singt sie mir Märchen vor.
Des Augs verlorne Zauberwelt
Gibt mir zurück das Ohr.

Und fluch' ich tobend, spricht sie schnell
Ein himmlisches Gebet,
Daß Frieden wieder frühlingshell
Mein Innerstes durchweht.

So leite, führe denn hinab
Den morschen welken Leib
In's stille Thal bis an sein Grab,
O Kunst, du mildes Weib!

C. M. Eckardt.

Zwei Thaumärchen.

Sahst du nie Blumen weinen,
  Märchenhafte Sommernacht, —
Wenn in buntgeschmückten Hainen
  Meister Puck sich müde lacht;

Oberon auf Falterringen,
  Sein Gemahl auf Silberhaut
Sich in Blumenkelche schwingen,
  Und sich baden, wenn es thaut?

Was die Thräne mag bedeuten? —
  Stand oft still und dachte nach,
Ob 'ne Klage, wie von Bräuten,
  Diese Perlen rufet wach?

Ob 'ne Lust, wie von Geliebten
  Wiedersehens Thräne weckt,
Wenn dem Winter, dem Betrübten
  Lenz die lange Schleppe trägt?

So auch manches Auge weinet;
  Nur der Fremde weiß es nicht,
Ob die Lust im Auge scheinet,
  Ob die Trauer Dornen flicht!

Wem der Thau in stiller Nacht
In den Dolden weint und lacht,
Wird er oft im Traumgefühle
  Überrascht von Morgenkühle.

O! dann friert die Perle ein,
Und ein silberweißer Schein
Überzieht als Reif die Blüthen,
Die noch jüngst in Liebe glühten. —

So auch manche Zähre stockt,
Welche Leid und Liebe lockt,
Wenn die Hand darüber streifet,
In's Gefühl der Fremde greifet!

Ernst Freih. v. Feuchtersleben.

Bruchstücke aus dem Tagebuche des Einsamen.

»Ich bin ein Mensch; nichts Menschliches sei mir fremd.«
Dieses alte Wort hat tiefere Beziehungen als die einer allgemeinen Theilnahme, die auch dem oberflächlichen Blicke nicht entgeht. In jedem Menschen, den man inniger verstehen lernt, findet man staunend Stücke des eigenen Selbst wieder; und das erschafft eine Sympathie, welche weit näher als jenes allgemeine pflichtmäßige Wohlwollen verbindet.

Wer recht auf sich merken und in den feinsten Fältchen sich vor sich selbst nicht verheimlichen gelernt hat, der besitzt einen Schlüssel zu Vielem, was nie ausgesprochen wird, und im Leben täglich entscheidet. Es ergeht uns eben Allen so ziemlich gleich, und wir erleben in uns das Nämliche, das uns auf ähnliche Weise bestimmt. Und dieses Bestimmtwerden ist eben jenes »Nichts Menschliches ist mir fremd;« das Selbstbestimmen freilich (die Gegenwirkung darauf) ist der Vorzug ungemeiner Menschen.

Den Menschen in jedem Menschen aus den individuellen, localen u. s. w. Verhältniß-Knäueln herauszuwickeln, das eben ist die Aufgabe des Sittlichen, des Denkenden.

Jeder Mensch wird wiedergeboren. Es tritt eine entscheidende Epoche in seinem Leben ein, in welcher er selbst über sich und sein Verhältniß zur Welt denkt, und dadurch sein Loos bestimmt. Er ist nun mündig, und diese zweite, geistige Geburt ist kaum minder bestimmt ausgesprochen, und nicht minder der Anfang eines Lebens, als die erste, leibliche.

Alle menschenfeindlichen Declamationen von Menschen haben etwas Lächerliches und zugleich Impertinentes. Sie müßten wenigstens immer in der Form: »wir Menschen sind« u. s. w. gegeben werden.

Demjenigen, der, wie jener Gelehrte, sagen würde: »Die Menschen theilen sich in zwei Classen; solche, welche gehängt worden, und solche, welche verdienen, gehängt zu werden,« — muß man erwiedern: Zu welcher Classe zählen Sie sich?

Man unterscheide wohl: den Mißmuth des Vernünftigen über die herrschende Schalheit, und den des Narren über die wachsende Vernünftigkeit in der Welt.

Es scheint jetzt nur zweierlei Menschen zu geben: montirte und blasirte. Aber es scheint nur so. Die blasirten geben sich blos dafür aus oder halten sich dafür, und sind sehr leicht zu montiren, — wenn nur irgend etwas im Leben ihrem Selbst schmeichelt. Der Vernünftige ist keines von beiden; er hat zu viel zu thun. Denn das Thun hindert die leere Exaltation wie den satten Indifferentismus. Und Vernünftige wird es doch auch wohl noch geben? wenigstens thätige, sogenannte praktische Menschen gibt es, denen ihre Thätigkeit ein vortreffliches Surrogat der Vernunft ist. Sie entstehen oft aus Solchen mit den Jahren, die sich als Knaben für blasirt hielten oder gaben, und aus Solchen, die sich oft montirten und enttäuscht sahen.

Man wird zu Allem, nur nicht zum Dichter geboren. Warum nicht auch zum rein Menschlichen? Gewiß, es gibt geborne Menschen, im höchsten Sinne. War nicht Mark Aurel Einer?

Fast in jedes Menschen Leben gibt es Momente oder Ereignisse, in welchen, wie im Keime, seine ganze Zukunft vorgebildet ist, in denen er, wie in einem magischen Spiegel, wenn er ein Auge dafür hat, ein Sinnbild seines Daseins erblicken kann. Einem alldurchdringenden Blick muß eigentlich jeder Moment eines Lebens so erscheinen; denn in jedem prägt sich aus, wie ein bestimmter Mensch die Welt auffaßt und auf sie zurückwirkt, und hierin liegt sein Geschick; aber glücklich genug, wer sich selbst, auch nur Einmal, in einem solchen Momente, offenbar wird.

Eine gerührte Stimmung ist wie das Abendroth oder ein farbiges Glas, durch welches wir die Welt, die uns umgibt, schöner, wie überzaubert erblicken.

Es gelingt nur dem geistig kräftigen und sittlich durchgebildeten Menschen, in sich jene Stille zu bewahren, die, selbst während bewegter Momente und Krisen, wie der Punct des Archimedes, noch eine Stätte für die Betrachtung, einen Hebel für die Bewältigung bietet; die dem Sein das Denken zugesellt, welches doch zuletzt die wahre Glückseligkeit des Menschen ausmacht.

Der Beweinende wird wieder beweint werden, den Lacher wird man wieder belachen; dem Betrachtenden wird die Klarheit Frieden geben.

Begeisterung für ein Höheres, das im Gemüthe sich offenbart, ist der Äther, von dem die Seele lebt. Das Ideal ist die Sonne, die aus der Atmosphäre des Geistes diesen Äther entwickelt, wie die planetarische Sonne aus der irdischen Atmosphäre den Äther, von dem der Körper lebt. Dieser Entwicklung des Ideellen in uns in stiller Andacht zuzusehen ist das höchste, das einzige Glück des Lebens. Der Schatten, den diese Sonne des Daseins — wie jede Sonne — wirft, ist: die Bemerkung, daß so viele Tausende sie nicht sehen. Nicht Menschenverachtung fließe daraus, sondern ein mildes Gefühl des Mitleids, von gerechter Zuversicht auf die Wege der Vorsehung verklärt.

Die Geschichte schreibt nicht nur das Große, das geleistet wird, in ihre Tafeln ein, sondern auch die Zeiten und die Völker, die es geehrt und die es verkannt haben.

Adolf Dux.

Das Begegniß in der Schenke.

Dichtung in gereimter Prosa.

Die Barrieren waren mir verschlossen — vom Felde, wo der Freiheit Blumen sproßen; — und ich begann herumzuschweifen — im Lande, um da zu ersäufen — meines Schmerzens Glut — in des Weines Flut, — um in Luft der Schenken, — die Trauer zu versenken, — um in des Waldes Revieren — mein Weh zu verlieren, — um des Kummers Plagen — im Freien zu versagen, — um des Herzens Dunkel — zu lichten in Weines Gefunkel, — um in des Waldes Schauern — zu vergessen meiner Seele Trauern. — Und ich trat in einer Schenke Räume — um zu schlürfen des Tokaiers Schäume, — ich war allein mit meinem Wein.

Da trat herein ein Zigeuner, — so ein alter Zimbalweiner; — der Wirth auf sein Winken — bringt ihm zu trinken. — Der braune Wicht — in Klagen ausbricht: — mein Sohn, der Dieb, ist gestorben, — meine Tochter, die Dirne, verdorben, — meine Hütte zertrümmert, — mein Weib verkümmert, — meine Kraft verronnen, — mein Klepper entronnen, — allein bin ich geblieben, — die andern sind drüben und hüben. — Wollen mich Trauergespenster packen — so beginne ich meine Zimbel zu hacken, — und Wein gieße ich in meine Kehle, — damit wieder lache meine Seele.

Und die Schlegel die dürren — beginnen zu irren — in Sprüngen in wirren, — und dem Zimbal entschwirren — Schmerzgesänge — Weheklagen, — Freudenklänge, — Magyarensagen; — die Schlegel geschwind — auf und nieder — eilen wie Wind, — und entlocken Lieder, — wie Sturmesgewitter, — wie Kriegesleben, — wie Mondscheingezitter, — wie Liebesleben; — es ist Becherkreisen, — und Schlachtgetümmel, — es sind Becherweisen, — und der liebe Himmel; — es grinst der Türkenschädel, — es lacht das braune Mädel; — erst scheinet Sommerpracht — dann weinet düstre Nacht — mit alles Dunkels Macht.

Zugehämmert — zugeschlagen; — sieh, es dämmert, — bald wird es tagen; — und es jauchzet auf dem Zimbal — und von Klängen gibt's ein Weltall; — und wieder leise — tönt die Weise, — dann verrauschen die Lieder, — dann legt er die Schlegel nieder.

Und ein Dritter kommt in die Schenke, — und setzt sich auf eine der Bänke, — ein Jude, ein dürrer — so ein schachernder Irrer; — Kummer sitzt in seinem Gesichte, — und der Armuth ganze Geschichte, — einen leeren Sack trägt er in Händen, — und Lumpen um die matten Lenden, — und, die Ironie, die witzige! — die Selbstverspottung, die spitzige: — das Horn der glücklichen Fülle bunt geschmiert — auf Pappe, das hat er auch mit sich geführt; — er hat es heute erhandelt, — als er Brot zu suchen gewandelt.

Und er wirft den Tröbel auf Erden, — und spricht mit Kummergeberden: — So ein Sack, ein leerer — soll sein meiner Kinder Ernährer, — diese gemalte Fülle — soll sein meiner Nacktheit Hülle, — aus meines Sackes Nacht — soll mir blühen des Lebens Pracht, — über alten Tröbels Trümmern — soll mir der Tag des Glückes schimmern, — von fauler Hadern Vertauschung — soll ich hoffen Freudenberauschung, — aus morschem, zerfallenem Plunder — soll ich zaubern frischen Lebenszunder — alter Lumpen Verwaltung — soll mir sein des Lebens Erhaltung!

Wenn ich nur ein Stück Erde besäße, — so weit und breit als dieses Sackes Größe; — dann riefe ich, mein ist, worauf ich mir gebetet — das Feld ist mein, woran mein Leben ist gekettet!

Doch nein! Wie viel ich auch gelitten, — für mich will ich nichts erbitten; — doch wohl für den, den ich gezeugt, — für den die Sorge meinen Nacken beugt, — ihn umfließe der Freiheit Morgenroth, — den Sohn, in dem der Geist so mächtig loht; — ich bin ein dürrer Ast von altem Stamme, — doch ihn belebt die neue junge Flamme, — ich bin in altem Elend groß gezogen, — doch an der Brust der jungen Zeit hat er gesogen, — er hat in hellem kühnem Wissen — so flammenfreudig sich beflissen. — Ich will den Sack bis zum Grabe tragen, — nur er möge sich sonnen in den neuen Tagen; — ich will sie tragen die alte Verhöhnung, — nur koste er der neuen Zeiten Versöhnung; — süß ist mir meines Rechtes Beleidigung, — wenn ihm nur wird des neuen Geistes Vertheidigung.

Am Tage sieht man nicht der Sterne Pracht, — nur wenn man

steigt in einer Grube tiefe Nacht: — so will ich gern in meines Grabes Klüftung sinken, — sehe ich nur der Kinder Stern hell erblinken.

Und ein Vierter mit blühenden Wangen — kommt eilends in die Schenke gegangen:

Eingeschenkt! du Freund der Zecher, — gib mir den weingefüllten Becher, — daß ich mit des Weines Feuerpfeilen — den Grimm im Busen mag ereilen, — daß mir vergehe des Schmerzes Glutempfindung — in des Weines Blutentzündung.

Doch nachdem er getrunken, — war er in Schwermuth versunken, — und traurig begann er zu sprechen — nicht wie sonst bei lustigem Zechen: — Am Born des Wissens habe ich getrunken, — zur Flamme erwuchsen meines Geistes Funken, — und die Flamme, das ist göttliche die Kraft, — die hohe Menschenwerke schafft: — doch kann ich's nicht erstreben, — weil mich harte Bande starr umweben. — Was spreche ich auch vom freien Wirken, ich der Jude, — mein Wirken, wollen sie, sei in der Trödelbude. — Nein! ich will mich nicht schreien zu schanden, sonst lachen sie aus den tollen Emancipanden. — Schweigen will ich, pfiffig schweigen, — und lachend mittanzen den alten Reigen; — nur manchmal an die üppig volle Rebenbrust — des Vaterlandes will ich sinken mit heißer Lust, — und an der Flammenmilch mich berauschen, — und mögen mich Häscher auch belauschen, — so werde ich ihm doch zuflüstern — meine Lieder, die trotzig düstern.

Und ein fünfter Gast — tritt ein mit geschäftiger Hast, — und er dankt für des Wirthes Mühe, — der ihm einschenkt die saure Brühe.

Ich such' nicht deinen vollen Becher, — ich suche die müßigen Zecher; — sie sollen finden Beschäftigung — zu ihrer und des Vaterlandes Kräftigung; — ich suche Hände regsam — zur Arbeit bewegsam. —

— Das Vaterland in seiner Verarmung — habe ich geküßt mit Patriotenerbarmung, — und siehe, in jungfräulichem Flor — aus dem Boden Industrie schoß hervor, — und ich will die Blume wol warten — im grünenden Magyarengarten; — die Müßigkeit sei mir verbannt, — sie ist der Blume versengender Brand, — und auch ihr sollt eure Kräfte weihen — des Werkes frischem Gedeihen.

Er wendet sich zum Dade, — und beginnt rühriger Suade:

Dein Zimbal mit den hellen Weisen — oft erklang's in bechernden Magyarenkreisen, — und unsre Ohren die musikbegierigen — du ergötztest mit Zimbalschlägen, rührigen, — und unsere jauchzende Be-

geisterung — begrüßte deine Zimbalbemeisterung; — doch vor des Dampfes riesigem Rauschen — wir dem Zimbal nimmer lauschen, — vor des Dampfes segenvollem Gewitter — nicht deiner regen tollen Zither, — vor der Maschinen erschütterndem Dröhnen — nicht deiner Musik zitternden Tönen; — für Taglohn sollst du Maschinen führen, — und nicht um Bettel das Zimbal rühren!

Und du mit dem Sack von Leinen — sollst dein Leben müßig nicht verweinen, — und des Tröbels Unfläthigkeit — vertauschen mit gewerblicher Thätigkeit. — Ein eigen unbestritten Feld begehrst du, — doch dein Sclaventhum durch ungestillten Wunsch vermehrst du; — begehr ein Feld, das Jedem ist geeignet, — wozu man dir nimmer das Recht verläugnet, — es ist das fruchtende Handgewerbe, — erringe dir's zum unbestrittenen Erbe: — dann wirst du der alten Bande dich entschlagen, — und kein Buchstabe wird dein Recht benagen.

Und du mit dem Geiste, dem ringenden — mit dem Schmerze, dem liedersingenden, — weil du nicht sein kannst ein Latwergenrührer — so kannst du doch sein ein Fabrikenführer; — kannst du vom Lehrstuhl nicht Licht verbreiten — so kannst du mit Geist die Maschine leiten; — kannst du nicht sprechen in der Gesetzgebung, — so zaubere mit in der Industrie Belebung; — kannst du nicht führen des Richters Feder, — so banne und jage der Maschinen Geräder. — Nicht andere sollen deine Freiheit bestimmen — mit eigener Mühe mußt du sie erklimmen.

Und alle drei erwachen — und vor Freuden lachen, — und mit Schritten, begierig eiligen — folgten sie dem neuen Rufe, dem heiligen.

Die Geschichte hat mich lustig gemacht, — drum habe ich sie zu Papier gebracht, — und weil sie mir das Herz erfrischt — habe ich sie dem Leser auch aufgetischt.



Otto Prechtler.

Am Lebensbronnen.

Hast du gelebt — *gelebt* auf dem Planeten:
  Lief nur die Sanduhr deines Tages ab?
Hast du gelebt, hast du dein Sein *vertreten*,
  Wenn du der Erde gabst, was *sie* dir gab?
Zu dieses Lebens reichem Mahl gebeten,
  Empfängt auch den Gesättigten das Grab.
Doch wo der Körper aufhört zu *bedürfen*,
Beginnt die Seele Nektar erst zu schlürfen.

Du lebtest nicht, wenn an der Freuden Male
  Du nicht geschwelgt in nimmersatter Lust,
Und nicht beim Klang der kreisenden Pokale
  Den Schleier rissest von der Isis Brust.
Wenn du nicht ausgeschlürft die Nektarschale,
  Der süßen Raserei kaum mehr bewußt.
Wenn nicht, das Leben fest an's Herz zu pressen,
Das Leben selbst du süßberauscht *vergessen!*

Du kennst das Leben nicht und seine Tiefen,
  Wenn dich das Unglück nicht zum Mann gemacht.
Wenn nicht die Sorgen, die im Busen schliefen,
  Vampyren gleich erwachten in der Nacht.
Wenn nicht des Schicksals schwarze Hieroglyphen
  Dich um den Glauben selbst an *Gott* gebracht.
Du lebtest nicht, wenn du noch nichts *verloren*,
Das kranke Herz die Perle nicht geboren.

Du lebtest nicht, wenn du der Liebe Rose
  Nicht an der Sehnsucht dunklem Strand gepflückt,
Wenn in des Herzens heilige Mimose
  Sich nie der Falter süßer Lust gedrückt;

Wenn nicht ob dir im seligen Gekose
  Der Zweifel seinen scharfen Dolch gezückt.
Wenn du nicht gläubig einst und einst betrogen,
Der Liebe Honig und ihr Gift gesogen!

Du lebtest nicht, wenn du des Hasses Flammen,
  Der Rache Wollust schaudernd nie empfandst;
Wenn dir kein Feind ward, um ihn zu verdammen,
  Wenn keinem Gegner du gegenüberstandst;
Im tiefsten Wesen wohnen sie beisammen,
  Der Haß — die Liebe, — mehr, als du es ahnst.
Die Lieb', ein Weib, — sie liebt und pflegt die Wunden,
Der Haß — ein Mann, kann nur durch Blut gesunden.

Du lebtest nicht, wenn du in enger Klause
  Ein feiger Siedler nur dein Herz bedenkst,
Und keinen Blick dem ew'gen Kampfgebrause
  Dem heil'gen Leben eines Volkes schenkst.
Du liegst ein Todter in dem eig'nen Hause,
  Wenn du den Geist in's Grab des Ich versenkst.
Willst du die Kraft an Welt und Zeit nicht messen,
Wird dein die Welt, wird dein die Zeit vergessen!

Nur Jener lebt, und lebt für künft'ge Zeiten,
  Der in der Brust ein Höchstes kennt und pflegt!
Der trotz der Kräfte ewigwildem Streiten
  Die Liebe zu der Welt im Herzen trägt.
Der in des Lichtes stillem Vorwärtsschreiten
  Muthig das Banner heil'ger Wahrheit trägt!
Der lebt allein und wird den Preis erwerben,
Der für sein Höchstes ist bereit — zu sterben!

Einsam!

(Curhaven an der Nordsee im Juni 1844.)

Ein trüber Abend hüllt die Nordsee ein,
  Die Wolken schleppen träge sich nach Westen;
Noch manchmal zuckt ein ungewisser Schein
  Von der gesunk'nen Sonne Strahlenresten.

Das Meer fällt ab vom Strande, sterbensmüd,
  Gleich leeren Gräbern gähnen weit die Dünen;
Und d'rüber, ächzend, singt ihr heis'res Lied
  Die Möwe von Alraunen und von Hünen.

Den schmalen Streif des nahen Dänenlands
  Verschlingt die Nacht, die graue, nebelfeuchte;
Als Feuerzeichen nächtlichen Verband's
  Hebt Neuwerk und Curhavens Thurm die Leuchte.

Das letzte Schiff verschwimmt im öden Raum,
  Und Erd' und Himmel werden lautlos — einsam;
In matthinsterbendem Umarmungstraum
  Wird Erd' und Himmel fernab schon gemeinsam.

Nichts siehst du mehr, — als durch die schwarze Nacht
  Die Flammenaugen von den Thürmen lauschen;
Nichts hörst du mehr, — als mit gebroch'ner Macht
  Die ferne See jetzt Flut und Ebbe tauschen.

Du stehst allein — recht mutterseelallein!
  Enträthselt ist des Worts Hieroglyphe;
Dir ist's, als ob in einem Todtenschrein
  Dein Herz versänke in des Meeres Tiefe.

Und hast du keinen Menschen je geliebt,
  Und hat kein Weib dein rauhes Herz bezwungen,
Hat dir kein Abschied je dein Aug' getrübt,
  Hat dir kein Knabe je den Hals umschlungen: —

Hier — an dem Saum der deutschen Erde bricht
  Dein Herz in tiefer, niegeahnter Wehmuth;
Dich drängt's nach einem theuren Angesicht,
  Und aller Stolz — die Rauhheit schmilzt in Demuth.

Was sich als Thräne in das Auge stiehlt,
  Was sich verkündet in des Herzens Pochen: —
Der Sehnsucht Schmerz ist's, den du nie gefühlt —
  Die Einsamkeit hat dir das Herz gebrochen!



Heinrich Landesmann.

Beruf.

Wen einer Muse Weihekuß berührte,
Wem tief ein Ruf nach höherm Sein erklungen,
Der fühle sich vom selben Muth durchdrungen,
Der jedem Märtyrer den Holzstoß schürte.

Ob ihn sein Weg zu lichtem Ruhme führte,
Ob ew'ges Dunkel seinen Pfad umschlungen —
Der inn're Gott, den er der Welt entrungen,
Das ist der einz'ge Lohn, der ihm gebührte.

So hoch erheb' ihn seines Geistes Schwinge,
Daß er zu hoch für menschlich Glück und Wehe
Sein Selbst in Eins mit seinem Gott verschlinge!

Nicht wird er ihn, ob er in Qual vergehe,
Verrathen für des Glückes Silberlinge,
Er spricht zu ihm: Dein Wille, Herr, geschehe!

Einem Bekehrten.

Ein Prometheus hast du des Himmels Feuer
Geraubt für deiner Schöpfung ird'sche Bilder,
Und flammt' die Qual des Büßens auch nicht milder,
Du wurdest nicht zum schmählichen Bereuer.

Wohl nahte dir des Zweifels Ungeheuer
An deiner Brust zu zehren wild und wilder, —
Dich deckten leuchtende Gedankenschilder,
Du bliebst nur deinem hohen Selbst noch treuer!

Kein Gotteswalten über sich erkannte
Der Gott, mit dem du innig dich verschmolzen,
Der schöpferisch in deinem Busen brannte!

Zu hoch für niedern Erdenschmerzes Bolzen
Trug fest dein Geist, der hohe, unverwandte,
Ein Atlas, deine Welt und dich den Stolzen!

Das Sein beschließe, wer sein Werk beschlossen,
Daß frei die Seele sei zur Gottversenkung,
So bricht auch die umhüllende Beschränkung,
Wenn fertig ward das Götterbild gegossen!

Du aber bliebst! — Am Gott, der dir entsprossen,
Ward bald genagt vom Wurm der Erdenkränkung;
Dich konnt' erniedern nicht des Schicksals Lenkung,
Doch macht der Kampf dich müde und verdrossen!

Die Schwingen sanken deinen kühnen Fragen,
Du warfst dich matt auf's dürre Glaubensbette,
Das du verschmäht in krafterfüllten Tagen!

Freiwillig fügst du deinen Geist der Kette, —
Sie mag, weil's nicht dein Stolz mehr kann, dich tragen,
Daß sie vom Sturz dich in den Abgrund rette!

Der Liebe Sendung.

Wie einst der Herr gewallt der Erde Bahnen,
Sie durch sein Wort dem Himmel zu vermählen,
Zu tilgen ihre Qual im eig'nen Blut; —
So wallt noch jetzt durch aller Menschen Seelen,
Auf daß sie Ewigkeit und Himmel ahnen,
Die Lieb mit schmerzenreichem Glaubensmuth.

Wer gläubig faßt, wem heilig ihre Lehre,
Der sieht der Menschen Lust in Staub zerfallen
Und ihre Freuden sind ihm nicht'ger Hohn,
Und muß die Lieb' auf Dornenpfaden wallen,
Vertauscht sie noch am Kreuz ihr Weh, das hehre,
Nicht mit des vollsten Erdenglückes Thron.

Die Thränen, die im Aug' der Liebe glühen,
Sind Sterne, die an ihrem Himmel glänzen,
Wenn ihre ird'sche Sendung einst vollbracht!
Ein Diadem wird ihre Stirne kränzen,
Drauf ihre Wunden einst als Rosen blühen,
Wenn sie zur Wahrheit ihres Traums erwacht!

Aus Trümmern früh'rer Paradieseswonnen,
Die wir, verdammt zur Lebensnacht, verloren,
Erbaut sie wieder uns ein traumhaft Glück;
Und winkt, für diese Erde nicht geboren,
Die nicht erschöpft der Seligkeiten Bronnen,
In uns're Himmelsheimat uns zurück.

Was nicht des Geistes kühnster Flug ergründet,
Was nicht des Denkers Kraft weiß zu durchdringen,
Das faßt und weiß das Herz, von Lieb' erfüllt;
Rasch dringt die Lieb' auf adlermächt'gen Schwingen
Zur Wahrheit, die kein Menschenmund verkündet,
Die sich unausgesprochen ihr enthüllt.

Und wie sie auf zu höhern Welten lodert,
Will auch das Herz aus seinem Staub sie reißen,
Zu flüchten nach der Seligen Asyl,
Doch nicht Erlösung, die sie uns verheißen,
Das dürre Leben nur, das um uns modert,
Ist uns'rer schnöden Wünsche letztes Ziel.

So lassen wir den Liebesbrand verglimmen,
Der nach den Gluten höhern Seins sich wendet,
Und wallen fort am schmachbedeckten Strand,
So höhnen wir die Lieb', vom Herrn gesendet,
In Eins mit ihren Fluten zu verschwimmen,
Zersprengend uns'res Lebens drückend Band!



Franz Gräffer.

Ein Prospect von Prag.

Auf dem Laurentius-Berge befanden sich eines Morgens zwei Männer.

Der eine derselben war sehr vornehm gekleidet, dabei aber höchst nachlässig. Sein Antlitz war edel aber kalt; nur zuweilen gab eine dunklere Färbung seines hellblauen Auges die Erregung seiner Gefühle kund. Ruhig, mit verschränkten Armen stand er neben seinem jüngern Begleiter.

Dieser saß auf einem alten zerbröckelten Gemäuer. Auf den Knien hatte er ein ungewöhnlich breites, verhältnißmäßig aber sehr niederes Zeichenbret liegen. Der Mann mochte an dreißig Jahre zählen. Seine Gestalt war eher klein zu nennen. Sein Gesicht war länglich, aber fast viereckig; die starken Backenknochen standen weit vor; der Mund war ein gewöhnlicher; ein kleiner Schnur- und ein eben solcher Zwickelbart zierten ihn; die Nase war lang und derb; das große dunkle Auge mit dünnen Brauen war starr, aber dennoch voll Ausdruck; auf der hohen Stirne hing das dichte dunkle Haar wie in Strähnen fast bis zu den Augen herab; es umfloß auch beide Seiten des Hauptes und den ganzen Nacken. Der Anzug dieses Mannes war einfach und etwas abgetragen.

Sprachlos weilten beide Männer eine geraume Zeit hindurch; ihre Blicke aber hafteten mit Theilnahme auf der alten ehrwürdigen Königsstadt Prag.

Sie waren so eben erst angelangt auf ihrem Standpuncte. Der Jüngere ordnete sein Zeichnengeräthe, und schien mit seiner Arbeit beginnen zu wollen. Da erhob er den Blick zu seinem Gesellschafter; ein lauter Seufzer entrang sich seiner Brust, und er sagte: »Gnädiger Herr, glaubt mir, das Geschäft wird mir sauer. Seht dort meines unglücklichen Vaters Haus. Was hatte ich verbrochen, daß ich sein Sohn bin? Konnten wir denn ausweichen, uns dem Pfalzgrafen Friedrich zu

unterwerfen? Schuldlose Opfer sind wir, schuldlos Verbannte. Alle diese grauenvollen Erinnerungen tauchen jetzt in mir auf. Aber Ihr seid mein Wohlthäter, mein zweiter Vater; Euch verdanke ich Alles. Vergönnt, daß ich mich nur erst ein wenig sammle.«

Der also Angeredete erwiederte mit mildem freundschaftlichem Ton: »Mögt Euch nicht grämen, mein werther Freund! So Euch das Geschäft schmerzlich ist, unterlasset es; ich begnüge mich gerne mit der früheren kleinen Zeichnung, mit der Ihr so zartfühlend mich überrascht habt. Verschiebet die Arbeit, oder gebt sie ganz auf; ich verzichte auf sie, so theuer sie mir sonst wäre. Lasset ab!«

Der Edelmuth dieser Gesinnung erhob die Seele des jüngern Mannes. Siegreich hatte er seine kleinmüthige Stimmung bekämpft.

»Es ist vorüber, gnädiger Herr,« sagte er zu seinem Beschützer; »es war eine fromme Wallung. Erlaubt, daß ich die Zeichnung beginne; sie ist mir jetzt selbst Bedürfniß geworden, denn mit Eurer Vergunst gedenke ich sie dann durch den Grabstichel zu vervielfältigen, und meinem andern edlen Unterstützer, dem berühmten Merian in Nürnberg, als ein kleines Merkmal der Erkenntlichkeit darzubieten.«

»Da habt Ihr meinen eigenen Plan errathen,« sprach der Lord mit sichtbarem Wohlgefallen; »es freut mich, daß wir auch in dieser Sache übereinstimmend fühlen und denken; und so geht denn rüstig ans Werk, indeß ich meine levantischen Reiseberichte lese und prüfe.«

Der geistreiche Künstler arbeitete jetzt rührig an seinem Bilde, und der gelehrte Alterthumsforscher durchlas mit steigendem Antheil mehrere handschriftliche Hefte.

So vergingen zwei volle Stunden, ohne daß der Eine sich um das Thun des Andern auch nur im mindesten bekümmert hätte, so ernst und gesammelt war Jeder in seine eigene Angelegenheit vertieft.

Da erhob sich plötzlich der Zeichner und hielt seinem Gönner das vollendete Abbild entgegen. Entzückt umarmte dieser den freudigen Künstler, und wollte ihm eben die vollste Zufriedenheit zu erkennen geben, als ein Eilbote aus Wien heranstürmte. Die Nachricht war der Art, daß der Lord mit seinem Schützlinge augenblicklich aufbrach.

Sie betraf drohende Verhältnisse am Hofe seines Herrn, König Carls I.

Lord Arundel war englischer Gesandter am Wiener-Hofe. Arundel's Marmora, **Marmora Oxoniensia** (die Parische Chronik) sind jedem Geschicht- und Alterthumsfreunde bekannt und werth.

Der Künstler aber war der ewig berühmte Hollar, dessen englische Grabschrift auf einem eigenen Denkmal in der Margarethenkirche zu London deutsch also lautet: »Wenzel Hollar, ein böhmischer Edelmann, geboren in Prag und einer der berühmtesten Künstler, der durch seinen unermüdeten Fleiß viele Werke, die ihn der Nachwelt empfehlen, hinterlassen hat. Dazu wurde er am ersten von seinem edlen Gönner aufgemuntert, dann von Kennern dieser Kunst geliebt und geschätzt. Nachdem er viele Länder durchreiset, wurde er hier begraben. Er lebte zu London und starb in dieser Pfarre den 28. März 1677 im 70. Jahre seines Alters.«

Wohl mit dem vollgiltigsten Rechte, großer Hollar, ist dein Vaterland stolz auf dich, ist es jeder Österreicher, ist es die Welt; nicht die europäische nur, auch der Welttheil, welcher Amerika heißt, wo du die Kunst eingeführt. Unvergänglich, großer Böhme, wird dein Andenken blühen und glorreich sein.

Hollar's Prospect seiner Vaterstadt prangt in Merian's Topographie von Böhmen. Dieses ellenlange Blatt fehlt bei gar manchem Exemplare.

Mit einem andern großen Mann eines verbrüderten Nachbarlandes theilte Hollar ein contrastirendes Geschick. Hollar war eine Zeitlang gemeiner Soldat und zwar bei dem Regimente Winchester; Sonnenfels der Mährer war eine Zeitlang gemeiner Soldat bei dem Regimente Kerpen. Mit Amerika, das ihn gleichfalls bewundert, war auch Sonnenfels befreundet: die philosophische Gesellschaft zu Philadelphia sendete ihm das Diplom als Mitglied.

Diese flüchtige Skizze hier ist nichts, kann nichts sein. Und dennoch soll sie Etwas sein, etwas Bedeutsames, ehrenwerth Fruchtbringendes: der Anstoß zu einem vollen Lebensgemälde des großen Mannes, sei es eine strenge Biographie, sei es eine freiere Novelle. Nicht wohl kann es einen geeignetern, dankbarerern Stoff geben, zur Verherrlichung des geistes- und kunstmächtigen Böhmenlandes beizutragen.

Jakob Kitschner.

Das letzte Kanonenkreuz *).

Was seid ihr den Gräbern erstanden,
Und schaart Euch in Reihe und Glied?
Was blasen die schlotternden Banden
Mit Hörnern solch weinerlich Lied?

Sie blasen aus alten Posaunen
Gar düstern — gar traurigen Sang,
Dazwischen viel Hoboen raunen,
Auch tönen die Trommeln gar bang.

Und hinten — die Waffen umgürtet
Folgt ernst ein gespenstiges Heer,
Die Wimper von Thränen bebürdet
Die Faust an der schartigen Wehr!

Es rief sie ein morscher Trompeter:
Da hob sich aus Beinhauses Wust
Die Mannschaft — und hatte ein Jeder
Ein Kreuz an der knöchernen Brust.

Er rief sie: gar seltsame Gruppen
Belebte sein gräßlicher Tusch,
Erst kamen die fliegenden Truppen
Und Jäger mit flatterndem Busch.

*) Ich habe das vorliegende Gedicht bereits im September 1843 Herrn Emil Titl zur Composition übergeben. Am 19. Jänner 1844 erschien jedoch in Nr. 19 des Humoristen „Das erste und letzte Kanonenkreuz" von Herrn von Tolb, dem liederreichen Compositeur Titl gewidmet, — worauf ich mein Gedicht zurücknahm. Weit entfernt, irgend Jemanden eines Plagiates zu beschuldigen, will ich nur von mir eine derlei Verdächtigung abwälzen. Dies zur Verwahrung der Autorenehre.

Und kamen Uhlanen, Husaren
 Auf fleischlosem windigem Roß,
Dann Fußvolk in zahllosen Schaaren,
 Constabler dazwischen, und Troß,

Und kamen darnach Grenadiere
 Mit riesigem Knochen-Skelet,
Und schlossen den Zug Kürassiere,
 Am Schädel — ein rostig Kasket!

Denn alle die wackern Cameraden
 Die Männer vom Leipziger-Heer:
Sie waren zur Leiche geladen
 Mit Ober- und Seitengewehr.

Sechs Marschälle trugen die Bahre,
 Sechs Andre die Fackeln dabei,
Sie kamen im Feldherrn-Talare
 Aus Grüften und Gräbern herbei.

Am Sarge aus Eichen gezimmert
 Da prunkte sein schartiger Stahl,
Und nebenan funkelt und flimmert:
 »Das Kreuz von Kanonenmetall!«

Und draußen am Friedhofsgemäuer
 Herstellt sich die todte Armee.
Der Kaiser — der commandirt »Feuer!«
 Und — Feuer — gibt's ganze Quarré.

Dann, als sie den Leichnam bestatten
 Zur heiligen ewigen Ruh',
Da schaudern die mürben Soldaten,
 Es weinen die Meisten dazu.

Dann, als sie die Salven gegeben,
 Der Tambour auch dreimal schlug ab:
Da flieht aus den Körpern das Leben
 Und knochenweis geh'n sie zu Grab.

Wen aber? — wen trugen die Mannen
 Zur Ruhe so wackern Geleits? —
»Den letzten der alten Veteranen
 Mit dem letzten Kanonenkreuz!«

Sternau.

Weltschmerz.

Poche nicht du blut'ger Quell des Lebens,
Poche nicht du armes Menschenherz!
Die Secunde freudigen Erbebens
Ach! durchzittert ein Äonenschmerz.

Kannst du sagen, wann dein Leid begonnen? —
Wann es aufgebrannt aus ew'ger Nacht?
Geist! dein Schmerz ist, alt wie jene Sonnen,
Aus der Schöpfung wüstem Traum erwacht.

Melancholisch zieht's dich immer wieder
In des Denkens räthselhaften Grund,
Zu den Klängen deiner Wiegenlieder
Sehnst du dich, von Lebenszweifeln wund.

Ach, du hörst die süßen Laute nimmer,
Wo der Tritt der Weltgeschichte dröhnt,
Doch es blitzt, wie leiser Ahnung Schimmer,
Wenn das Glöckchen in den Bergen tönt.

Wenn es tönt, so süß, daß all' dein Denken,
Deines Lebens höchste Poesie,
Du auf ewig möchtest tief versenken
In die trübe Weltmelancholie.

Im Walde.

Im Walde lieg' ich weltvergessen,
Als hätt' ich nie mit Euch gelebt,
Und nur im Weltengeist, in dessen
Allmächt'gem Wort die Schöpfung schwebt.

Hoch über mir gleich lauten Meeren
Durchtönt's die Bäume, wie Gesang,
Als wogte die Musik der Sphären
Erbrausend her im Sternenklang.

Zu meinen Füßen springt die Quelle
Empor aus kühlem Felsengrund,
Und singt ein Märchen, waldfrisch, helle
Mit silberklarem Glockenmund.

Es rauscht das Wild, die Berge hallen,
Doch keine Menschenstimme klingt,
Nur in der Ferne hör' ich fallen
Die Axt, die einen Baumstamm zwingt.

Und mich ergreift ein mächtig Sehnen
Nach süßem Menschenweh zurück,
Nach Erdenleid und seinen Thränen,
Nach Euerm kleinen Menschenglück.

Beruhigung.

Es sank mein Stern, nun ist es Nacht
Und Alles still und todt,
Verglüht des Lebens eitle Pracht
Im letzten Abendroth.

Kein Strahl, der aus dem Dunkel bricht,
Erhellet meine Bahn,
Zum Himmel hebt mein Angesicht
Sich betend stumm hinan.

Du Welt voll Harm! an deinem Weh
Wie wird mein eignes mild,
Wenn ich in tausend Leiden seh'
Der Gottheit Schmerzensbild.



A. v. Lagusius.

Des Gastronomen Bewußtseyn.

Alles sahst du auf dem Rund
Beider Hemisphären,
Der Vulkane tiefen Schlund,
Pico, Cordilleren,
Himalay', Südocean,
Humbolt, weltberühmter Mann!
Hast du scharf gemessen.

Aber was der Ocean
Beider Hemisphären,
Selbst das reiche Hindostan
Leckeres bescheren,
In der Luft die Schwingen regt,
Sich im Fluß und Forst bewegt,
Das hab' ich — gegessen.

Paul Friedrich Walther.

Die Bajadere *).

Hab' ich denn ein Leben unbewußt durchlebt,
Das in Nebelbildern mahnend sich erhebt?
Ach! der Bajaderen gottgeweihte Schaar
Führt zurück im Tanze mich viel tausend Jahr',
Bin ich denn des Indus heil'gem Strand vertraut?
Warum sonst erfaßt mich's wie bekannter Laut?
Und warum sonst sehnte schon des Knaben Sinn
Sich, wie nach der Heimat, nach dem Indus hin?
Ja, es ist die Ahnung einer Urwelt-Zeit,
Die das Jetzt und Künftig webt zur Ewigkeit!
Thöricht, wer belächelt, was er nicht begreift,
Daß begeistert Sehnen selbst zur Vorwelt schweift;
Daß von Lug umdüstert faselt der Verstand,
Und er nicht erkennen mag sein Heimatland!
Ja, ich fühl's ich mußte sterben, aufersteh'n,
Wohl die Form verändern, doch nie untergeh'n!
Darum, Brama's Töchter! füllet Euer Tanz
Mit geheimer Weihe meine Seele ganz.

Weltverstand beflügelt, weil's ihm so gefällt,
Tritt mit Maulthiershufen fremde Blumenwelt;
Weil die Blüthe üppig, eilt er täppisch her,
Saugt mit Käfergierde Nektarkelche leer!
Was am Kinde kindlich, füllet Euch mit Scham?
Weil Euch das Bewußtsein Eurer Sünde kam!
Und ein Schwall von Worten, Schicklichkeit, Moral
Deckt ästhetisch Eurer Seele Armuth all!

*) Veranlaßt durch die Vorstellungen »der Bajadere« im Wiedner Theater in Wien im Sommer 1839.

Seht, die Brust entfesselt, wie des Lingam's Bild,
Tanzen Devedaschi im Pagod-Gefild',
Und ein heiliger Rhythmus kräftigt Herz und Sinn,
Und der Frommen Menge sinkt zur Andacht hin.
Hier am Donaustrande decken sie die Brust,
Weil den kalten Celten stachelt sünd'ge Lust,
Und weil fromme Weise nur der Priester singt,
Dem entweihten Ohre sinnlos sie erklingt.
Darum müssen Geigen, Pauken und Trompett'
Mit dem heil'gen Liede walzen um die Wett'!
Muß denn alles Hehre, daß es Euch erfreut,
Zunftgemäß sich hüllen in Erbärmlichkeit?
Euer Walzer raset, doch des Priesters Sang
Magisch ihn durchschauert und wie Geisterklang:
»Was genehm der Gottheit, blöder Menschensinn,
»Wirst du nie bezwingen, sinkst wohl selber hin!«

Formen, einfach, lieblich, wie des Indus Land,
Malt die Bajadere sinnig und gewandt,
Und, wie sie die Arme sanft verschlungen hat,
Scheint, gewiegt von Wellen, sie ein Lotosblatt;
Und, wie sie begeistert ihre Blick' erhebt,
Sprüh'n sie Indra's Flammen, jede Fiber bebt!

Ja, sie sieht den Gott, an den sie fest geglaubt!
Am Delavaghiri glänzt im Gold' sein Haupt,
Die allmächt'gen Arme breitet er umher,
Und als Riesenspiegel hält er rings das Meer,
In der Ströme Fluten badet sich sein Fuß,
Und des Frühlings Stimmen sind sein Friedensgruß;
Sein Gewand erglänzet, wo ein Palmenwald,
Und ist tausendblüthig duftend übermalt.
Ja, ihr naht der Gott, dem liebend sie vertraut,
Seit sie seines Äthers Glutenaug' geschaut,
Seit ihr Herz gebebt, in Ahnung süß getaucht: —
Und entzückt, von seinem Geiste angehaucht,
Wird, weil ihre Seel' in Sehnsucht überquoll,
Ihr Gebet zum Tanz, voll Feuer, demuthsvoll!
Seht! kein Tanz des Weltsinns, Andachtsgruß ist dies,
Wie's vor tausend Jahren schon den Vätern hieß!
Nein! kein Tanz der Schule, regelrecht verschönt,
'S ist der Schöpfung Jubel, der all überall tönt,
Und der Taub' am Felde, und dem Wild im Wald'
Mit der Lust des Daseins in der Seele hallt!

Du der Wunder Heimat, Land voll Zauberduft,
Wo der Urwelt Geister weh'n durch Thal und Kluft,
Wo der Schöpfung ersten riesigen Altar
Grüßt die Antilope scheu, umkreis't der Aar;
Du der Menschheit Saatfeld, heil'ger Sagen Quell,
D'rein der Weisheit Sterne blicken klar und hell,
Du der Trias kindlich fromm geweihtes Land,
Ach, warum hast deine Kinder uns gesandt?
Fremd sind deine Götter, fremd uns deine Weis',
Uns're Zeit, ein Jüngling, staunet an dich Greis,
Und dein Thau scheint blöde, kindisch und erschlafft,
Von frivolen Blicken spöttisch angegafft,
Es genügt der Flachheit, daß den Thurm sie schaut,
Achtlos, daß viel tausend Jahre d'ran gebaut.
Unser Kraftverstand, ein ruhiger Gesell',
Lächelt deiner Einfalt, spricht dein Urtheil schnell,
Träge Indolenz und kampfbegier'ger Witz
Schleudern schwer Geschütz, und scharfer Pfeile Blitz;
Wahrlich, wär' dein Antlitz nicht ein Demantlicht,
Dich erkennten deine eig'nen Götter nicht.

Xaver Ferdinand Nowotny.

Die Seherin an der Sazawa.

Von der Czaslauer Anhöhe, welche gegen Westen über den Berg von Suchodol und Zdanic bis Prag die kürzeste Telegraphenlinie bildet, die man bei heiterem Himmel mit freiem Auge bequem übersieht, dehnt sich ein Gebirgsrücken bis an die Gränze Mährens und Österreichs, gegen Osten vielfach verzweigt, und eine weit gestreckte Abdachung gegen die Sazawa bildend, so wie anderseits gegen die Elbe. An den einzelnen Zweigen dieses Gebirgs standen schon im zwölften Jahrhunderte zahllose Burgen des zcechischen Adels, deren Aufzählung die gegenwärtige Geschichte wenig angeht.

Unter den an diesem Gebirgsrücken aufgerichteten Vesten zieht uns zunächst die Burg Ronow an, welche an einem Arme der Daubrawa, der Elbe zufließend, gelegen, dem mächtigen Geschlechte der Duba und Lipa gehörte, welches von einem Fürsten abstammend, der den Herzog Jaromir bei einem Überfall der Wersowcen im Walde glücklich gerettet, bald zu den bedeutendsten Familien im Czechen-Land sich erhob. Die Familie war in einem Jahrhunderte vielfältig verzweigt; aber alle führten im Wapen dieselben Abzeichen, zwei quer gelegte knotige Eichenzweige, zum Andenken an die Gefahr des Herzogs Jaromir, und die Heldenthat ihres Urahns; die wichtigste Familie dieses Geschlechtes war im vierzehnten Jahrhunderte jene von Ronow, und der wichtigste Mann des Hauses: Heinrich Berko von Duba und Lipa, Oberstburggraf zu Prag.

Ronow, damal eine bedeutende Burg, mit weitläufigen, schwerfällig angelegten und ausgeführten Bastionen, in der Mitte das geräumige Schloß mit einem die Gegend weithin beherrschenden geschmacklosen Thurme, ist heutzutage noch ein bedeutendes Städtchen, das sich durch die Vorzüglichkeit seiner Töpfergeschirre auszeichnet.

Im Jahre 1310 als die Czechen den deutschen Bräutigam Johann von Luxemburg ihrer letzten Przemislidin, Elisabeth, zu-

führten, stand Ronow in seltener Macht und Pracht; denn der Gebieter desselben Heinrich von Duba war der einflußreichste Mann im Lande, der zu Nimburg die Meinungen des Adels lenkte, und nach der Einsetzung König Johann's den größten Einfluß auf die Landesangelegenheiten übte. Doch da er früher ein Freund und Vertrauter des Czechenkönigs und österreichischen Prinzen, des bei Horazdowiez an der Ruhr verstorbenen Rudolph gewesen, gelang es seinen Feinden bald, ihn bei dem Luxemburger Johann in Mißtrauen zu bringen, um so mehr, als er seine Anhänglichkeit an die Königin Witwe Wenzels III., die frühere Witwe nach dem Herzoge von Teschen gewesen, und als Witwenbesitz mehrere Städte: als Chrudim, Mauth, Königinhof und Jaromierz inne hatte, thatsächlich an den Tag zu legen fortfuhr. Heinrich war Witwer und Vater einer zahlreichen Familie, aber noch rüstig, und ein ausgezeichneter Mann; seinen Feinden gelang es leicht, bei dem im Lande unbekannten König gegen ihn Eifersucht ehrgeiziger Pläne wegen anzufachen. Er, der bei seiner politischen Regsamkeit seine Familie, und alle das Wohl derselben berührenden Angelegenheiten vernachlässigt hatte, wurde auf den Befehl des Königs durch Haas von Waldeck im Jahre 1315 in der Veste Angersbach auf das strengste verhaftet. Seine Familie war nun ohne Haupt, denn die Mutter war todt, und der Vater in der Haft. Ronow, der Mittelpunct seiner weitläufigen Besitzungen, lag nahe an der österreichischen und mährischen Grenze. Seit den verhängnißvollen Kriegen zwischen Ottokar und Rudolph bestanden an diesen Grenzen zahlreiche Freibeuterbanden, die großentheils in den Adlerbacher-Höhlen bei Königgratz unsichtbar hauseten, von der Plünderung der Handelsleute lebten, und jedem Ehrgeizigen gerne ihre Hilfe zur Ausführung seiner Pläne boten. Einige Wochen nach der Verhaftung Heinrichs von Duba beginnt unsere Geschichte.

Es war ein finsterer, neblichter Abend, desgleichen jede Gebirgsgegend um die Zeit aufzuweisen hat, wenn der Frühling mit dem Winter um die Oberherrschaft zu kämpfen beginnt. In der Burg Ronow war Alles still und melancholisch, und zwar schon seit dem Tode der Burgfrau; die Thore waren geschlossen, auf dem Thurme war es finster wie in dem Schloßgebäude, und auf den Bastionen gab es keine Wachen. Plötzlich erschollen vor dem nördlichen Thore Horntöne, sie bliesen eine bekannte Familienmelodie, der schläfrige Wächter schloß auf, und ein zahlreicher Haufe von Rittern und Knappen, mit bunt ge-

mischtem Gefolge, drängte sich in den freien Burghof. Eine gewaltige Stimme befahl das Thor zu schließen, und in wenigen Augenblicken war die Gesellschaft innerhalb der massiven Burgbastionen. Die Ritter saßen ab, die Knappen übernahmen die Pferde, das übrige nicht rittermäßige Gefolge beschäftigte sich mit mancherlei Gepäck, und mit dem Abladen einiger Karren. Indessen waren die Ritter ins Schloßgebäude eingedrungen, ein alter Diener mit einer hell leuchtenden Fackel führte sie in den geräumigen aus schwarzem Eichenholz gezimmerten Familiensaal, die Andern schleppten das Gepäck nach, und die hintersten wälzten sogar mehrere Fässer hinein, während hinter ihnen eine jüdische Stimme bittend und mahnend kreischte.

»Wo ist Vater Eustach?« ließ sich gewaltig eine Stimme hören, »wo ist Ludmilla und der Hausvogt?«

Der zerknirschte Hausdiener in abgetragener Kleidung entschuldigte Alles auf das Beste, zündete mehrere im Saale vorräthig aufgesteckte Kienfackeln an, und entfernte sich, um die Gesuchten herbei zu holen.

Indessen wurden einige Waarenballen hereingebracht, und einige Fässer unter der Aufsicht eines langbärtigen Juden hereingewälzt.

»Maccabäer, ein Faß auf den Tisch, und ein Trinkhorn herbei, wir wollen sehen, was wir für einen Handel gemacht!« so donnerte die Stimme eines Ritters, der den übrigen an Rang, Alter und Einfluß voranzustehen schien. »Wir wollen auf Ronow kosten, ob in Ungarn und dem Nachbarland echter Wein wächst. Du Maccabäer sei ohne Sorgen wegen der Handschrift. Meine Finger sind von der Abendluft und dem Gemetzel mit deinem Patron zu steif, um sie selbst auszustellen. Gleich wird ein dazu geschickterer Mann kommen als ich, der nebenbei gesagt einen eben so langen, aber würdigeren Bart hat als du!« So sprach derselbe Ritter, öffnete das nächste Faß, füllte einen Krug, den er nach hinreichendem Trunk seinem Nachbar überließ, so daß, ehe die Runde umgegangen, das Faß einen hellen Klang von sich gab.

Während dem heroischen Probetrunk erschien an der Hand des Dieners ein Geistlicher von sehr hohem und gebrechlichem Alter. Er gehörte dem Benedictiner-Orden von Sazawa, war seither Schloßcaplan, Erzieher des Burgherrn, wie auch dessen Familie. Sein Ansehen war bei allen Burginwohnern außerordentlich. Bei seinem Eintritt wurde die Stimme des jungen Ritters, der bis jetzt im Saale geherrscht hatte, bescheiden nüchtern, Alle entblößten ihr Haupt.

»Vater Eustach,« sprach der Anführer, »hier ist ein Geschäft für Euch; zwar ist kein Segen zu sprechen, denn der käme zu spät, aber eine Handschrift ist aufzusetzen; wir haben diesem Maccabäer, der mit seinen Weinen nach Prag ziehen wollte, die Reise abgekürzt, und seinen Vorrath nach Ronow bringen lassen, mit dem Versprechen, im nächsten Herbst mit Hasenfellen zahlen zu wollen. Damit er unsern Namen nicht verläumde, stellet ihm die Verschreibung aus, und falls Ihr keinen Fasttag feiert, versuchet selbst vom Faß!«

Aber um das Faß gab es ein Gedränge, daß es nicht nur bald leer geworden, sondern noch ein zweites auf die eichene Tafel gestellt werden mußte, von dem der alte Schloßbediente den ersten Schluck mit unmäßiger Gier aufnahm.

»Mein Sohn, begib dich nicht ins Lager der Amalekiter, heißt's in der Schrift!« so sprach bedächtig der ehrwürdige Priester, ließ sich ein Schreibzeug geben, und stellte die geforderte Urkunde aus. Der Jude empfing sie freudig, und ein gewaltiger Ruf: »hinfort, Maccabäer, und laß dich nicht vor dem ersten Schnee sehen, wenn du nicht als Zapfen unsere Tannen schmücken willst,« schreckte ihn hinfort, so daß sich der arme Schächer in einigen Augenblicken außer der Burg befand.

In Gegenwart des ehrwürdigen Greises ließ indessen die unmäßige Zechlust nach, das Gefolge zog sich in den Hintergrund zurück, der Priester nahm an der breiten Tafel den ersten Sitz ein, ein Stuhl neben ihm blieb leer, und ihm zu beiden Seiten ließen sich fünf junge Ritter nieder, die alle dieselben deutlichen Familienzüge hatten, und selbst an Größe und Alter unbedeutend von einander verschieden waren. Der älteste erzählte ganz schlicht ihr heutiges Abenteuer: sie wären wie gewöhnlich auf der Jagd herumgestreift, und hätten einen Zug Kaufleute begegnet, die in der Begleitung eines Juden ihre Waaren nach Prag bringen wollten; da der nächste Marktplatz der beste ist, hätten sie ihnen gerathen, in Ronow einzukehren, die Christen seien davongeflohen, der Jude aber habe Muth gehabt, die Verschreibung zu holen, und solle deshalb im Herbst mit den besten Hasenfellen bezahlt werden.

Während diesem Bericht, welchen der Priester gar nicht unterbrach, trat eine Jungfrau ein an der Hand eines jungen Ritters. Sie war ganz in Trauer gekleidet, und mit dem Ausdruck innigster Betrübtheit hätte sie leicht ein Bild der Nacht abgeben können. Ihr Begleiter schien

etwas geschmackvoller und leichter gekleidet, als die übrigen, im Alter schien er ihnen ziemlich gleich.

»Ctirad, du dichterische Lerche, heute hast du deinen Tag versäumt, und bei Griechisch und Latein vergessen, daß in Ungarn der herrlichste Wein wächst! Laß dir credenzen Bruder, oder mach selbst das Faß auf!« So riefen beinahe Alle dem jungen Ritter zu.

Ohne den stürmischen Zuruf zu berücksichtigen, setzte sich der Jüngling neben dem Letzten an den Tisch, während die Jungfrau den leeren Platz neben dem greisen Geistlichen einnahm. Es war Ludmilla, die einzige Tochter des Hauses, und ihr Begleiter ein junger von Lipa, Sohn einer Nebenfamilie des Berko von Duba, ein Jüngling, voll poetischer Zartheit und Sanftmuth, daher oft ein Spielwerk seiner rüstigeren Verwandten.

Die Ankunft der Jungfrau schien auf die jungen Ritter eben so viel Einfluß zu üben, als die Gegenwart des greisen Burgcaplans. Jetzt war die ganze Familie der Duba beisammen, fünf Söhne und eine Tochter, welche die Brüder nach dem Tode der Mutter, und bei der Abwesenheit des Vaters, weil sie die jüngste war, außerordentlich berücksichtigten. Nach ihrem Erscheinen war die Unterhaltung unbedeutend, gleichgiltig. Aber kaum hatte diese Störung für die lebenskräftigen Brüder einige Augenblicke gedauert, trat eine Person im Anzug eines herumziehenden Hausirers ein. Ihr Auftreten war still, ihr Betragen noch stiller. Endlich hob der ältere Duba die mißvergnügten Blicke empor, und rief: »Welche Fledermaus hat sich hereingeschlichen; weg mit dir, du Maccabäer, hast deine Handschrift oder nicht, sonst bekömmst mit der Peitsche das Siegel darauf!«

»Ich komme von Angersbach!« antwortete der Fremde und schien eine nähere Frage zu erwarten.

»Angersbach! verflucht sei Angersbach und dein Mund!« so schrie der Ritter, der bis jetzt der Wortführer der andern war, sprang auf, und riß dem Fremden eine leichte seidene Maske vom Gesichte herab, und sprach mit merkbar besänftigter Stimme: »Brav gespielt, Wendelin! Was gibt's in Angersbach? laß hören, wir sind Alle beisammen.«

»Viel Gutes und nicht weniger Schlechtes!« sprach trocken der entlarvte Fremde.

»Laß das Gute zuerst hören, und hebe das Schlechte auf morgen

auf. Bist du falsch, so gibt's im nächsten Walde Bäume genug, die dein Gewicht aushalten!«

»Ich will mich streng an Ordnung und Wahrheit halten,« sprach gelassen der Botschafter. »Nach vielen Schwierigkeiten war es mir gelungen, Eingang in die Burg Angersbach zu gewinnen. Durch einen listigen Vorwand gelangte ich sogar in das Wohnzimmer unseres gnädigen Herrn; der gute Ritter befindet sich in seinem steinernen Käfige sehr unbehaglich, um so mehr als sich keine Hoffnung zur Befreiung zeigt. Er meint, Junker Zdenko sollte sich deshalb bittlich an den König wenden, oder ...«

»Oder eine Schaar muthiger Freunde sammeln, um den steinernen Käfig aus einander zu werfen. Meinte das nicht der alte Ritter, was glaubst du treuer Wendelin?« — so unterbrach den Botschafter mit entschlossenem Tone und muthig blitzendem Auge der älteste Sohn, Heinrich von Duba.

»Er mochte wohl so Etwas meinen, denn er schlug zornig mit geballten Fäusten an die Wand, ohne sich näher zu erklären. Er sendet allen Lieben Gruß und Segen! — Ferner war ich auf der Rückreise in Prag, dort geht es bunt und toll zu. Unter dem vielen Gepränge, unter den fremdländischen Hoflustbarkeiten, und so viel fremden Abenteurern erkennt man kaum die alte Hauptstadt der Czechen. Überall Verwirrung, Zwist und Mißtrauen. Die Königin ist nach Frauenberg verbannt, der Kronprinz nach Paris abgeführt, angeblich um bei seinen hohen Verwandten erzogen zu werden. Die ehrgeizige Königin-Witwe von Königinhof ist mit Johann versöhnt, ganz neue Günstlinge beherrschen den König, aus seiner Nähe sind die ehrenwerthesten Eingebornen entfernt. Der Rest ist heiterer: im nächsten Frühjahr will der König unsere Gegend besuchen, um in Königinhof ein Turnier zu halten. Die Veranlassung dazu ist keine geringere als die Verlobung Peters von Rosenberg mit der Prinzessin Tochter der verwitweten Königin ...« Der Sprecher wollte fortfahren in seinem gelassenen Vortrag; doch die ganze Versammlung ward plötzlich furchtbar aufgestört und überrascht, am meisten aber Ludmilla, die bisher ruhig und theilnahmlos an der Seite des würdigen Burgcaplans gesessen war. Jetzt erhob sie sich mit stolzer Würde.

»Prinzessin Fiola soll verlobt werden mit Rosenberg; das kann wohl der König in vorübergehender Laune wollen, doch eine Tochter aus dem Hause Duba läßt sich nicht gleichgiltig eine solche

Schmach anthun! Seit sechs Monden trag ich den Verlobungsring des Rosenberg an meiner Hand; Brüder, wüßt' ich nicht, daß Jeder von Euch bereit und fähig ist, meine Ehre zu schirmen, ich würde baarfüßig das männerstolze Land der Czechen durchwandern, um einen Vertheidiger zu finden, oder für einen Augenblick mein Geschlecht vergessen, um persönlich dem Beleidiger blutige Genugthuung abzuzwingen.«

Die stolzen Worte wirkten begeisternd auf die Brüder. »Brav, wie eine echte Duba gesprochen! Jeder Athemzug, jeder Blutstropfen gehört deiner Vertheidigung und der Ehre des Hauses!« so riefen Alle stürmisch, verließen ihre Sitze, als ginge es geradewegs zum entschlossenen blutigen Strauß. Nur einer von den Rittern, der junge Begleiter Ludmilla's, schien sich in eigener, besonderer Gemüthsstimmung zu befinden. Sein Auge glänzte, seine Wangen färbten sich hochroth, seine Lippen schienen zu schüchtern um zu sprechen, seine Haltung verrieth mehr plötzlich eingetretene Freude als aufgeregtes Kampfgefühl.

Als das Gewühl, Gerede und Drängen wild und verwirrt zu werden begann, erhob sich der würdige Benedictiner, warnte die Anwesenden mit väterlicher Milde vor Übereilung, rieth an, die Sache am nächsten Tage zu überlegen, oder wenigstens das zahlreiche Gefolge aus dem Saale zu entlassen. Das letztere wurde alsogleich in Vollführung gebracht, der Geistliche entfernte sich im ernsten Schweigen sammt Ludmilla aus dem Saal, wo nur die tobenden Brüder und Verwandten zurückblieben.

Als sie sich allein befanden, ließen sie ihren Groll und ihr beleidigtes Gefühl, durch die unwürdige Verhaftung des Vaters und die schnöde Verschmähung der Schwester geschärft, in den bittersten Ausdrücken los; die abenteuerlichsten Entwürfe zur Rache wurden entworfen, der Botschafter herbeigerufen, näher befragt, und über mancherlei unterwegs Gesehenes und Gehörtes ausgeforscht. Bei Allem verhielt sich nur Ein Ritter scheinbar theilnahmlos, und als die Leidenschaften durch die Glut des Weines stets höher stiegen, verließ er unbemerkt den Saal, sichtbar mit eigenen Plänen und Gefühlen beschäftigt. Spät in der Nacht verließ auch die übrige Gesellschaft den Saal, um des andern Tages nüchtern und ernst die Ausführung der gefaßten Pläne vorzubereiten.

In einem abgelegenen Theile des Schlosses gab es keine geringere, aber minder lärmende Aufregung als im Saale. Ludmilla hatte sich, begleitet von dem greisen Schloßcaplan, dem würdigen Erzieher und Freund ihrer Jugend, ins Gemach begeben, die rüstige, beinahe männlich starke Jungfrau, nach dem frühzeitigen Tode der Mutter und bei der häufigen Abwesenheit des Vaters, großentheils mit den Brüdern, in der freien Natur und bei männlich stärkenden Beschäftigungen erzogen, wäre anfangs bald einer Anwandlung weiblicher Schwäche unterlegen, als aber ihre Dienerschaft herbeieilte, ermannte sie sich, entfernte dieselben, und blieb mit dem Greise allein.

»Ehrwürdiger Vater,« — begann sie anfangs stotternd, aber stets mehr und mehr begeistert, — »ich bin ein unglückliches Geschöpf; unglücklich durch mein Geschlecht, das keinen Anspruch und keine Gelegenheit zur Selbstvertheidigung hat, unglücklich durch meinen Familiennamen, der nach langem Glanze der gemeinsten Schmach anheimzufallen scheint, unglücklich durch das Schicksal, das mir frühzeitig eine Mutter geraubt, die auf dem ernsten Lebensgange meine Vertreterin und Freundin hätte werden sollen. Was ich von Gott und der Welt weiß, verdanke ich Euch, ehrwürdiger Vater, daß ich unter der wilden Umgebung nicht verwildert bin, ist Euer Werk; der Himmel segne es Euch tausendfältig! — Doch in welcher Lage befind' ich mich jetzt? — Politischer Ehrgeiz meines Vaters, ohne meine Jugend und meine Gefühle zu berücksichtigen, verlobte mich mit einem Manne, den ich nie zuvor gekannt, und der sich nie um meine Zuneigung gekümmert. Und dieser Mann, durch fremde Übermacht aufgemuntert, bricht gleichgiltig und schmählich eine so wichtige Verbindung ab, der ich mich mit blutendem Herzen gefügt, als wär' ich die Tochter seines niedersten Knechtes! — Bei Gott, beim Schatten meiner verklärten Mutter, bei dem Ruhme meiner edlen Ahnen, bei meiner Unschuld, die mich stolz macht, das soll nicht ungestraft geschehen, und die Welt erfahren, daß nicht nur Männer aus dem Geschlecht der Duba, sondern auch Jungfrauen dieses Namens würdig sind!« Bei den letzten Worten hatte sich die Jungfrau wie eine begeisterte Heldin und Prophetin des Alterthums erhoben, und ließ sich darauf ernst wieder nieder.

Pater Eustach hatte geduldig schweigend der Aufgeregten zugehört, er wußte zu gut, daß jedes Einreden und Widerlegen die Leidenschaft erbitterter mache. Jetzt versuchte er voll Milde und Sanftmuth, mit Vernunft- und Religionsgründen die gekränkte Jungfrau zu be-

sänftigen. Sie hörte ruhig zu, aber ihre Gedanken hatten wenig mit dem ernsten Inhalte der wohlgemeinten Zusprache zu thun. Endlich bat sie den Greis, sie allein zu lassen, empfing dessen frommen Abendsegen, und ging einige Minuten mit raschen Schritten in dem einsamen Gemache auf und ab, von den lebhaftesten Gefühlen aufgeregt und mit den seltsamsten Gedanken beschäftigt. Plötzlich rief sie ihre Dienerschaft, gab einen raschen Befehl, und setzte ihre leidenschaftliche Bewegung im Gemache fort. Bald wie von einem schmerzlichtiefen Gefühle ergriffen, blieb sie der Thüre gegenüber stehen, griff leidenschaftlich in das reiche Geflecht ihrer Haare, und der schöne Jugendschmuck der Jungfrau flog wie ein seidener Schleier über ihren Nacken hin, sie erhob die begeisterten Augen, und erblickte vor sich einen ritterlichen Jüngling, der schüchtern an der Schwelle des Gemaches stand. Es war ihr Verwandter und jener Begleiter, der sie voll Traulichkeit des Abends in den Saal geführt hatte. Er war der einzige Sprößling eines jüngeren Zweiges der Duba, frühzeitig elternlos, und unter der Vormundschaft des mächtigen Heinrich von Duba, auf dessen Schlosse erzogen. Er war schwächlich, mehr zärtlich als rüstig gebaut; da er unter den Duba der jüngste war, konnte er wenig an ihrem Treiben und Leben Theil nehmen, und blieb daher mehr in der Nähe Ludmilla's, die nur um zwei Jahre jünger war als er. Schlank, blond, blauäugig, rosig zart gefärbt, war er ein liebenswürdiger Gespiele der Jungfrau, die braun von Haar, mit blitzenddunkeln Augen, mit blaßgeistreichem Antlitz, bei kräftig edlem Gliederbaue an seiner Schönheit und Zartheit seit jeher Gefallen fand, und ihn mehr als alle Brüder liebte. Gemeinschaftlicher Unterricht, häufiger Umgang beim Spiel und Ernst begründeten zwischen ihnen frühzeitig geschwisterliche Vertraulichkeit; zu ernsteren Gefühlen waren ihre Herzen noch nicht reif, bis sie die unerwartete Verlobung Ludmilla's mit Rosenberg plötzlich zum Verständniß ihres Herzensverhältnisses brachte. Sie unterwarfen sich still dem plötzlich eingebrochenen Geschick, die Jungfrau aus angebornem Stolze, der Jüngling aus aufopfernder Liebe. Auf ihren einsamen vertraulichen Spaziergängen ließ wohl der Jüngling oft seine wehmüthigen Klagen hören. Die ernste Jungfrau beschwichtigte ihn bald, aber sie litt nicht weniger, unter den Gluten des Schmerzes hatte sich die Knospe ihrer Liebe zur Blüthe entwickelt; die Jungfrau litt und schwieg entsagend, der schüchterne Jüngling wagte nicht über seinen Gemüthszustand zu reden, und fand berauschenden Trost im traulichen Umgang mit der geliebten Ludmilla.

»Stirad,« — begann die Jungfrau, — »ich ließ dich rufen, mein Herz ist schmerzenschwer, ich sehne mich nach Trost und Milderung, wer kann sie mir gewähren außer dem Freunde meiner Jugend! Du kennst mein Herz, meine Schmerzen, du kennst auch meine jetzige Schmach!« — Der Jüngling küßte ehrerbietig die Hand der Jungfrau. »Ludmilla, laß dich nicht vom übermäßigen Gefühl bewältigen; vielleicht ist die Nachricht erfunden, vielleicht unrichtig; kein Edelmann im Lande würde es wagen, eine Tochter des Hauses Duba so zu beschämen!«

»Doch wenn es ein König wünscht — befiehlt?« —

»Unmöglich, der ritterliche Johann ist nicht fähig, so etwas zu befehlen!«

»Nicht möglich? — und wo ist Elisabeth, die Königin, der letzte Sprosse der Przmisliden? Seufzt sie nicht zu Frauenberg einsam als Opfer politischer Verläumdungen?«

»Vielleicht ist auch diese Nachricht nicht ganz wahr! Ein solches Ereigniß würde wie ein Sturmwetter von allen Enden des Landes widerhallen!«

»Du bist zu gutmüthig, Stirad! und wenn auch der Sturm durch's ganze Land ras'te, wer wird uns die Wahrheit verkünden, seit der Vater nach so vielen Verdiensten in einsamer Haft schmachtet? Unglückliche sind ansteckend, und Jeder meidet sie!«

»Doch wenn die Nachrichten wahr sind, kannst du dich in Ernst darüber kränken? Hast du nicht oft deinen Schmerz über die aufgezwungene Verbindung ausgedrückt? Kannst du für die Befreiung von einer so schweren, lebenslänglichen Last nicht einen Theil deines billigen Stolzgefühls aufopfern, falls nur ein Wort wahr gewesen an den Geständnissen, die du so oft zum Trost einem Unglücklichen gemacht?« — Die letzten Worte sprach der Jüngling bedächtiger, als beobachte er die Wirkung derselben. Doch die Jungfrau war wie sonst in Charakter und Betragen entschieden.

»Stirad, so rein und schuldlos ich mich vor Gott fühle, so wahr ist meine Liebe, die ich dir so oft gestanden. Dir gehört mein Herz, dein Glück ist das meinige, mein letztes Wort wird ein Liebegeständniß für dich sein! doch eine Tochter der Duba darf nicht über ihre Hand verfügen. Ehre und Gehorsam ist die erste Pflicht eines jeden Familiengliedes!« Somit reichte sie dem Jüngling ihre Hand zum Kuß, der sie feurig ergriff und wie ein Andächtiger auf die Knie niederfiel.

»Ludmilla, du weißt, was ich seit deiner Verlobung gelitten, welch ein verzweiflungsvolles Gefühl mich durchwühlt, du kennst die Innigkeit meiner Liebe, die Wahrheit meiner Gesinnungen; wenn du mich liebst, wenn du nicht absichtlich mein Herz in verderblichen Liebestaumel gestürzt, jetzt ist die Zeit, die unerwartete Zeit gekommen, die unsere Liebe krönen kann. Vergiß die Vorurtheile des Stolzes, mäßige dein aufgeregtes Gefühe, und wenn es dir mit der Liebe Ernst ist, werde glücklich in den Armen deines Bruders Stirad!«

Der Jüngling hatte begeistert gesprochen, die Jungfrau sank in seine Arme, drückte ihm einen heißen Kuß auf die Stirne und hob ihn empor.

»So rein und unveränderlich das Licht der Sterne am Himmel, so zuverlässig ist meine Liebe! darf ich jemal nach dem Wunsche des Herzens lieben, so gehöre ich dir. Doch ehe unsere Liebe den gewünschten Segen erreicht, muß meine Schmach getilgt, meine Beleidigung gesühnt werden. Darüber wollen und müssen wir nachdenken; eine mit Schmach besudelte Jungfrau darf es nicht wagen, an Liebe zu denken!« Somit reichte sie ihm die Hand, und der Jüngling entfernte sich sichtbar in der schmerzlichsten Stimmung.

Früh am folgenden Tage kamen die Söhne Duba's im Familiensaale zusammen, mit ruhigerem Gemüthe und ernster als des vorigen Abends. Unter allen herrschte eine seltsame Familienähnlichkeit und Gleichförmigkeit der Gesinnung, die Begebenheiten des entschwundenen Abends kamen zunächst zur Rede. Zdenko der älteste, schien Manches von dem Gestrigen über die Nacht vergessen zu haben. Es wurde Familienrath gehalten, der treue Wendelin herbeigerufen, und ernsthaft über Alles abermal befragt, aber Zdenko gerieth erst jetzt darüber in eine Wuth, die des Abends zuvor ihm Niemand zugemuthet hätte. Doch nicht ohne Grund; denn in den Tagen als noch Vater Heinrich von Duba mit der verwitweten Königin im guten Einverständnisse lebte, wurde er mit deren Tochteer, der Prinzessin Fiola, verlobt. Jetzt sollte seine und der Schwester Verlobung schmählich abgebrochen und aufgegeben werden. Seine Wuth glich anfangs dem Wahnsinne eines Überreizten, doch als ihn die Brüder besänftigend zur Ruhe mahnten, und einen zweckmäßigen Plan zu fassen baten, wurde er ruhiger, und hörte schweigend ihren Berathun-

gen zu. Man kam überein, die Zeit abzuwarten, bis sich der König nach Königinhof begeben werde, um das Tournier abzuhalten. Indessen wollte man alle Schaaren der Freibeuter in der Gegend an sich ziehen, den König mit einer unerwarteten Übermacht überraschen, und zum Abstehen von seinen Plänen zur Entehrung der Duba zwingen. Zdenko nahm den Plan schweigend an, doch schien er neben dem noch besondere, geheime Vorsätze zu hegen. Die Brüder zerstreuten sich, dem Plane gemäß die Schlupfwinkel der Freibeuter aufsuchend, nur Zdenko blieb zu Hause, einsam und finster über seine Pläne brütend.

Indeß war auch Ludmilla nach einem unruhigen Schlaf frühzeitig aufgewacht, die Bilder und Gedanken des vorigen Abends knüpften sich in ihrem Gemüthe alsobald zu einer düstern schweren Kette, sie vernachlässigte alle gewöhnliche weibliche Sorgfalt, und ließ so schnell als möglich ihren Jugendfreund Ctirad zu sich holen, nahm ihn am Arm, und führte ihn schweigend ins Freie. Die Natur war noch winterlich düster und trüb, der Boden kaum vom Schnee befreit, die Bäche leise murmelnd, die Bäume und Sträuche laublos, kurz auf der ganzen Gegend lag eine Melancholie, die beim Herannahen des Frühlings empfindlicher auffällt als beim Einbruch des Herbstes. Die Liebenden waren längere Zeit schweigend fortgeschritten, keines hatte den Muth, das Schweigen zu unterbrechen. Ihre Stimmung glich dem Bilde der ganzen Natur. Endlich gelangten sie zu einer Stelle, wo ein Gebirgsbach von einer Anhöhe tosend in die Tiefe herabfiel. Sei es, daß der Schwall und das Sprudeln weckend wirkte, oder daß Ludmilla den schaurigen Ort zur Unterredung absichtlich wählte, kurz sie blieb stehen und sprach ernst ihren Begleiter an:

»Ctirad, ich glaube nicht, daß du an meiner Liebe zweifelst; ich wiederhole es feierlichst, sobald es mir freisteht, nach eigener Wahl zu lieben, so gehört mein Herz und meine Hand dir. Doch so lange die mir angethane Schmach nicht getilgt ist, darf zwischen uns von Liebe keine Rede sein. Willst du als Mann meine Liebe verdienen, so versprich, unbedingt mir so lange zu folgen, bis ich die nöthigen Pläne zur Sühnung ausgeführt!«

»Ludmilla, du hast seit jeher unwillkürlich über mich nach Belieben geschaltet, wenn mir noch deine Liebe als Lohn entgegenwinkt, so rechne auf mich, wie auf dich selbst!«

»Was eine Jungfrau unternimmt, kann wohl ein jeder Ritter

wagen! Was ich aber fordere, besteht darin, keine Widersprüche, keine Einreden und stumme Folgsamkeit eines Ritters!«

Jetzt führte sie den Ritter weiter, ein Gespräch von ganz fremdartigen Dingen beginnend, so daß er nicht das Geringste von ihren Plänen ahnen konnte. So tändelnd und scherzend, durchwandelten sie längere Zeit die trübe Gegend, und kehrten mit scheinbar ruhigerer Stimmung in die Burg zurück. Mit solchen gleichgiltigen Spaziergängen verging beinahe eine Woche; indessen schwärmten die Brüder in der Gegend umher, brachten täglich neue Abenteuerer ins Schloß, schickten Kundschafter nach Prag, an ihrer Spitze den treuen Wendelin, und bereiteten ihre Pläne zur Ausführung. Auffallend, weil ungewöhnlich, war der unthätigste unter ihnen Zdenko, der älteste, sonst der Leiter der Übrigen.

Der April rückte indessen heran, er wehte wohl manchmal Schneeflocken wie leicht zerfließenden Thau herab, beglückte doch mehr die Erde mit wärmeren und belebenden Sonnenstrahlen. Der Anblick der Erde änderte sich, die Bäche flossen munterer und rascher, jede sonnigere Gegend wurde grüner, Finken und Lerchen versuchten ihre Jubellieder, und emsige Landleute wagten sich mit dem Pflug ins Feld. Inzwischen herrschte auf Ronow ein finsterer Ernst; Zdenko, der älteste, hatte seit Wochen kaum die nothwendigsten Worte gesprochen, und nur schweigend die Berichte der Brüder angehört, die jüngeren Brüder bereiteten unermüdlich den gefaßten Plan zur Reise, und Ludmilla schwärmte scheinbar tändelnd und spielend an der Hand des Jugendfreundes auf den erwachenden Frühlingsgründen.

Eines Tages führte sie ihren Liebling über die Grenze des gewöhnlichen Spazierganges hinaus; sie standen auf einer Anhöhe, vor ihnen lag eine seltsame schauerliche Gegend, vielfältig von den Regengüssen zerrissen, mit dunkelgrünem Wachholder und nacktem, niedrigen Gestripp bedeckt, weitum keine Menschenwohnung, der Grund mit glänzendem Quarzgestein übersäet. Die Jungfrau blieb stehen und schaute ernsthaft hinab, es schien, daß ihr die Gegend nicht unbekannt sei.

»Ctirad,« sprach sie ernst, »bist du noch gesonnen, dein Versprechen zu halten, welches du mir an jenem Sturzbache gegeben? Wenn du es bereuest, so kehre um und ich werde meine Wege allein gehen; oder gelobe noch einmal: Schweigen und Folgsamkeit!«

Der Jüngling besann sich nicht, sondern sprach: »Wo du bist, ist mein Leben! Willst du, daß ich schweige, so frage mich nicht, folgsam bin ich dir seit jeher!«

Auf gefährlichen, unbetretenen Pfaden stiegen sie hinab in jene Gegend, wo vor zwei Jahrhunderten der heilige Benedictiner Procop den Teufel der Rohheit, des Müßigganges und der Wildheit vertrieben, dafür aber Ackerbau und Fleiß dahin gebracht hatte, eine Gegend voll schauerlicher Abgründe, unterbrochener Waldungen, überströmt von reißenden Bächen und ohne Spur einer menschlichen Wohnung. Mit vieler Anstrengung waren die jungen Leute bis ins Thal herabgekommen, keines hatte die Gedanken des andern zu stören gewagt.

Sie kamen zu einem weitauslaufenden Vorsprung des Gebirges, welches in zahllose Klüfte zerspalten war. Nach rechts ins Gebirge hinein eröffnete sich ein schmales Thal, von einem Bächlein durchschnitten, hie und da mit niedrigen Schleedornsträuchen bedeckt und im Hintergrunde mit riesigen Eichen und weißstämmigen Birken, welche bereits zu grünen anfingen, bekränzt. Ein schmaler, wenig betretener Fußsteg führte in dessen Schooß, wo sich eine niedrige Hütte mit ärmlichem Strohdache zeigte, gegen das Thal von einem regellosen Garten verdeckt. Schweigend führte Ludmilla ihren Jugendfreund dahin. Vor der Hütte watschelte schwerfällig ein Knabe, mit zahmen, rothäugigen Kaninchen spielend; denn in der That schien nur ein Knabe zu sein der im Hofe schwerfällig sich trollende lebende Klumpen, mit unförmlich großem Kopf, boshaft glotzenden Augen und häßlich weit aufgeschnittenem Munde. Seine Größe betrug kaum drei Schuh, sein Unterleib war dick und angeschwollen, die Füße aber lächerlich dünn und säbelartig eingebogen.

Als die Ankommenden schon ganz nahe an dem koboldähnlichen Geschöpfe standen, nahm dieses sich keine Mühe, sie zu bemerken, so daß sich Ludmilla gezwungen sah, durch freundliche Ansprache dessen Aufmerksamkeit aufzuregen.

»Jonas, lieber Junge, wo ist deine Großmutter?«

»Meine Großmutter« — murrte grinzend der Zwerg. — »Wißt Ihr, wo der Nordwind haust und der Südwind schläft? Wißt Ihr das nicht, so werdet Ihr meine Großmutter nicht finden!«

»Doch lieber Junge, deine Großmutter ist mir freundlich und ich bring' ihr einige Herzstärkung aus der Burg.«

»Ganz wohl; doch habt Ihr nicht auch Etwas für den armen

Jonas gebracht, sollt Ihr die Großmutter doch nicht finden.« Dies sprach er mit boshafter Betonung, und fuhr behaglich in seinem Spiele fort. Ludmilla reichte ihm aus einem Körbchen ein Stück Weißbrot und Rauchfleisch, er griff wie ein hungriges Thier darnach, und zeigte mit einer Hand nach der verschlossenen Hütte. »Fürchtet ihr euch vor Geistern nicht, so klopft an die Thür!« Darauf trollte er sich gleichgiltig weiter. Beim Anblick der Hütte erfaßte die Anwesenden unwillkürlich ein Schaudergefühl; da war kein Rauchfang zu sehen, keine von Außen erkennbare Eintheilung, die kleinen Fenster mit dunkler Hornsteinblende vermacht, die Thüre aus rohen Bretern gezimmert und streng verschlossen. Ludmilla klopfte vergeblich einige Mal an die Thüre, endlich erschien mit unwilligem Murren ein menschliches Wesen in der halb geöffneten Thür. Ein kleines zusammengeschrumpftes Wesen vom Kopf bis zur Ferse in dunkelfarbige Wolltücher gehüllt, mit kleinem tausendfach gefalteten Antlitz, an dem nur die tiefliegenden und blitzenden Augen verriethen, daß es nicht einer Mumie, sondern einem lebenden Wesen gehöre; dieses seltsame Geschöpf stand auf der Schwelle und sah scharf forschend die Fremden an.

»Der Himmel segne Euer jungfräuliches Gesicht, Ludmilla! seit Langem hab' ich Euch nicht gesehen,« so sprach mit seltsam kreischender Stimme die Alte.

»Ihr habt Recht, gute Morzena; doch im Winter ist das Gebirge nicht gangbar. Ich bring' Euch einige Magenstärkung, und hoffe, daß sie Euch wohl bekommen werde.« Jetzt reichte ihr Ludmilla ein Weinfläschchen und einige Nahrungsmittel, welches die Alte beinahe gleichgiltig auf die Schwelle stellte.

»Ist das der junge Lipa, Ludmilla, den ich Euch im vorigen Frühjahre zum Bräutigam versprochen?« fuhr die Alte fort und musterte mit stechendem Auge den schüchternen Jüngling. Ludmilla erröthete; denn in der That hatte sie bereits oft die alte Morzena besucht, und zwar zuletzt im vorigen Frühling, bei welcher Gelegenheit ihr die Seherin vom nahen Brautstand weissagte. Morzena war eine von den geheimnißvollen Hexen und Seherinnen, dergleichen es um jene Zeit im Lande der Czechen sehr viele gab. Ihr Alter wußte Niemand, Jeder kannte sie bereits so altverschrumpft, als sie gegenwärtig dastand, sie wurde weit um in der Gegend geachtet und noch mehr gefürchtet, sie sollte im vertrauten Verhältnisse mit den Geistern der Gebirge leben, kannte alle Wunderkräfte der Kräuter, heilte Krankheiten, wußte Zau-

der zu bereiten und die Geheimnisse der Zukunft durchschauen. Ludmilla ist in früher Jugend mit ihr bekannt worden; eine abergläubische Amme hatte sie als Kind nach dem Tode der Mutter dahingeführt und ließ ihr über die Zukunft weissagen. Morzena hatte eine Vorliebe für die Jungfrau gefaßt, und lockte dieselbe oft zu sich. Im vorigen Frühjahre hatte sie Ludmilla eine glückliche Heirat mit einem schönen Manne aus einem verwandten Familienzweige prophezeit, den sie jetzt scheinbar wunderbar erkannte.

»Morzena, Ihr habt den Mann richtig erkannt, aber Euere Prophezeiung ist nahe daran, sich als nichtig oder falsch zu erweisen!«

»Menschenaugen sind schwach; aber das Walten der Elementargeister ist untrüglich! Noch ist die Zeit nicht vorüber, wahrscheinlich habt Ihr den zwölften Vollmond vergessen; noch einmal bis dahin wird sich der Vollmond verdunkeln,« so entgegnete mit wichtiger Miene die Alte, und forschte scharf im Gesichte Ludmilla's.

»Morzena, seitdem sind Umstände eingetreten, die schwerlich der Umlauf des Mondes ändern wird. Indeß will ich nicht verzweifeln, will Euch nicht mißtrauen . . . vielleicht, wenn Ihr Euch die Mühe nähmet, könntet Ihr jetzt deutlicher die nahende Zukunft enträthseln! . . .« mit Schüchternheit brachte die Jungfrau diese Worte hervor und erwartete ängstlich ihre Wirkung.

»Beim nächsten Vollmond erwart' ich Euch an dem bekannten Quell, was ich kann, will ich für Euch thun, versäumt nicht Eure Zeit und verliert nicht den Muth!« somit hob sie die gebrachten Geschenke von der Schwelle und schloß hastig die plumpe Thüre zu.

Von der ganzen Scene begriff aber am wenigsten der anwesende Jüngling, er stand dabei aus Verpflichtung stumm, und wagte es auch nach der Entfernung der Alten nicht, darüber zu sprechen. Düster schweigend verließ Ludmilla mit ihrem Begleiter das unheimliche Thal, und erst als sie die luftfreie Anhöhe des Gebirgs erreicht, eröffnete sie ein gleichgiltiges Gespräch, Ctirad fügte sich geduldig dem Willen der Jungfrau. —

In der Burg Ronow war alles in der vorigen Verwirrung und Aufregung, täglich versammelten sich daselbst Verwandte und Anhänger, welche den Söhnen des verehrten Heinrich von Duba Hilfe bei jedem Unternehmen mit Rath und That versprachen. Allerlei Pläne

wurden entworfen und verworfen, und stets abenteuerlichere gefaßt; unter Andern kam man auch überein, eine Bittschrift um Befreiung des Familienhauptes an den König zu verfassen, aber wer sollte sie überreichen — wann und wo? — Endlich bewog man den ehrwürdigen Burgcaplan dahin, dieselbe zu Königinhof vor dem Tourniere überreichen zu wollen.

Der Schweigsamste war immer bei diesen Betrachtungen Zdenko, er stimmte Allem bei, was seine Brüder, Freunde und Verwandte beschlossen. Desto fleißiger aber ritt er täglich sein Leibroß, und übte es in allen brauchbaren Reiterkünsten, beschäftigte sich mit seiner Stahlrüstung und holte die tüchtigsten Waffen aus dem reichen Waffensaale der Burg hervor. Während dem langten verschiedene Boten von Angersbach, Prag, Königinhof und andern Orten in der Burg an, welche die nahe Reise des Königs bestätigten, von den Vorbereitungen zu den bevorstehenden Festen meldeten und von den Einladungen an den nachbarlichen Adel zu jenen Festen berichteten; bei Allem war nur die Familie Duba übersehen und vergessen.

Indessen war die heilige Charwoche herangekommen; durch den Einfluß seiner würdigen Persönlichkeit und salbungsreiche Worte brachte es der greise Burgcaplan dahin, daß alle weltlichen Beschäftigungen in der Burg unterbrochen wurden. Täglich versammelte der fromme Mann die Einwohner der Burg in der Capelle und beschäftigte sie bei strengeren Fasten mit Andachtsübungen, nebenbei gesagt, auch in der edlen Absicht, um die aufgeregten Gemüther dadurch zu besänftigen. Der Charfreitag erschien, seine Nacht sollte der Vollmond beleuchten, und in dieser Nacht war Ludmilla ins Thal der Sazawa bestellt. Bei der kindlichen Einfachheit ihrer Denkweise fühlte sie sich sehr beängstigt, sie hielt es für frevelhaft, an solchem Tage einen so ungeziemenden Gang zu wagen, sie scheute sich vor ihrem würdigen Erzieher, und doch drängte sie ein unaussprechliches Etwas, der Stachel des gekränkten Ehrgeizes, der auch so empfindlich ihre Liebe verletzte, das Vorhaben nicht aufzugeben. Sie hatte strenger gefastet, andächtiger, inniger gebetet, hat schmerzlich in ihrem Innern gekämpft, endlich hatte die aufgeregte Leidenschaft gesiegt, sie beschloß den Gang ins unheimliche Thal.

Die stille Nacht war heraufgezogen, der Vollmond leuchtete prachtvoll am azurnen Himmel, umgeben von Tausenden bescheidener Sterne und war von seiner Höhe nicht ferne. Ludmilla, einsam bis jetzt mit Nachdenken beschäftigt, raffte sich plötzlich auf, ließ Ctirad rufen,

befahl demselben, einige Wehrwaffen anzulegen und sie an einem bekannten Ort außer der Burg zu erwarten. Sie selbst hüllte sich in einen Mantel, steckte einen Dolch in den Gürtel, begab sich unbeachtet aus der Burg, und traf bald mit Stirad zusammen. Schweigend aber rüstigen Schrittes ging das Liebespaar dem Gebirge zu und ins Thal hinab. Die Nachtluft war lau, der Frühlingsodem wirkte kräftig und belebend, das Thal glänzte im Mondscheine wie mit Diamanten besäet, und zahllose Irrlichter blinkten und hüpften daselbst. Ludmilla verfolgte mit ihrem Begleiter unablässig einen engen Fußpfad, und ging auf ein Dorngestrüpp los, welches die meisten Irrlichter wie hüpfende Sterne umgaukelten.

Plötzlich blieb sie stehen; denn Morzena's Stimme ließ sich hören: »Ludmilla, das Schicksal hat Euch im günstigsten Moment herabgeführt; seit einer Stunde habe ich vergeblich die klare Flut der Quelle betrachtet, und außer dem Krümmen der Würmer am Sandboden nichts gesehen. Jetzt liegt das Bild Eurer Zukunft vor mir. Achtet genau auf meine Worte: Ich sehe einen düsteren Mann mit rundgeschornem Haupte, ihm gegenüber eine kühne Jungfrau mit gezücktem Schwerte, zwischen ihnen einen gekrönten Ritter, der die bewaffnete Hand der Heldenjungfrau einem schönen nebenstehenden Ritterjüngling reicht. Versteht Ihr das Bild, so benützt dessen Bedeutung; denn die Züge verwirren sich, und fast seh' ich nichts mehr davon!« So sprach kaum sichtbar hinter dem Dornstrauch, in die Fluten der Quelle, die Augen vertieft, mit klar erhobener Stimme die greise Morzena.

»O gute Morzena« — rief die ängstliche Jungfrau bittend — »blicket noch einmal in den Spiegel der Quelle, vielleicht könnt Ihr etwas Deutlicheres verkünden.«

»Vergeblich, Ludmilla, die Gesichte in dem Wunderquell erscheinen vor meinem Blick wie Wolkengebilde, kaum hat sie das Auge erfaßt, sind sie schon verwandelt oder verschwunden. Jetzt seh' ich wieder nichts mehr als das Schleichen der Würmer im Schlamme der Quelle. Auf Wiedersehen!« Somit entfernte sich die unheimliche Sibylle und ließ die jungen Leute in seltener Gemüthsstimmung zurück. Der gekrümmte Schatten Morzena's verschwand bald im Thale, die Irrlichter hüpften wie neckend um den Quell und häufige Sternschnuppen fielen blendend vom Himmel herab. Die Liebenden standen noch immer schweigend an dem prophetischen Quell, aber jedes in einer

andern Stimmung. Stirab hatte schon beim ersten Besuche im Thale die Worte Morzena's freudig zu seinem Vortheile gedeutet, die heutige Aussage bekräftigte seine Hoffnung, zeigte ihm aber die Geliebte in einer gefährlichen Lage, in welcher er gerne ihr beistehen wollte; doch sein Versprechen hemmte jede Einrede, jedes Ausforschen, deshalb schwieg er geduldig still.

Nicht minder günstig legte sich Ludmilla die Weissagung aus, nur Eines konnte sie nicht alsogleich deuten, was sie vor dem mönchisch geschornen Ritter mit gezücktem Schwerte zu thun haben sollte. Das Übrige schien ihr ziemlich klar. Schweigend traten Beide den Rückweg an und verbrachten gedankenvoll unruhig die Nacht. Doch Ludmilla brachte in der einsamen Stille einen Plan zu Stande, den sie geheimnißvoll im Innern des Busens verbarg.

Die Tage der Osterfeste, welche mit kindlich erheiternden Freuden die ganze Christenheit beglücken, waren vorübergegangen, in Ronow war Alles düster wie nie sonst. Nachrichten über Nachrichten, die nächsten Landesbegebenheiten betreffend, durchkreuzten sich, jeder gemeine Ankömmling und Bettler wußte etwas Neues zu erzählen; in Ronow wurde es immer düsterer und schwermüthiger. Am weißen Sonntag sollte der König mit glänzendem Gefolge Prag verlassen, am Mittwoch sollte zu Königinhof Turnier und Verlobung stattfinden. Überall, wo der König durchreisen sollte, geschahen Anstalten zum würdigen Empfang, der Adel der ganzen Gegend war in Aufregung, um die Gegenwart des Königs zu einem würdigen Landesfeste zu machen. Nur in Ronow beschäftigte man sich mit anderen, trüberen Gedanken.

Am benannten weißen Sonntage hatte König Johann, der leidenschaftliche Freund ritterlicher Abenteuer und Feste, das hundertthürmige Prag bei hellem Glockengeläute verlassen, begleitet von zahlreichem und glänzendem Gefolge inländischen Adels und umschwärmt von vielen deutschen, flandrischen, fränkischen und italienischen Rittern. Er nahm den nächsten Weg über Schwarzkosteletz, Zasmuk und Suchodol, ließ Kollin und Kuttenberg, als die ihm anfangs feindlich gestimmten Städte beiseits, und gelangte Nachmittags auf die Anhöhe von Czaslau, gesonnen, noch Abends Chrudim zu erreichen. In dem schöngelegenen und mit dem ansehnlichen, meilenweit sichtbaren Thurm geschmückten

Czaslau angekommen, wurde er von den Stadtvorstehern devot empfangen; doch der schöne Platz und die Häuser umher waren so menschenleer, daß sich der mißgelaunte König genöthigt fühlte, nach den Einwohnern der Stadt zu fragen. Der zerknirschte Stadtvorsteher erklärte zitternd, der weiße Sonntag sei ein Volksfest, das die Czechen nach alter Sitte im Freien feiern, und die Czaslauer seien eben außer der Stadt bei ihrem Volksfest.

Sichtbar mißvergnügt hielt sich der König nicht auf, sondern ritt weiter, immer noch von den devoten Stadtvorstehern begleitet. Als sich der Zug dem Ende der Stadt näherte, vernahm man ein ungewöhnliches Lärmen, ein buntes Gewirr von Freudenstimmen.

Ein Osterfest unter den Czechen auf dem Lande ist in der That ein erheiterndes und echt idyllisches Volksfest. Am Nachmittage rückt die ganze Bevölkerung heraus, Jeder muß mit etwas Grünem geschmückt sein. Die Kinder springen mit bunten bändergeschmückten Weidengeflechten herum, Alt und Jung bringt die Säcke voll mit gefärbten Eiern, welche wetteifernd auf einem Abhang herabgelassen werden, das schnellste und natürlich das schwerste gewinnt und nimmt die andern als Beute. Männer, sonst ernste Gewerbsleute, treiben mancherlei Ballspiel; Weiber, Mädchen, Jünglinge spielen gemeinschaftlich, vorzüglich das beliebte »wilde Gans-Spiel,« wobei die Spielenden sich in langen Reihen bunt gemischt bei den Händen halten, und wenn die wilde Gans heranschießt, derselben durch Zusammendrängen den Durchgang verwehren. Manches zärtliche Gänschen läßt freilich leicht den Gänserich durch, aber desto mehr Freude gibt's, wenn daraus eine Hochzeit entsteht.

Auf der Ebene hinter der Stadt Czaslau gelangte so eben der ritterlich heitere König Johann zu solchem, eben beschriebenen Spiel. Die ganze Gegend wimmelte von Menschen beiderlei Geschlechts und jeden Alters. Die Hauptstraße führte zunächst neben dem Spielplatze. Man sollte glauben, die seltene Erscheinung des zahlreichen Reiterzuges, die glänzende Begleitung des Königs würde die harmlosen Leute in ihrem Spiele stören? vergeblich, die Weidengeflechte der Knaben schwirrten lustiger, die Eier rollten eben so gleichförmig, die Ballen flogen kühner in die Luft, und die wilde Gans schien in Gegenwart so glänzender Gäste wenigstens ein Drache geworden zu sein. Als dies der König bemerkte, stieg er vom Pferde, und begab sich mit dem größten Theile des Gefolges auf den Platz des Volksfestes. Die

Stadtvorsteher in schwarzen Mänteln und entblößten Häuptern riefen gewaltig die Gegenwart des Königs aus, aber umsonst, Alles ging ungestört und noch lustiger seinen Gang fort. Der König schien durch den Anblick seltsam vergnügt, nicht minder sein Gefolge; denn vor ihnen sprang und lachte eine Unzahl ländlicher Schönheiten, deren jede einen Ritter werth war. Als aber bald die Ritter anfingen, zu vertraulich mit den Landmädchen zu scherzen, da sprang die wilde Gans herbei, und mancher umgestürzte Ritter mußte seinen Degen neben den Knöcheln suchen. König Johann erging sich behaglich unter dem Landvolke; da man aber seiner Anwesenheit keine besondere Aufmerksamkeit schenkte, falls es nicht die erhöhte Lustigkeit erweisen sollte, entfernte er sich zum Troste der Stadtvorsteher, um die Reise nach Chrudim fortzusetzen, wohin er wirklich spät gelangte. Des andern Tags gegen Abend traf er in Königinhof ein, wo ihn die Königin-Witwe sammt Peter von Rosenberg, der sich anstandshalber früher eingefunden hatte, mit glänzender Begleitung des umliegenden Adels empfing.

In dem der Bauart nach unbedeutenden aber ziemlich weitläufigen Schloßgebäude in Königinhof war für die Aufnahme des Königs und seines nächsten Gefolges auf das glänzendste gesorgt, für die Unterbringung der übrigen Gäste waren in dem umliegenden Städtchen mit Berücksichtigung des Anstandes die möglichsten Anstalten geschehen. In dem hellerleuchteten Schloßsaale bildeten sich jetzt drei glänzende Kreise. Den Mittelpunct des ersten, hoch und ritterlich edel hervorragend, bildete König Johann, welcher die achtungsvollen Willkommsgrüße des Adels aus der Umgegend mit bezaubernder Freundlichkeit empfing; neben ihm ragte edel waltend und beglückt im glänzenden Kreise der Ritter vom Gefolge des Königs, die königliche Witwe, eine edle hohe Gestalt voll Geist und Frische, zwar nahe an den vierzig, doch ungeachtet ihrer etwas üppig gewordenen Formen, bei ihrer Munterkeit und Beweglichkeit kaum dreißig Jahre alt scheinend. Neben ihr unscheinbar, schüchtern, jugendlich zart, stand eine Jungfrau, die kaum der achtzehnte Lenz gegrüßt haben mochte, es war ihre Tochter, die Prinzessin Fiola. Den Mittelpunct des dritten auffallend seltsamen Kreises bildete Peter von Rosenberg, hoch von Gestalt, mit einem stark markirten aber blassen Antlitz, welches sammt dem Unterleibe frühzeitig aufgedunsen, ihn älter zeigte, als er wirklich war. Er war ganz schwarz gekleidet,

sein mattes Auge war schüchtern gesenkt, und sein entblößtes Haupt nach Mönchsart rund geschoren. Es ist bekannt, daß er seit den Knabenjahren in Rom erzogen und zum geistlichen Stande bestimmt war. Er hatte sogar bereits die niederen Weihen erhalten, als durch unvorhergesehene Vorfälle seine Familie in den männlichen Gliedern so schnell ausstarb, daß die Hoffnung ihrer Erhaltung blos auf Einem Manne beruhte, welcher eben dieser Peter von Rosenberg war. Solche Umstände bewirkten bald eine Dispens von den eingegangenen geistlichen Verbindungen, er kehrte in sein Vaterland zurück, verlobte sich bald darauf mit der Tochter Heinrich's von Duba, und würde bei seiner Gleichgiltigkeit für weltliche Angelegenheiten sein Versprechen erfüllt haben, hätte nicht König Johann aus Privatrücksichten über seine Hand zu verfügen geruht. Wortkarg und düster stand er jetzt im Kreise seiner Freunde und Anhänger, die ihn mit Glückwünschen überhäuften, ohne im Stande zu sein, sich in dem lebhaften Getümmel anständig zu bewegen. Aber desto gewandter benahm sich ihm zur Seite ein kleines Männchen im schwarzen Anzug eines römischen Abbate, der Pater Mancini, Rosenbergs Geheimrath, und wie sich zeigen wird, ein noch mehr dem König ergebener Diener, ehrgeizig und in allen Künsten der Politik erfahren. Dieser antwortete der Umgebung, wenn der wortarme Rosenberg schwieg, dieser beschäftigte sie mit einnehmender Ansprache, wenn Verlegenheit die Umstehenden stumm zu machen schien, wobei er nicht unterließ, mit Aug und Ohr nach allem zu haschen, was in der Nähe des Königs vorging. Bei einer festlichen Tafel vereinigte der Abend alle Anwesenden, der reisemüde König begab sich bald in sein Gemach, wohin nur der bewegliche Mancini ihn begleiten durfte. Morgen sollten Vorbereitungen zum bevorstehenden Turnier geschehen. Nach dem Wunsche des Königs, der ein leidenschaftlicher Liebhaber solcher ritterlichen Übungen war, sollte nichts an Glanz gespart werden, und es gab Leute genug zur Hand, welche sich beeiferten, mit ihren Erfindungen der Eitelkeit des Königs zu schmeicheln. Mit solchen Vorbereitungen wurde der Dinstag zu Königinhof verbracht.

Während doch solche Munterkeit und Thätigkeit in Königinhof herrschte, wurde Alles in der Burg Ronow düsterer. Man hatte kein hinreichendes Vertrauen zu den gefaßten Plänen, der Gang der Begebenheiten ließ sich nicht berechnen, der Ausgang durchaus nicht voraussehen. Die Ehre der Familie, die Befreiung des ehrwürdigen Fa-

milienhauptes stand auf dem Spiele. Bei allen Vorgängen verhielt sich Zdenko, der älteste, zurückhaltend oder stumm, auch Ludmilla vermied den Umgang mit ihren Brüdern. An dem verhängnißvollen Montage, als die Vorüberreise des Königs in der Burg verläßlich gemeldet worden, überraschte am Abend die schwermüthige Gesellschaft der Brüder im Familiensaale der verehrte Burgcaplan, warnte die Jünglinge vor jeder Übereilung, stellte ihnen ernsthaft vor, was auf dem Spiele stehe, und eröffnete mit begeisterter Stimmung, daß er morgen mit dem wohl verfaßten Bittgesuch sich nach Königinhof begeben, und es dem edelmüthigen König überreichen wolle. Diese Eröffnung wirkte sonderbar auf die Versammlung, denn man hielt den Greis bis jetzt für zu schwachmüthig, um einen solchen Schritt zu wagen. Endlich drückte man einstimmig Freude darüber aus, und setzte andere Berathungen in Abwesenheit des frommen Geistlichen fort.

Es ist geschichtlich bekannt, wie leidenschaftlich König Johann ritterlichen Prunk und Abenteuer liebte und suchte, wer daran zweifelte, müßte nicht gehört oder gelesen haben, daß er noch als blinder Greis seinem Verwandten, dem König von Frankreich zu Hilfe zog, und mitten zwischen zwei czechischen Rittern, Roß an Roß gebunden, der blutigen Schlacht bei Crecy beiwohnte, und den glorreichen Tod eines ritterlichen Helden fand. Während seiner langjährigen Regierungszeit im Lande der Czechen huldigte er ununterbrochen demselben Geschmack, nahm an jeder ritterlichen Unternehmung im Auslande Theil, zog die berühmtesten Ritterkämpen des Auslandes nach Prag, und gewährte seinem sonst geliebten Volke häufig den erheiternden Anblick glänzender Ritterspiele; das glänzendste Spiel der Art hatte er in Prag unter dem Laurenzberge gefeiert, welches nebst andern gleichzeitigen Chronisten der Königsaaler Abt Peter mit kleinlicher Weitschweifigkeit auf das genaueste beschreibt. Ein solches sollte in den Ebenen von Königinhof stattfinden, des Königs Absicht war, seine übermüthigen Feinde zu demüthigen, und seine schüchternen Freunde zu ermuntern, und überhaupt zu zeigen, daß er der unabhängige König der Czechen sei. Wie wenig politisch dies gewesen, hat die gegenwärtige Erzählung nicht zu beurtheilen.

Südlich von Königinhof in dem weitgedehnten Thale, an den Ufern der noch unbedeutenden Elbe fanden alle Anstalten zu dem glänzenden Turniere Statt. Eine hinreichende Reit- und Kampfbahn wurde

abgemessen und gehörig eingezäunt, ringsum wurden erhabene Gerüste mit buntfarbigen Zelten für die vornehmen Zuseher errichtet; Juden, Mäkler, Landvolk und sonstige Müßiggänger fanden sich frühzeitig ein, und campirten behaglich im Freien.

Der Mittwoch erschien, zahlreicher Knappentroß mit reich geschürten, gewaltigen Streitrossen zog zur Ebene, ringsumher wimmelte es von bunten Zuschauern, endlich ertönte eine helle Fanfare, ein unübersehbarer Zug glänzend geschmückter Ritter und Frauen näherte sich zu Pferd langsam dem Turnierplatze, die vorschriftmäßig geschmückten Herolde erwarteten den Zug, über den Zelten wehten bunte Fahnen mit Wapenbildern, in deren Mitte der czechische Löwe stolz aufrecht stehend über dem Zelte des Königs.

Voran, munter und gesprächig mitten zwischen der verwitweten Königin und ihrer Tochter ritt König Johann, bunt geschaart hinter ihm das übrige Gefolge. Sie kamen so eben zu einer kleinen, engen Brücke, die über einen der Elbe zufließenden Bach geschlagen war. Die Gegend ringsum war menschenleer, die neugierige Menge war in der Nähe des Turnierplatzes gehäuft. Als der König mit sorgloser Leichtigkeit herüberritt, trat plötzlich ein bescheidener Greis vor ihn. Sein Äußeres war in den schlichten Anzug der Benedictinermönche gehüllt, er zog den weitkrämpigen Hut von dem halb kahlen Haupt, und überreichte dem König mit mannbarer Ehrfurcht eine Schrift.

Der König faßte sich schnell, nahm huldreich die Schrift auf, und reichte sie dem nahe an ihm reitenden Mancini, mit dem Bemerken gegen den Bittsteller, er wolle sich nächstens den Inhalt vortragen lassen. Doch dies genügte dem eben so frommen als entschlossenen Pater Eustach von Ronow nicht, den jeder Leser gewiß gleich erkannt haben wird.

»Gnädigster König, ein Mann meines Alters und Standes unternimmt gewiß nicht einen solchen Gang, um aus Eitelkeit mit einem Bittgesuch die Reise des gnädigsten Königs zu unterbrechen, dessen Inhalt blos zur Zerstreuung der Langeweile eines Dieners geeignet wäre!« so sprach entschlossen der ehrwürdige Greis.

»Wer seid Ihr denn, ehrwürdiger Vater; denn als solchen kündigt Euch Euer Antlitz und Kleid an!« entgegnete gelassen der König.

»Ich bin der Vertreter einer verkannten und verwaisten Familie, ich bin ein unwürdiger Mönch des Klosters von Sazawa, und Burgcaplan von Ronow, das seit Monaten um sein Familienhaupt trauert!«

»Ihr seid ein Vertreter der Duba? die Zeit ist ungelegen, bleibt in meiner Nähe, und ich will die nächste Gelegenheit ergreifen, um Eurem Bittgesuch — dessen Inhalt ich so ziemlich ahne — Bescheid zu geben.« So erwiederte der König mit einem Anflug von Bitterkeit, doch mehr gegen den Inhalt des Bittgesuchs als gegen den Bittsteller. Darauf gab er dem lauschenden Mancini einen Wink, der sich sogleich dem greisen Mönch anschloß, und der Zug bewegte sich vorwärts zum festlich bereiteten Turnierplatz.

In dem mittleren, geschmücktesten Zelte, im Schatten des wachenden Löwen ließ sich König Johann sammt der Königswitwe und ihrer Tochter nieder. Der listige Mancini hatte sich bald in dessen Nähe eingeschlichen, dem König zu rechts befand sich der mürrisch aussehende Rosenberg von vielen fremdländischen Anhängern umgeben, der übrige Adel vertheilte sich nach Rang und Möglichkeit. Helltönende Fanfaren ließen sich vor den Schranken des Kampfplatzes vernehmen, bald darauf trat ein Herold in der Mitte der Bahn auf, und rief mit gewaltiger Stimme: »Johann, der gnädigste König der Czechen, und durchlauchtiger Herzog von Luxemburg, hat hier die Blüthe des Adels versammelt, um das Verlobungsfest des ehrenwerthen Peter von Rosenberg zu feiern. Die Gnade des Königs erlaubt jedem anwesenden Ritter oder Edlen, der gegen den benannten Peter von Rosenberg oder einen der Anwesenden eine Ehrenfehde auszufechten hat, auf dem Kampfplatz aufzutreten, und nach Rittergesetzen seinen Gegner zur Genugthuung zu fordern.« Die Worte des Herolds machten auf die anwesenden Ritter keine besondere Wirkung, das ganze Spiel war ja schon im Voraus geordnet, man war überzeugt, das ganze Fest sei nur auf ein ritterliches Schauspiel und Befriedigung des neugierigen Landvolkes berechnet. Dazu waren wohl mehrere vorzüglich fremde Ritter aus Eitelkeit bereit, doch keiner beeilte sich, den Tanz zu eröffnen. Plötzlich erschien vor den Schranken der Kampfbahn ein völlig gerüsteter Ritter von ungewöhnlicher Größe und Stärke, auf einem kräftigen Roß, dergleichen heutzutage noch stolz das wiesenreiche Land der Czechen zieht. Der Herold öffnete ihm die Schranken, und er ritt kühn bis in die Mitte der Kampfbahn, hier zog er einen Handschuh ab, warf ihn auf den Boden, und rief mächtig durchs geschlossene Visier:

»Peter von Rosenberg, ich fordere dich einer unritterlichen Ehrenkränkung wegen in die Schranken; du wagst es mit einer Jung-

frau dich verloben zu wollen, deren Verlobungsring meine Hand schmückt. Willst du mein Recht kennen, sieh das Wapen meines Schildes an.«

Während diese gewaltige Anrede die Räume durchtönte, hafteten Aller Blicke an dem Aufforderer, der das Wapen der Duba im Schilde führte, und kühn seinen Gegner erwartete. Es war Zdenko von Duba, der seit langem stumm verschlossene Jüngling, der es um jeden Preis gewagt hatte, die Ehre seiner Familie ritterlich zu verfechten.

Der König zeigte sich höchlichst vergnügt über das unerwartete Ereigniß, Rosenberg erblaßte unheimlich über die Aufforderung, und da ihm Mancini fehlte, zeigte er die größte Verlegenheit. Doch einer der Ritter seiner Umgebung warf eiligst einen Handschuh auf die Turnierbahn, zum Zeichen, daß er den Kampf annehme, und eilte hinab, um sich kampfrüstig zu machen. Es war Orbigny, ein französischer Ritter. Der König zeigte unverholen eine gesteigerte Freude. Doch während der Franke sich zum Kampfe rüstete, zupfte Mancini den König am Mantel, und zeigte mit dem Finger nach der östlichen Gegend des Kampfplatzes. Dort im Hintergrunde erschienen weit ausgedehnte Reiterschaaren, die in einiger Entfernung stehen blieben, deren Anführer aber wetteifernd dem Turnierplatze zuritten. Der König verrieth sichtbare Verlegenheit, er war zwar von der Blüthe des inländischen Adels umgeben, doch war ein Überfall zu fürchten, da seine Umgebung mehr zum Spiel als zum Kampf bereit war. Er gab Mancini einen Wink, worauf dieser sich alsogleich beeilte Nachforschungen anzustellen.

Indessen war der fränkische Ritter in den Schranken erschienen, mit Panzer und Helm, Lanzen und Schwert bewaffnet wie sein Gegner. Ihr Entgegentreten nahm die Aufmerksamkeit des Königs ganz in Anspruch, doch neben ihm saß ein blasses schattenähnliches Wesen, die Prinzessin Fiola, welche unter dem Schilde der Duba ihren Geliebten Zdenko erkannt hatte. Der ungeduldige König gab das Zeichen zum Kampf. Die Fanfaren ertönten, die Herolde erklärten den Kampf für eröffnet. Beide Kämpfer ritten anfangs bedächtig innerhalb der Schranken, als wolle jeder von ihnen die Haltung des Andern messen, die Rosse wieherten, die Ritter setzten sich fester im Sattel, die Zuseher sahen bange dem Ausgange des Spieles entgegen. Als die bedächtigen Ritter auf der Kampfbahn einander entgegen zu stehen kamen, und einander durch die geschlossenen Visire grimmig maßen, rannten

sie mit eingelegten Lanzen gewaltig an einander; doch der Franke hatte zu früh und zu schnell seine Lanze geschnellt, so daß sie außer Ziel weit hin in den Sand flog, Zdenko aber traf ihn mit aller Gewalt in den Brustharnisch, daß er taumelnd vom Rosse auf den Boden sank. Plötzlich stand auch der Sieger auf dem Sande, und setzte bald das gezückte Schwert über ihm schwingend den Fuß auf die Brust des Gegners; doch statt den entscheidenden Streich zu führen, kehrte er sich gegen die Mittelzelte, und rief: »Wärst du Peter von Rosenberg, würde ich dein Blut nicht schonen. Doch an einem Miethling vergreift sich ein Duba nicht. Dem Rosenberg werf ich die mir angethane Schmach ins Antlitz zurück, und zwischen unsern Ansprüchen möge die hochedle Jungfrau entscheiden, der meine Achtung und Liebe gehört!«

Jetzt schwang er sich auf's Roß, und ritt gemächlich aus den Schranken, während der Gegner kaum mit Hilfe der Knappen sich hinausschleppen konnte. Der König war über den Ausgang des Kampfes völlig vergnügt, der riesenmäßige aber auch edelmüthige Duba hatte unbemerkt seinen Beifall gewonnen. Die Fanfaren forderten abermal zum Kampfe auf, aber nach so gefährlich ernstem Kampf hatte Niemand Lust, einen bloßen Spielkampf zu wagen. Inzwischen erschien im Zelte des Königs schleichenden Ganges Mancini, und machte einen Bericht, welcher den König zu verstimmen schien. Jetzt ertönte die auffordernde Fanfare zum zweiten Male, aber Niemand rührte sich, um ihrem Rufe zu folgen. Unbeachtet doch erschien an den Schranken ein schlank gebauter und zierlich geschmückter Ritter, dem man es leicht hätte ansehen können, er wolle mehr des Spiels als der Gefahr wegen den Kampf unternehmen. Der Herold ließ ihn ein, und in der Mitte der Bahn angelangt, warf er einen Handschuh auf den Boden und rief:

»Peter von Rosenberg, ich fordere dich, oder einen dir ebenbürtigen Vertreter auf zur Genugthuung für eine edle Jungfrau, mit der du dich verlobt, die du aber grundlos und schmählich zu verstoßen gesonnen bist. Willst du deinen Gegner kennen, sieh das Wapen meines Schildes an, das ich mit Lanze und Schwert zu vertheidigen gesonnen bin.« So sprach der Aufforderer mit einer Stimme, die mehr weiche Lieblichkeit als rauhe Drohung verrieth.

Der mönchische Peter von Rosenberg gerieth in die größte Verlegenheit, das ganze Prunkspiel war nicht nach seinem Geschmack, die Störung der eingegangenen Verbindlichkeiten war nicht sein Werk, König Johann und Mancini hatten allein Schuld daran. Rosen-

berg sah sich ängstlich in seiner Umgebung um, Mancini, der ewige stets fertige Rathgeber war beim König, und nach dem Schicksale des Franzosen Orbigny schien es Niemand von seinen Anhängern wagen zu wollen, mit einem Duba zu kämpfen, um so weniger als der inländische Adel offenkundig oder geheim an ihrem Schicksale freundlichen Antheil nahm.

Die Unterbrechung dauerte zu lange, so daß selbst der König, der einen Bericht Mancini's anhörte, dieselbe unwillig bemerkte, und im Kreise der Ritter sich umsah, als wollte er sie zum Kampf aufmuntern. Doch umsonst, der Aufforderer stand unbeweglich in der Mitte der Kampfbahn, sein Handschuh lag auf dem Boden, und Niemand rührte sich, der ihn hätte aufnehmen wollen. Der König wurde ungeduldig. »Wieder ein Duba — sind sie allein unbesiegbar im Lande? glauben sie mich zu schrecken?« somit warf er heftig seinen Handschuh hinab und flog hinfort, um sich zu rüsten.

Niemand bemerkte, was geschah, und Niemand ahnte, was werden sollte. Der König eilte hastig hinab, ließ sich rüsten und waffnen, nahm den Schild des nächststehenden Ritters, und ritt in die Bahn; ein Aufforderer sollte in seiner Gegenwart nicht ohne würdigen Gegner davon gehen. Beim Erscheinen des Gegners zog sich der auffordernde Ritter zurück, um sich nicht überraschen zu lassen; doch der ankommende Kämpfer verrieth so viel Ungeduld, Hitze und Gleichgiltigkeit, daß alle Anwesende sogleich um sein Schicksal zu fürchten schienen.

Der Ritter mit dem Wapen der Duba nahm eine feste Stellung, und ließ lange den Gegner alle Versuchungen wagen, welche ihn zu einem unbesonnenen Streiche verführen sollten. Endlich wurde der Gegner so kühn und aufgeregt, daß er die Lanze wegwarf, und mit geschwungenem Schwert auf seinen Feind losritt. Dieser fing den unvorhergesehenen Hieb mit dem Schilde so kräftig auf, daß jenem das Schwert auf den Boden fiel; jetzt warf auch er die Lanze hinweg, und schwang das Schwert über den waffenlosen Feind.

»Halt ein, Ritter, ich bin dein König und waffenlos!« rief der Kämpfer.

»Und ich bin die Tochter Heinrich's von Duba!« rief der Feind, stieg vom Roß und rief: »Ich werfe die mir schuldlos angethane Schmach dem trägen Rosenberg zu, und fühle mich zu geehrt, als schwache Jungfrau mit meinem gnädigen König gekämpft zu haben.«

Der König war höchst bestürzt. »Eine so heldenmüthige Jung-

frau,« rief er, »ist einen Ritter werth!« Er stieg hastig vom Roß, nahm eine goldene Kette mit einem Ritterorden vom Hals, und wollte sie der Heldin umhängen, doch Ludmilla wies sie mit den stolzen Worten zurück: »So lange mein Vater in den Ketten der Schmach liegt, geziemt es sich für seine Tochter nicht, mit Ketten des Ruhmes sich zu schmücken!« Der König lud sie ein zu den Festen in Königinhof, doch auch dem wich Ludmilla mit den Worten aus: »Eine Duba darf wohl selbst ihre Ehre verfechten, doch Festen beizuwohnen, während der Vater in schmachvoller Haft seufzet, ziemt sich für eine edle Jungfrau nicht!«

»Ein seltsam stolzes, aber heldenmüthiges Geschlecht diese Duba!« rief unwillig der König, und schwang sich rasch auf sein Roß, dasselbe that die ritterliche Jungfrau, und Beide verließen zugleich die Schranken.

Die meisten der Anwesenden begriffen erst jetzt Einiges von dem, was vorging. Bestürzung, Verwirrtheit und Verlegenheit herrschte überall. Der beschämte Rosenberg zog sich in den Hintergrund des Zeltes zurück, Prinzessin Fiola lag ohnmächtig in den Armen ihrer Mutter, und der unruhige Mancini lief in dem Gewühle um den Turnierplatz herum, den König suchend. Dieser wollte rasch zu seinem Zelte gelangen, aber sein Ritt wurde durch eine überraschende Erscheinung aufgehalten, fünf ritterliche Jünglinge, einer riesig wie der andere, mit dem Wapen der Duba, standen neben seinem Wege, und zwangen dem ritterlichen König seine Bewunderung ab. Plötzlich seinen Blick von ihnen abwendend, erreichte er sein Zelt, und ließ das Ende des Turniers verkündigen, dessen Ausgang die neugierige Menge getäuscht, und überhaupt Niemanden befriedigt hatte. Die Königin Witwe sammt Tochter wurde in einer Sänfte zum Schlosse getragen, dahin begab sich auch der König mißvergnügt und ernst schweigsam, so daß selbst der bewegliche Mancini sich ihm nicht bemerkbar machen konnte. Auf dem Rückweg warf er noch einmal seinen Blick auf die in voller Rüstung ruhig stehenden Söhne Duba's, schweifte dann forschend mit dem Blick gegen Osten, wo die früher bemerkten Reiterschaaren in weiter Reihe standen, aber Niemand ahnte, was in seinem Innern vorging. Im Schlosse angekommen, begab er sich mit unverändertem Ernst in sein Gemach, wohin er sobald Mancini berief, um mit ihm eine Berathung zu pflegen, deren Resultat war, daß er ihm befahl, den greisen Burgcaplan von Ronow, und alle anwesenden Duba's zu ihm zu bescheiden. Jener war auf Veranstaltung Mancini's in der

Nähe, und wurde bald dem König vorgestellt, diese aber waren bereits verschwunden, wahrscheinlich bei den in der Nähe aufgestellten Reitern. Von dort sie abzuholen, schien nicht geziemend, und den Umständen nicht entsprechend. Der König händigte dem greisen Priester eine Schrift, welche den Befehl zur alsogleichen Freilassung Heinrich's von Duba enthielt, und die schleunig durch einen seiner Söhne nach Angersbach überbracht werden sollte. Die übrigen Heirathsansprüche der Duba zu befriedigen behielt sich der König für die nächste Zeit vor. Natürlich wurden dadurch für diesmal alle Feste zu Königinhof aufgehoben.

Am zweiten Tage der Pfingstfeste war der König abermal zu Königinhof, und daselbst fand ein doppeltes Vermählungsfest Statt; denn in Gegenwart des Königs, Heinrich's von Duba und eines zahlreichen Adels wurde durch Vermittlung Mancini's, Peter von Rosenberg mit der königlichen Witwe, Zdenko von Duba aber mit deren Tochter vermählt. Auf der Rückreise beehrte der König Ronow mit seiner Gegenwart, um der Trauung der heldenmüthigen Ludmilla mit ihrem Jugendfreunde Ctirad von Lipa durch den ehrwürdigen Pater Eustach beizuwohnen. — Seit der Zeit waren die Duba und Lipa die treuesten und wärmsten Anhänger und Diener des Königs Johann, und ein Duba war es, der in der Schlacht bei Crecy an der Seite des blinden Königs mit Benesch von Kolowrat in treuer Hingebung den Heldentod fand!

Viktor Kneißler.

Balboa.

„So war's — so ruhig mild — so lag die See,
Ihr blaues Aug gen Himmel aufgeschlagen,
Der Wälder heil'gen Duft sah ich zur Höh
Die stillen Adler auf den Schwingen tragen.

Die Sterne flammten schon das Meer entlang,
Und tauchten schweigend in die blauen Tiefen,
Von ferne tönt der Ynka's Klaggesang,
Die Wälder rauschten und die Wogen schliefen. —

Begeistert, jugendkräftig stand ich da,
Mein heißes Herz in Luft und Meer versprühend,
Dein heilig Laub um's Haupt, Hispania!
Von deinem Weihekuß die Lippen glühend. —

So grüßt' ich dich, o India, Wunderland!
Du endlos Meer mit deiner ew'gen Stille!
Ließ flattern über dir der Fahnen Band,
Und mich umschäumen von der Wogen Fülle. —

Stumm in die Fluten senkte ich das Schwert,
Und hob empor begeistert Herz und Augen,
Und aus des Himmels Blau glaubt' ich verklärt
Der Zukunft lichtes Friedensbild zu saugen.

Dein Bild, Columbia, jungfräulich Land,
Das Schwert des Kampfs nach Licht in deinen Rechten,
Das dunkle Aug begeisterungentbrannt,
Der Liebe glühende Rosen in den Flechten! —

Schon sah ich nahn auf deines Meeres Schaum
Des Ostens Heiland leuchtenden Gesichtes,
Und streu'n in deiner Nächte dunkeln Traum
Die Morgensonnen seines ewigen Lichtes. —

Dein Haupt, Europa! sah ich schon umsäumt
Von dieses Eilands blüthenreichem Frieden,
Von seinem Unschuldstraum die Brust umkeimt,
Draus weinend alle Engel fast geschieden. —

Schon sah ich Kind und Mutter neuentblüht
In stummer Liebe sich entgegenragen,
Von eines Himmels blauem Aug umglüht,
Von eines Meeres weichem Arm getragen.

Ach von des Himmels blauem Aug umglüht,
Und von des Meeres weichem Arm getragen,
Seh ich nun schmachtend, duftlos und verblüht
Des Meeres jüngste Lenzesrose ragen.

Du armes Land! viel besser, schöner war's,
Ein lächelnd Kind in's blaue Meer zu träumen —
Umtönt vom Klaggeschrei der Jaguar's
Und von der Wasserfälle wildem Schäumen!

Dein Volk, dem Gott mit eigner Weihehand
Ein heilig Feuer auf die Stirn geschrieben,
Dem er in's Aug ein rührend Weh gebrannt,
Und um den Mund ein unbegreiflich Lieben,

Dein Volk, da steht's gebrochen, schmachbewußt —
Und wühlt der Mutter unter glühenden Schmerzen
Die hellsten Thränen aus der wunden Brust,
Die glühendsten Tropfen Blutes aus dem Herzen. —

Europa, daß die Thräne solchen Leids,
Der Jammer dieses Bluts dich nimmer rührte,
Du lächeltest des funkelnden Geschmeids,
Weil's deine Kronen doppelt prächtig zierte. —

Wild brausen hör' ich schon den Ocean,
Unglücklich Land! an deine Felsenklüfte
Verströmen deiner Seen wilden Schwan
Das letzte Lied der Freiheit durch die Lüfte. —

Und doch mich weht's aus deinen Wäldern an,
Aus deinem Meer wie eine süße Ahnung,
Als seiest du der Zukunft Canaan,
Des fernen Morgenrothes erste Mahnung!« —

Still war's und ruhig mild — still lag die See,
Das blaue Aug gen Himmel aufgeschlagen,
Der Wälder heil'gen Duft sah er zur Höh
Die stillen Adler auf den Schwingen tragen.

Die Sterne flammten schon das Meer entlang,
Und tauchten schweigend in die blauen Tiefen,
Von ferne tönt' der Ynka's Klaggesang,
Die Wälder rauschten und die Wogen schliefen. —

Vom Beil getroffen blutig lag er da,
Sein heißes Herz in Luft und Meer versprühend,
Dein heilig Laub um's Haupt, Columbia!
Von deinem Weihekuß die Lippen glühend. —

Robert Zimmermann.

Koppennebel.

Jüngst trieb's mich früh bei guter Zeit
Auf in's Gebirg zu gehen;
Als hätt' es Rosen ausgeschneit,
Lag's Frühroth auf den Höhen,
Die Koppe ragt wie 'n Hochaltar,
Wie 'n Gottesaug die Sonne klar,
Ein weißes Wölkchen drüber,
Ein Täublein, glaub' ich lieber.

Und drunt' im grünen Sammtgewand,
Mit silbernen rauschenden Schleifen,
Da lag das jungfräuliche Land,
Drin tausend Bäche streifen,
In Klinge-, Spring- und Singelust,
Ich drückte fest des Freundes Brust,
Und rief in's Ätherblauen:
Hier ist gut Hütten bauen!

Sieh da! gehorsam meinem Wort
Ein Nebel kam geflogen,
Der ballt sich auf am Hügel dort
Im weitgespannten Bogen,
Ein andrer über ihn sich hängt,
Seltsam mit Fenstern ausgesprengt,
Ein Dritter gar daneben
Mußt' sich als Giebel heben.

Und flink erwuchs mit Dach und Fries,
Mit Wand und Thür und Fenster,
Mit Schornstein auch und Frontispice,
Ein Trug der Berggespenster,

Ein schmuckes Haus, wie ich's ersehnt,
Wo bunt die Matte rings sich dehnt,
Da hinter dunkeln Tannen
Ein Sturzbach schießt von dannen.

O süße Ruh, glücksel'ge Schau,
Versunken und vergessen
Von aller Welt im Ätherblau
Die Spanne Zeit zu messen;
Ein Blick hinab in's grüne Land
Im Thaugeflimmer, im Lenzgewand,
Und dann ein Blick nach Oben,
Was braucht man mehr hier droben?

Ich rief's, da zogen Nebel her,
Wie Schneegewölk zu schauen,
Die lagerten lawinenschwer
Sich über Berg und Auen,
Und rollten unaufhaltsam fort,
Und rissen mir mein Häuschen fort,
Im tiefen Aupagrunde
Zerstäubt's noch diese Stunde.

Mein Aug ward naß, ich wandt' es ab,
Sieh da, vom Felshang droben
Schaut hoch ein Schloß in's Thal herab,
Getreu aus Duft gewoben,
Die Pforte klafft, die Warte ragt,
Das erste Aug hier, dem es tagt,
Und ist schon Nacht im Thale,
Scheint hier die Sonn' zum Mahle.

O Seligkeit, das Sternenzelt
Als Nachbar hier zu grüßen,
Tief unter mir die finstre Welt,
Das Nebelgrau zu Füßen,
Ein Schloß, ein Schloß auf Felsenhöh,
Den ganzen Himmel in der Näh,
So stolz, so hoch gehoben,
Was braucht es mehr hier droben!

Da zuckten Strahlen flimmernd her
Vom Sonnenball wie Blitze,
Und rasch verflog das Dünstemeer,
Der Trug schwand von der Spitze,

Der Fels stand kahl, das Schloß war fort,
Als Wölkchen stäubt's von Ort zu Ort,
Nur Nebel waren's heute,
Sonst wird's des Blitzes Beute.

Unsicher wohnen scheint es hier,
Sprach mein Genoß mit Lachen,
Mit Hüttenbau'n bedünket mir,
Sei hier nicht viel zu machen,
Ein Hüttchen wälzt der Schnee mit fort,
Ein Schloß, das wirft der Blitz vom Ort,
Zwar heute ging es besser,
Heut waren's nur Luftschlösser.

Liegst du in Kirchen früh und spät,
So wirst du nicht viel beten,
Wirst bald vergessen, zum Gebet,
Daß du hereingetreten.
Gebirg ist auch ein Gotteshaus,
Gehst du drin täglich ein und aus,
So wirst du's bald verlernen,
Dich heilig zu entfernen.

Doch trittst du fromm nur selten ein,
Wird's dich wie Sturm erfassen,
Der Wasserfälle donnernd Schrein
Wie Zink' und Orgel passen,
Der Sonnenschein, die Alpenros,
Sie dünken stets dir neu und groß,
So wirst du's nie vergessen,
Daß du Gott nah gesessen.

So sprach der Freund. Die Luft war rein,
Stumm in den Bergesräumen,
Die Sonne schaut so friedlich drein,
Die Wasserfälle schäumen,
Das Knieholz rauscht, das Röslein spricht:
Wenn irgendwo ein Herz zerbricht,
Und will ihm nichts mehr frommen,
Soll's in's Gebirge kommen.

Winters Verwandlung.

Herr Winter, der greise Philistermann,
Der dehnt sich im schneegen Lacken:
Bald ist meine Herrschaft abgethan,
Schon sitzt mir der Schelm im Nacken;
Doch hat er sich nur ein wenig versäumt,
Vielleicht verschlafen, vielleicht verträumt,
So soll ihm nichts mehr frommen,
Er soll mir in's Haus nicht kommen.

Er paßt' wohl auf, da schlug es drei,
Das war die gewohnte Stunde,
Die erfrornen Bäume nickten frei,
Ein Flüstern ging in die Runde;
Er aber legte sich weit und breit,
Und hüllte sich tief in's Schafpelzkleid:
Geduld, Geduld, bei Zeiten,
Der Frühling ist noch im Weiten.

Und wie er sich legt und sicher glaubt,
Ein Lüftchen kam geflogen,
Das hat ihm flugs vom kahlen Haupt
Die Schlafmütze abgezogen,
Trägt sie davon im Windeslauf,
Und setzt sie dem nächsten Gletscher auf,
Die Berge sind immer die Alten,
Die dürfen sie aufbehalten.

Die glühende Sonne schoß hervor,
Und brannte den nackten Scheitel,
Das sproßten ihm Blümchen zu Häupten empor
Mit silbernem Glöckchenbeutel,
Die legten sich schirmend um Stirn' und Schlaf,
Daß sie kein sengender Sonnenstrahl traf,
Und läuten ihm neugeboren
Tedeum in die Ohren.

Und unter ihm hob sich Gewühl und Gedräng,
Ein allgewaltiges Leben,
Den Lacken wurde es schier zu eng,
Sie fielen zur Seit daneben,

Der Erdenschlüssel in seiner Hand
Verwandelt zum Himmelsschlüssel stand,
Der Stab in seiner Rechten
Verhüllt von Laubgeflechten.

Und wie die Lacken gefallen sind,
Darein sie der Greis geborgen,
Da stürmen Lerch' und Fink geschwind
Hinaus in den blauen Morgen,
Die Nachtigall, die er am Herzen gewärmt,
Nun singend in den Lüften schwärmt,
Die Schmetterlinge wagen
Sich aus dem bepelzten Kragen.

Und eh sich's Einer recht versah,
Da waren aus allen Ecken
Schon schwirrende Käfer und Mücken da
Mit schimmernden Flügeldecken,
Ein Rehlein sprang unterm Pelz hervor,
Aus der Rocktasche guckt' ein Hasenohr,
Ein Eichhorn kam gelaufen,
Das thät' ihn am Barte raufen.

Da lacht Herr Winter in seinem Traum,
Das Lachen ward zu Thränen,
Die waren aus seinen Augen kaum,
Als sie sich schwellen und dehnen,
Und plätschern rieselnd um Wang und Mund,
Und gießen sich schmeichelnd in die Rund',
Als Flüss' und Bäch' und Quellen
Verschäumen die bunten Wellen.

Noch einmal lächelt er und erwacht,
Und staunt sich an verwundert,
Vom Haupte wallt goldne Lockenpracht,
Statt eines Haars ihrer hundert,
Die Glieder so straff, das Aug so hell,
Der Fuß so flink wie ein Wandergesell,
Die Bäume müssen den Alten
Für den Frühling selber halten.

Drauf lachten sie den Herrn Winter aus,
Der thäte die Zeit verpassen,
Der Frühling ist ja doch im Haus,
Den wollt' er herein nicht lassen:

Er aber spricht: Erst Knab, dann Greis,
Im Sommer heiß, im Winter Eis,
Schaut her, ich bin's ja selber,
Das Haar nur etwas gelber.

Und ringsum jubelt's auf Flur und Au,
Der Baum hat die Blüthen wieder,
Die Erde ihr Grün, der Himmel sein Blau,
Und Lerch und Fink ihre Lieder,
Und was in Winterszeit müd und krank,
Das rafft sich frisch von der Ofenbank,
Die Müdigkeit ist vergangen,
Will frisch von vorn anfangen!

Ludwig Koller.

Das Land der Liebe.

Es lebt' ein armer Junge
Von keinem Wesen gekannt,
Eine warme herzliche Seele,
Im kalten nebligen Land.

Geflohn und verlassen von allen,
Im düstern Kämmerlein,
So saß er und starrte glühend
In ein altes Buch hinein.

Drinn tauchte in bunten Farben
Manch altes Märchen hervor,
Die alten Träume, die hoben
Noch einmal die Schwingen empor.

Da lies't er vom Lande der Liebe,
Das im tiefsten Süden liegt,
In den kosenden Wellen des Meeres
Von den Armen des Himmels gewiegt.

Dort steigen die Sternlein nieder
Zum duftenden Blumenhaus,
Und ruhn in den goldnen Blättern
Von ihrer Wanderschaft aus.

Und wenn sie der Mond am Himmel
Zum Weiterziehen ruft,
Dann weinen sie klingende Thränen
Durch die warme üppige Luft.

Dort ist für immer versunken,
Was ein Herz gedrückt und gequält,
Und die Jahre und Tage und Stunden
Sind dorten nach Küssen gezählt.

Dort wohnen vereinigt die Herzen,
Die einst sich entgegengeflammt,
Und die mit dem schneidenden Hasse
Die Menschen zur Trennung verdammt.

Dort kennt man kein zögerndes Keimen,
Kein getäuschtes, vergebliches Blühn —
Die Gedanken sind offene Blumen,
Die strahlend zusammenglühn. —

Und sollt' ein Blatt einst welken —
Dann schwillt der Ocean,
Und hebt die glücklichen Wesen
In ein schöneres Land noch hinan. — —

So lies't er — und jauchzt aus der Seele,
Die von taumelnder Lust überschäumt:
O, das seid ihr ja, heilige Auen,
Von denen so lang' ich geträumt!

Leb wohl, du eisige Heimat,
Die keine Blüthen weckt,
Du kaltes Land, das die Fluren
Und die Herzen mit Eis bedeckt! —

Er segelte nun gegen Süden,
Fand Länder, so prangend und reich,
Den Himmel so warm und golden,
— Die Menschen nur blieben sich gleich.

Und weiter segelt' er, weiter; —
Sein Herz war hoffnungsschwer,
So sehnsuchtwarm sein Busen,
Und das Meer so wüst und leer. —

Und weiter segelt' er, weiter;
Die Luft ward eisig kalt,
Der Himmel tief und müde,
Die Tage trüb und alt.

Vor seinen Blicken hebt sich's
Und streckt sich's aus dem Meer,
Wie wenn das alte Chaos
Hier eingefroren wär'.

Es starr'n die ries'gen Massen
In die schwere, feste Nacht,
Wie der Thron des ew'gen Hasses,
Der Licht und Wärme verlacht. —

Da wirft sich der arme Junge
Im Schifflein nieder und träumt
Vom Land, das ein blauer Himmel
Und ein warmes Meer umsäumt. —

Und am Morgen warfen die Wogen
Seine Leiche an den Strand; —
— Vielleicht, daß er dorten drüben
Das Land der Liebe fand.

Joseph Bayer.

Ganymed.

Ja, er ist's,
Der furchtbare Adler Kronions!
Erdewärts fliegt er —
Flog schon herab!
Und seiner Fittige
Überschattende Nacht
Wehrt es der kosenden Sonne,
Die Blumen Ida's zu küssen!
Ja, er ist's!
Das Leben der fürchtenden Seele sagt's,
Ein Nerve
Zittert es der andern zu,
Er ist's!
Ach wie furchtbar ist dein Auge,
Dein rothglühend Auge,
Aar des Todes!
Blick! Todesblick!
Wie schrecket mich deine Majestät,
Deines Ernstes tiefe Glut,
Wie schrecket sie mich!
Ach, schone, schone
Auge! mit deinem verzehrenden Strahle,
Daß der zitternde Tropfen der Seele
Nicht verdampfe in dem Strahle!
Trink es nicht aus,
Das Tröpfchen himmlischen Lebens! —
Nein, du trinkst es nicht aus,
Das Tröpfchen himmlischen Lebens!
Das sanftere Beben
Der beruhigten Seele
Lispelt es,
Eine Nerve
Zittert es der andern zu:
Du trinkst das Lebenströpfchen nicht aus!

Denn vor meinem Auge
Wühlen sich rothe Flammen
Durch dein Gefieder herunter;
Und ich sehe
Deinen schwarzen Flügel
Mit hingehauchten
Glühenden Rosenblättern belegt,
Sehe unter deinem
Nächtlichen Fittig
Die Feuerschwinge
Der Aurora
Meines künftigen Tag's entfaltet —
In dessen Glanzreich
Du mich jetzt schon
Tragen wirst...
Und auf dem Krystalle der Seele,
Und von dem Rosenlichte geröthet,
Ziehen Silberschwäne hin,
Heil'ge Gefühle seliger Ahnung,
Und singen mir
Lieblichen Orakelsang:
»Nach seinem Kinde
Sehnt sich der Vater!
Er möcht' es so gerne
Wärmen an seinem Busen,
Erquicken mit den Melodien
Seiner Pulse,
Nähren mit der Ambrosia
Seiner unendlichen Liebe!
Nach seinem Kinde
Sendet der Vater!«
Und ich sollte dich fürchten
Gott gesendeter Aar,
Weil dein Gefieder
Farbe der Nacht hat?
Nein, ich fürchte dich nicht!
An deinen Hals
Klammre ich mich,
Dunkler Freund,
Und fürchte dich nicht!
Aber weile, weile noch,
Damit diese
Dankbare Thräne
Fallen könne
In die Blumenkelche!
Ach sie küßten so oft

Andere, schwerere Thränen auf,
In denen sich der Schmerz
Dunkel spiegelte,
Gleichwie das Sonnenbild,
Aber hell und strahlend
In jedem Tropfen des Thaues glänzt.
Und auch diese, diese Zähre noch
Laß in jene ewig offenen Kelche,
In meiner Brüder
Nie verschlossene Herzen fallen!
Denn ach! wie oftmals
Lockte aus ihnen
Meiner Zähren fallender Thau
Das süße Duftgewölke
Der Sympathie!
　　Diesen Abschiedsodem
Dir nach
Mutter Natur!
　　O du lächelst
Dein scheidendes Kind an...
Und ich kenne
Dieses Lächeln —
Freute mich oft
Auf dieses Lächeln —
Es ist .. der Frühling...
Nimm meinen Dank
Für deine Frühlinge,
Für deine Blumen,
Mit denen ich spielte,
Für deine Blumen,
Die du in den Becher
Meines Herzens warfst...
Nimm meinen Dank;
Und lebe wohl!
Ich gehe zum Vater;
Zu meinem Vater,
Und dem deinen!...
　　Deine Grüße will ich ihm bringen,
Unvergeßliche Mutter!
Deine Vogelhymnen,
Deiner Blumen Opferdüfte
Deiner Menschen Dankgefühle!
Und ich will ihm zeigen
Den großen warmen Wiederschein
Deines Frühlingsglanzes
In meiner Seele,

Der mit rothen und blauen und grünen Blitzen
An ihrem Himmel flammt;
Will vor ihm ertönen lassen
Das volle Echo in meinem Herzen,
Das alle frohen Nachtigallentöne,
Alles frohe Lispeln
Gewiegter Blüthengipfel,
Alles frohe Surren
Einer blumenglücklichen Bienenwelt
Nachsinget...
Will es ihm sagen,
Daß du gute Mutter
Mir warst, — Allen warst!!



Theodor Stamm.

Ein musikalisches Glaubensbekenntniß.

> Ein jeglicher muß seinen Helden wählen,
> Dem er die Wege zum Olymp hinauf
> Sich nacharbeitet.

Weniges dürfte für die Philosophie der Geschichte bedeutender erscheinen, als ihre Kunstläufte. Nicht allein die schaffenden Kräfte derselben, sondern auch — und vielleicht noch characteristischer — die empfangenden, bieten dem forschenden Geiste einen günstigen Leitfaden zur Beurtheilung der moralischen Zeitzustände. Denn wenn Jene auch, wie jedes Product der Zeit, von ihren Einflüssen sich nicht frei erhalten mögen, so taucht doch hie und da eine selbstständige Kraft daraus empor, die entweder — gleichsam als eine anticipirte Zukunft über der Gegenwart, — oder — als eine in stiller Abgeschlossenheit sich entfaltende Specialität — doch außer derselben steht. Aber die Äußerungen der Empfänglichkeit, werden stets mit den allgemeinen dringendsten Bedürfnissen einer Generation im Einklange stehen; und daher wird auch der Antheil, welchen sie den Kunstleistungen entgegen bringt, Beifall und Tadel, welchen sie denselben spendet, ein unfehlbares Zeugniß geben für den moralischen Zustand einer Epoche; und zwar soll hier gänzlich abgesehen werden von der großen Masse, die doch ewig nur von Täuschungen geleitet, und vom Blendenden verführt wird, und deshalb demselben kategorischen Imperativ unterthan ist, den es als vox populi, vox Dei geltend macht: sondern nur der befähigte Theil derselben ins Auge gefaßt werden, welcher die gesetzgebende Versammlung für den Kunstgeschmack der Gegenwart und den Areopag für den Künstler bildet.

Unter allen Erscheinungen im Kunstgebiete neuester Zeit, hat sich keine der Geister und Gemüther siegreicher bemächtigt, als Beethoven. Obgleich die Schöpfungen dieses gewaltigen Genius eines Theils noch in dem Kreise einer frühern Kunstepoche eingeschlossen sind, andern

Theils zwar ihre Saaten bereits außer demselben warfen, aber noch keinen hinlänglich aufgelockerten Boden dafür fanden, und daher streng genommen, nicht der neuesten Zeit angehören: können sie doch nur als ein in genialischer Vorreife getriebenes, Product dieser betrachtet werden. So lange die aufbrausende Geister- und Lebensbewegung nicht einen Niederschlag gebildet hat, werden sie ihren mächtigen Einfluß behaupten, denn sie sind erhabene Lieder ohne Worte, deren Text unser Stückchen Weltgeschichte ist. Es kann daher weder Verwunderung noch Tadel erregen, daß die Jünger dieses musikalischen Mahomets ihren Meister für den eigentlichen Gottgesandten erklären, und seinen milderen Vorgänger eben nur für eine Prophetenstimme, welche dazu auserkoren war, Jenem den Weg zu bereiten. — Eine aufgeregte Zeit sieht sich um nach einem Fahnenträger ihrer Oriflamme, nach einem Wortführer ihrer Klagen, Bedürfnisse, Hoffnungen und Begeisterungen. Sie sucht vor Allem — im instinctmäßigen Gefühle der Abspannung, wovon ihre Aufregung bedroht ist — gewaltige Reize, das Schöne muß dem Enthusiastischen weichen. Wie Jenes nur von der Ruhe erzeugt werden kann, vermag es auch nur von der Ruhe empfangen zu werden. Der Künstler tritt resignirend vor dem Rhapsoden zurück. Wie könnte Jener, dessen Wirkungen auf stille Sammlung und liebevolle Aufmerksamkeit berechnet sind, sich behaupten neben diesem, der seine Effecte aus der momentanen, funkenschlagenden Wechselwirkung zwischen Geber und Empfänger erzeugt?

Vom rein menschlichen Standpuncte aus betrachtet, ist demnach, wie gesagt, an dieser Erscheinung weder etwas verwunderliches, noch in so weit nämlich der empfangende Theil seine Anerkennung nicht bis zur Ungerechtigkeit und Einseitigkeit steigert — tadelnswerthes. Aber nicht ganz unfruchtbar dürfte es sein, daran nun auch einen ästhetischen Maßstab zu legen, das einzige Maß, wovon Erzeugnisse der Kunst ihre Geltung für alle Zeiten erhalten. Es dürfte für den Unbefangenen von einigem Interesse sein, die Evangelien der beiden großen Apostel der Tonkunst neben einander aufzuschlagen, ihren Text zu vergleichen.

Gänzlich abgesehen davon, in wie weit sie, ihrer künstlerischen Geltung nach, eine solche Zusammenstellung rechtfertigen: für die ästhetische und philosophische Geschichte der Musik ist das Wirken derselben an sich und neben einander sicher von bedeutenderen Beziehungen und interessanteren Folgerungen, als irgend eine andere Erscheinung in jenem Gebiete.

Ein solches Verfahren, welches ich schon vor längerer Zeit zu meiner eigenen Aufklärung eingeschlagen hatte, ergab mir folgendes Schema:

Mozart.	Beethoven.
Grundzüge.	
Schönes. Naives. Lyrisches.	Enthusiastisches. Absichtliches. Humoristisches.
Corollarien.	
Himmlische Ruhe und Heiterkeit. —	Gigantischer Anlauf gegen den Olymp. —
Iris über Gewittern. —	Prometheus.
Prophetisch. — schöpferisch; organisch. —	Sibyllinisch — schöpferisch. Bildnerisch.
Hingebung — Anregung. Elegisch; Lächeln mit der Thräne; harmonisch; versöhnend.	Widerstand. — Bewältigung. Zerreißend; ironisch; durch Contraste wirkend; epigrammatisch, ja selbst polemisch; unversöhnt.
Entwicklung.	
Im Innern auf organischem Wege — zuerst an Traditionelles gelehnt, des materiellen Elementes sich bemeisternd. — Freier Flügelschlag des Genius — himmlische Offenbarungen desselben im reinen Kunstäther. —	Findet bereits ein Fertiges — Versuch es darin seinem Vorgänger gleich zu machen. — Umherschauen nach neuen Hilfsquellen; der Gährungsstoff der Zeit bietet sie. Im Hingeben daran, wird der musikalische Instinct verdunkelt, das Gefühl für die zarten Gränzen vertrübt. Unmöglichkeit eines Rückschreitens, obgleich das Weiterschreiten über den Kreis der Kunst hinausführt.

In diesem zusammenstellenden Überblicke suchte ich mir vorerst die charakteristischen Grundeigenthümlichkeiten der beiden Meister klar zu machen, und schritt nun zu einer speciellen Betrachtung weiter.

Leider sind uns Mozart's dramatische Jugendarbeiten entzogen. — Ist es auch leicht erklärbar, daß dieselben über seine spätern, mit rastlosen Überraschungen hereinbrechenden Wunder vergessen werden konnten: so kann doch die Gleichgültigkeit dagegen schwer gerechtfertigt werden, nachdem ein halbes Jahrhundert den Zauberrausch genüchtert, nachdem die unschätzbare Verlassenschaft das segensreiche Eigenthum aller Herzen und Geister geworden. Ja ganz unbegreiflich müßte dieser Mangel an Pietät gegen unsern größten edelsten Genius erscheinen, läge nicht einige Entschuldigung dafür in dem alle Kunstschranken überflutenden Töneschwall, der uns seit dreißig Jahren in besinnungslosem Wirbel dreht, und (hauptsächlich dem neuen Geschlechte, das unter seinem Corybantenlärm auferzogen wurde) die Empfänglichkeit für Eindrücke edlerer Natur großen Theils abgestumpft hat.

Es liegen uns aus Mozart's Kunstnoviziat nur wenige Proben vor. In ihnen erkennen wir — wenn wir die Umstände erwägen, unter denen sie entstanden — wohl die erstaunenswerthe musikalische Anlage, aber noch kaum mehr; eine Schärfe nämlich des musikalischen Instinctes, wovon weder früher noch später Ähnliches bekannt geworden ist. Und obwohl es nicht bezweifelt werden kann, daß der zarte Wunderknabe, in demjenigen was mit dem Momente untergeht in welchem es entstanden, auch damals schon den Gott ankündete, den seine Schöpfungen vom Idomeneus offenbarten; daß seine Improvisationen mit einem weit höhern und freieren Flügelschlage sich regten, als seine Compositionen *): so sind doch auch jene sicher nur naturgemäß gewesen — Offenbarungen eines Götterkindes, unähnlich den, als Wunder angestaunten, derartigen Erscheinungen der neuesten Zeit **).

---

*) Diese Vermuthung scheint mir sattsam gerechtfertigt durch die zahllosen Zeugnisse, die uns von den Wirkungen des kleinen Künstlers auf seinen Kunstreisen durch England, Frankreich und Italien vorliegen. Der kindliche Compositeur hat wahrscheinlich getrachtet, durch das Anschließen an die hergebrachte Weise, seinen Werken Styl zu verleihen, was ihm damals wol identisch mit der Form erscheinen mochte. Finden wir doch ein ähnliches Verfahren in Albrecht Dürer's historischen Bildern: eine Ängstlichkeit in der Anordnung, und hauptsächlich in der Behandlung der Draperie, während seine Skizzen und Handzeichnungen von der großartigsten Freiheit sind.

**) Diese Wunderkinder haben selten einen andern als einen peinlichen Eindruck

Aber treten wir nun vor das erste aus seinem Götterhaupte gesprungene Minervenbild, vor seinen Edelsteingewapneten **Idomeneus**; durchwandern wir das Pantheon seiner Schöpfungen bis zu seiner Transfiguration, dem himmlischen Requiem; überblicken wir die Schätze, welche eine Spanne von 15 Jahren umfaßt, — die Wage, womit wir eine solche Größe zu messen versuchten, wird unsern Händen entfallen; wir werden mit andächtiger Bewunderung erkennen müssen, daß es dafür im Reiche der Erscheinungen weder ein Gleichniß noch einen Maßstab gibt.

Aber wie **Mozart** in jedem seiner Werke nur Er selbst ist, so ist er auch stets ein Anderer; nur an seiner Größe und Vollendung erkennbar, nicht an einem bestimmten Typus. Er hat gewissermaßen für jede seiner umfassenderen Schöpfungen eine neue Musik erschaffen; und hierin hauptsächlich — ganz abgesehen von den unberechenbaren Gaben, womit uns eine längere Laufbahn beschenkt hätte — haben wir seinen frühzeitigen Tod zu beklagen. Denn eben seine letzten Werke: die Zauberflöte, Titus und das Requiem, geben uns bedeutungsvolle Winke, welch' neue Quellen in der Tiefe seiner Seele zum Durchbruche bereit waren. Ihr Inhalt ist nicht zu berechnen;

---

auf mich hervorzubringen vermocht, und ich konnte die Hoffnungen nicht theilen, die sie zu erregen pflegen. Die Natur macht nie Sprünge in ihren Entwicklungen; wo dergleichen Ausnahmswesen erscheinen, weisen sie auf krampfhafte Überspannung, oder auf krankhaften Organismus hin. Die Psyche, wie die Materie, sind demselben Gesetze der Entfaltung unterworfen, haben ihren Kreislauf zu verfolgen nach denselben leisen Fortschreitungen, die alles Geschaffene durchwandeln muß, bis es den Zielpunct seiner Bestimmung erreicht hat. Ein Kind, das mit Leistungen eines Mannes auftritt, ist eben kein Kind mehr; wir hätten an ihm allenfalls eine außergewöhnliche Triebkraft zu bewundern, aber nicht außergewöhnliche Fähigkeiten. Nur dann, wenn seine Offenbarungen zwar gesteigerte, aber dennoch den Bedingungen seiner Existenz angemessene sind, ergreift es uns mit den heiligen ahnungsvollen Schauern einer großen Zukunft. Und gewiß hat nie ein Mensch solche Hoffnungen freudiger angeregt und schöner erfüllt, als **Mozart**. Er war ein wahres Lieblingskind der Natur; an ihm hat sie mit seligem Mutterstolze ein Musterbild ihrer Schöpferkraft aufgestellt — ein Wunder — aber wie alle ihre Wunder, nicht als Anomalie, sondern als umfassend energischer Ausdruck ihres Gesetzes.

aber es kann wohl behauptet werden, daß die Musik sich nie nach der Richtung hätte entwickeln können, die sie seit 30 Jahren genommen, wenn sein gesetzgebender Einfluß noch durch ein Jahrzwanzig darüber gewaltet hätte.

Ich habe in meinem vergleichenden Schema als Grundzüge der Mozart'schen Musik bezeichnet:

Schönes,
Naives,
Lyrisches.

Die Schönheit von Mozart's Musik beruht nicht allein auf dem unnachahmlichen, unverwelklichen Reize und der eingebornen Geschlossenheit und Bedeutsamkeit seiner Melodien, in der hohen Vollendung der Anlage und dem reinsten Ebenmaße aller Theile seiner Compositionen, in der unerschöpflich reichen und dabei jeder Aufdringlichkeit, jedem Effecte durch Überraschung so entfernten instrumentalischen und harmonischen Einkleidung seiner Ideen: sondern hauptsächlich auf der Idealität*) seines Gefühlsausdruckes, auf der jung-

*) Am überzeugendsten spricht sich diese Richtung Mozart's in solchen Gebilden aus, die ihrem Charakter nach der niederländischen Schule angehören. z. B. Zerline. — Wie ideal und doch so durch und durch Natur ist jeder Zug an diesem unvergleichlich köstlichen Bildchen, ein Gemisch von Kindlichkeit, Coketterie, Schalkhaftigkeit und Schwärmerei. Es war mir interessant, bei der letzten Aufführung von Haydn's Jahreszeiten (wohl das schönste Werk dieses liebenswürdigen Tonsetzers, weil es so ganz im Umfange seines Genies lag, und daher jene vollkommene Befriedigung gibt, welche z. B. die Schöpfung, deren Vorwurf dasselbe überragte, nicht gewährt), darüber nachzusinnen, wie wol Mozart diesen Stoff behandelt haben würde. Weit entfernt, mir den entzückenden Genuß der Gegenwart zu schmälern, erhöhete mir eine solche ideirte Zusammenstellung denselben. Hier hatte Haydn sicher seinen Nebenbuhler nicht zu fürchten, obgleich ich mir nicht verhehlen konnte, daß Mozart auf einem ganz anderen Wege diese Aufgabe gelöst haben würde. Wo zwei Talente in der ihnen vollkommen angemessenen Sphäre wirken, wird ihre Verschiedenheit nicht als ein Abstand bezeichnet werden können, ohne Einseitigkeit oder Ungerechtigkeit. Aber sobald Capacität neben Capacität, unabhängig von einem speciellen Falle ihrer Wirksamkeit, gewogen werden sollen, kann Haydn so wenig neben Mozart genannt werden, als irgend ein anderer Componist, noch wol weniger als mancher andere. Nicht allein in Berück-

fräulichen Keuschheit und Innigkeit desselben. Er hat es nie mit den Sinnen, immer nur mit dem Gemüthe zu thun; und so sehr dies der Möglichkeit einer allgewaltigen Wirkung zu widersprechen scheint, so bemächtigt sich dieselbe dennoch aller Seelen mit einem Eindrucke, den kein anderer Tonsetzer je hervorzubringen im Stande gewesen ist. In jeder Brust schlummert ja ein Engel, und Mozart's Töne wecken ihn mit seinen Heimatliedern. Ist es nöthig an seinen Pagen in Figaro, an Pamina, an das Addio-Quintett in così fan' tutte und unzählige andere Belege dafür in seinen Opern, Symphonien, Messen, Liedern und Sonaten zu erinnern? Wahrlich! die Klage um unsere höhere Heimat und die sehnsüchtige Hoffnung unserer Heimkehr dahin hat nie einen geweihteren Vertreter gefunden, als jene Seraphsklänge — wahrlich! keiner Zeit denn unserer wäre es mehr Bedürfniß, sich daran zu reinigen und zu erheben. Statt unsere Kinder mit den sinnenberauschenden Syrenentönen, mit den leidenschafterhitzenden Schlachthymnen der modernen Tonkunst groß zu ziehen, sollten wir zu einer der Hauptgrundlagen unserer Erziehung Mozart's Musik machen.

Ich habe die innigste Überzeugung, daß ein unter ihrem Einflusse sich entwickelndes Gemüth die schönen Eigenschaften des Glaubens, der Liebe und der Toleranz — deren eben wir, in der flutenden Bewegung, welche alle Satzungen und Formen der geselligen und intellectuellen Zustände auflockert und zu neuen Krystallisationen drängt, mehr als jedes andere Zeitalter benöthigen, um uns vor Irrthümern und Unrecht zu bewahren — nie verlustig gehen wird.

Mit tiefem Sinne haben die Alten der Musik die höchste civilisirende Kraft zugeschrieben, und dieselbe in schönen Mythen dargelegt; obgleich ihre Musik nur noch das Kinderlallen des himmlischen Tongenius war. Es ist gewiß ungemein bedeutsam, daß diese Kunst erst mit dem reinen Begriffe von der Gottheit zur Ausbildung gelangte. Aber ist sie nicht eben auch die reinste Offenbarung derselben. Wo wäre sonst ihr Lehrmeister zu suchen, wenn nicht im Urquell aller Harmonie, in Gott? Die musikalischen Inspirationen sind die einzi-

---

sichtigung der Vielseitigkeit und Elasticität Mozart's — die ihn allein schon über alle bekannten Musiker erheben würde — sondern hauptsächlich wegen dem Timbre seines Talentes (wenn ich mir diesen Ausdruck erlauben darf), dem vielleicht einzig Haendl's Genius ebenbürtig ist.

gen, die durchaus keinen Anstoß von der Sinnenwelt empfangen, durchaus nichts gemein haben mit irgend einer Wahrnehmung aus derselben. Und jemehr die Schönheit Herrscherin der Erde werden wird, umsomehr wird die Musik an Bedeutung und Wirkung gewinnen.

Mozart's Styl *) beruht auf keinem formellen Typus, sondern ganz allein auf dem Vereine aller der innern und äußern Vorzüge, wodurch ein Kunstwerk seiner höchsten Aufgabe entspricht: auf Schönheit. Diese Eigenschaft durchdringt alle seine Schöpfungen mit jenem unfehlbaren Naturtriebe, der den Kelch der Rose mit bezaubernden Düften füllt. Überall begegnen wir dieser Schönheit, im anspruchslosesten Liedchen, wie im pentiti seines Don Juan. Mozart's Inspirationen sind niemals durch den Verstand vermittelt, sondern rein aus der innersten Anschauung geschöpft, daher sie auch mit so hinreißender Gewalt der Seele sich bemächtigen.

Indem ich auf den zweiten Grundzug der Mozartischen

---

*) Es ist schwer, eine Definition des Begriffes Styl, in seiner höhern Bedeutung, zu geben. Man pflegt zu sagen: „Dieses Bauwerk, Gemälde, Musikwerk hat keinen Styl.“ Obgleich hiemit meistens Styl synonym mit Charakter bedeutet, kommen doch Fälle vor, wo diese beiden Begriffe sich anstoßen; wo man rühmlich einem Kunstwerke Charakter zugestehen muß, und ihm doch Styl abspricht. Charakter ist der Ausdruck der moralischen Individualität, Styl der Ausdruck der künstlerischen, wobei uns nicht beirren darf, einem Dinge eine Eigenschaft zugemessen zu sehen, die nur der Person zukommt. Jedes Kunstwerk muß eine Idee zur Anschauung bringen, oder es ist keines; durch diese wird es gleichsam zum moralischen Wesen, und tritt uns als solches allerdings mit einer moralischen Individualität entgegen. Das Verfahren des Künstlers ist hierin ein absichtliches, während die künstlerische Individualität eines Werkes von der nothwendigen, eingebornen Künstlerorganisation bedingt, und der reinste Ausdruck derselben ist. Wo eine solche Künstlerorganisation in abgeschlossener Eigenthümlichkeit vorhanden ist, wird sie allen ihren Productionen den Typus derselben aufdrücken — und dieses Gepräge der genialen-künstlerischen Schöpferkraft ist dasjenige, was wir mit Styl bezeichnen. Daß diese, auf eine innerliche Bildnerkraft sich beziehende, Bezeichnung nicht verwechselt werden darf mit den formellen Eigenschaften einer Leistung, die man gewöhnlich ebenfalls dadurch zu bezeichnen pflegt, bedarf wohl keiner Erinnerung.

Musik übergehe, sei es mir erlaubt, die unvergleichlichen Worte Schiller's über das Genie anzuführen:

»Naiv muß jedes wahre Genie sein, oder es ist keines. Seine Naivität allein macht es zum Genie, und was es im Intellectuellen und Ästhetischen ist, kann es im Moralischen nicht verläugnen. Unbekannt mit den Regeln,*) den Krücken der Schwachheit und Zuchtmeistern der Verkehrtheit, blos von der Natur oder dem Instinct, seinem schützenden Engel, geleitet, geht es ruhig und sicher durch alle Schlingen des falschen Geschmackes, in welchem, wenn es nicht so klug ist, sie schon von weitem zu vermeiden, das Nichtgenie unausbleiblich verstrickt wird. Nur dem Genie ist es gegeben, außerhalb des Bekannten noch immer zu Hause zu sein, und die Natur zu erweitern, ohne über sie hinauszugehen. Zwar begegnet Letzteres zuweilen auch den größten Genies, aber nur, weil auch diese ihre phantastischen Augenblicke haben, wo die schützende Natur sie verläßt, weil die Macht des Beispiels sie hinreißt, oder der verderbte Geschmack ihrer Zeit sie verleitet.**)

»Die verwickeltsten Aufgaben muß das Genie mit anspruchsloser Simplicität und Leichtigkeit lösen, das Ei des Columbus gilt von jeder genialischen Entscheidung. Dadurch allein legitimirt es sich als Genie, daß es durch Einfalt über die verwickelte Kunst triumphirt. Es verfährt nicht nach bekannten Principien, sondern nach Einfällen und Gefühlen; aber seine Einfälle sind Eingebungen eines Gottes (alles was die gesunde Natur thut, ist göttlich), seine Gefühle sind Gesetze für alle Zeiten und für alle Geschlechter der Menschen.«

»Den kindlichen Charakter, den das Genie in seinen Werken abdrückt, zeigt es euch in seinem Privatleben und in seinen Sitten. Es ist schamhaft, weil die Natur dieses immer ist; aber es ist nicht decent, weil nur die Verderbniß decent ist. Es ist verständig, denn die Natur kann nie das Gegentheil sein; aber es ist nicht listig, denn das kann nur die Kunst sein. Es ist seinem Charakter und seinen Neigungen treu, aber nicht sowohl, weil es Grundsätze

*) Es kann wol keinem Zweifel unterliegen, daß hier »Regeln« nur im conventionellen Sinne verstanden werden muß.

**) Ich kann mich nicht enthalten, hiebei vorgreifend auf den gewaltigen Genius hinzuweisen, dessen Betrachtung zunächst meinen Vorwurf bildet.

hat, als weil die Natur bei allem Schwanken immer wieder in die vorige Stelle rückt, immer das alte Bedürfniß zurückbringt. Es ist bescheiden, ja blöde, weil das Genie immer sich selbst ein Geheimniß bleibt, aber es ist nicht ängstlich, weil es die Gefahren des Weges nicht kennt, den es wandelt.«

Wer sollte nicht glauben, daß unserem großen Dichter zu diesem Porträte Mozart gesessen? Der erhabensten und tiefsinnigsten Entwürfe entledigt er sich mit jener naiven Auffassung und Behandlung, die an dem Producte nichts zu wünschen übrig läßt, ja das Werk der Kunst als ein Werk der Natur erscheinen macht, das nicht mehr anders gedacht werden kann. Hier ist keine Absicht der Urtheilskraft, keine Combination des Verstandes, keine Künstlichkeit der Mittel — so allein konnte in wenig Stunden vor der Aufführung die Ouverture zu Don Juan entstehen; so allein lassen sich all' die Wunder erklären, die Mozart in seinen dramatischen Werken und hauptsächlich in Don Juan und der Zauberflöte geoffenbart hat — wohl die tiefsinnigsten, bedeutungsvollsten und schönsten Schöpfungen in allen Gebieten der Kunst aller Zeiten und Völker. Hieraus allein kann begriffen werden, wie Mozart die verwickeltsten Aufgaben — z. B. das Finale des ersten Actes des Don Juan, das Duett vor der Statue; oder selbst gänzlich stoffstarre, wie das Quartett derselben Oper: non ti fidar quel perfido — auf rein musikalischem Wege zu lösen im Stande war; wie er nicht nur jedem Gefühlsausdrucke den vollkommenst ansprechenden Laut zu verleihen, sondern denselben dergestalt zu individualisiren vermochte, daß in dem reichen Bildersaal seiner dramatischen Schöpfungen jede einzelne Gestalt ihren eigenthümlichen, typisch ausgeprägten Accent hat, und dennoch als ein organisches Glied des Einen selbstständig abgeschlossenen Ganzen erscheint, wozu es gehört. Ein solches Verfahren ist vor Mozart nicht einmal in der Ahnung vorhanden gewesen; er selbst hat diesen Weg erst mit seiner »Entführung« betreten und eine Gallerie von Charakteren aufgestellt, mit der sich selbst die Shakespeare'sche nur im Reichthume messen kann. *)

---

*) Die Versuche neuester Zeit, sich einem solchen Verfahren anzuschließen, haben schlagend herausgestellt, wie unzulänglich sich der Verstand erweist, neben dem genialischen Instinct. In ihnen drängen sich die Absichten peremtorisch genug auf, um nicht übersehen werden zu können; doch: »man merkt die Absicht und man wird verstimmt,« oder man fühlt sich wohl

Ich habe als dritten Grundzug von Mozart's Musik bezeichnet: Lyrisches.

Nach dem Vorausgeschickten scheint es mir unnütz, in eine nähere Erklärung darüber einzugehen. Die Weise seines Verfahrens ist eben in sich eine rein lyrische, d. h. eine unbedingte Hingebung an seinen Genius, den Begeisterungen desselben mit kindlicher Frömmigkeit gehorchend; gleich den Propheten des alten Testamentes, für die Welt, aber nicht durch die Welt, erfüllt — ein Gefäß Gottes — ein Ausfluß seiner Huld und Herrlichkeit — und selbst als Verkünder seiner Strafgerichte, nur mit Psalmen bewegend, niemals mit Gewittern erschreckend. Aber freilich, wer Gott verloren hat, für den sind auch seine Propheten verloren! und zu dem er nicht mit seinem gestirnten Himmel, mit dem Säuseln seiner Lüfte spricht, der wird auch gegen die Verkündigungen seiner Abgesandten stumpf bleiben.

Und da, wo Mozart's Genius fessellos schwärmt durch seine Paradiese, wo sein Gemüth sich in sich selbst versenkt, sich selber zum Gegenstande wird, in seinen rein lyrischen Schöpfungen, in seinen Symphonien, in seiner Kammermusik, in seinen Sonaten, welche Sprache ist jemals der seinigen gleichgekommen auf der ganzen Gefühlsleiter einer rein gestimmten Menschenseele? Aber freilich, von der krampfhaften Überreizung, von der spuckhaften Rapsoderei und Mondsüchtigkeit, von der wilden Leidenschaftlichkeit und Überstürzung, die man jetzt so häufig allein für Begeisterung, Wärme und Tiefsinn will gelten lassen, ist nirgends eine Spur in dem gesunden Organismus dieses edlen Gemüthes zu entdecken. — Und eben so wenig hat dieser echte Künstlergeist sich darin gefallen, Übergriffe in andere Bereiche zu versuchen, der Musik Aufgaben zu stellen, wozu sie ihrer Natur nach nicht befähigt ist. Er erkannte mit der Sicherheit des genialischen Instinctes, nicht allein die Bestimmung seiner Kunst und den Umfang ihrer Mittel, derselben zu genügen, sondern auch die Grenzen, Bedingungen und Kräfte

---

überwältigt, überredet, aber nicht sympathetisch eingebürgert. Wir erblicken mehr oder minder geistreiche Charakter-Masken, aber keine lebendigen Charakter-Gestalten. — Dazu kommt, daß dergleichen Probleme meistens auf Kosten des guten Geschmackes des musikalischen Reizes gelöst werden, ja nicht selten mit dem Wohllaute dergestalt in Anstoß gerathen, daß wir uns ähnliche künstlerische Anregungen eben so gut in einem Feldlager oder auf einem Jahrmarkt holen können, als im Opernhause oder Concert.

jeder ihrer besonderen Gattungen. Was ist uns damit gewonnen, daß man ihre Sphären willkürlich durcheinander gekreuzt, ihre Stylarten vermengt, ihre Effecte verwirrt hat. Wird es je möglich sein, in Tönen ohne Text so deutlich zu sprechen, wie in Drama, Cantate, Messe, Lied? Wozu existirt rein lyrische*) Musik, wenn man sie des Vorzuges beraubt, der ihr eben allein eigen ist, auf dem Wege der Ahnung zu wirken, in süße bezaubernde Träume einzuwiegen? Und wie beseligend sind diese Ahnungen, wie reizend diese Träume, die uns Mozart's lyrische Gebilde offenbaren! Wollen wir es ihm zum Vorwurfe machen, als Mangel bekriteln, daß er vorzugsweise in heitern, in elegischen Schwärmereien sich ergeht? Hat er nicht im Idomeneus, im Don Juan, im Titus, im Requiem, in der Zauberflöte hinlänglich — und ohne Nebenbuhler hier wie dort — gezeigt, mit welcher Gewalt sein Genius auch im Tragischen, Heroischen, Pathetischen zu walten vermag? Hat nicht die Entführung, Figaro, così fan tutte hinlänglich bewährt, wie er jedes Stoffes sich zu bemächtigen verstanden?

Ja! ich erkenne auch in Mozart's lyrischen Compositionen die hohe Schönheit, die edle Simplicität und tiefe Bedeutsamkeit, die seine andern Schöpfungen zu ewigen Vorbildern für alle kommenden Zeiten und Geschlechter stempeln.

Mit welchem Interesse auch der botanische Feinschmecker die wunderlichen Spielarten betrachten mag, worein der, auf Laune und Verkehrtheit speculirende Prokrustes der armen Kinder der Erde, seine zarten Zöglinge quält; der wahre Freund der Natur wird sich mit Widerwillen und Pein abwenden von solchen Zerrbildern ihres heiligen Antlitzes; er wird den stillen Pfad einschlagen nach der hohen Alpe, und gelagert zwischen den thaubeglänzten Blüthen und Kräutern, welche der ungetrübte Himmelsstrahl so reizend gezogen und geschmückt, der echte Gotteshauch gefüllt mit lebenskräftigendem Balsam, seines eigenen Daseins schöner und inniger genießen, ein Gefühl der Sympathie, die um ihn und aus ihm wirkt, und alles Geschaffene in Einen Gedanken des Schöpfers auflöst.

O Mozart! solch eine erhabene Alpenwelt erschließen deine Töne demjenigen, der mit unverfälschten Sinnen, mit unverdorbenem

*) Es sei mir hier, wie im folgenden, erlaubt, mit diesem Ausdrucke nur den Gegensatz unmittelbarer musikalischer Äußerungen zu jenen, die durch eine textliche Unterlage bedingt sind, zu bezeichnen.

Gemüthe, ihren Offenbarungen sich hingibt — frische duftige Kinder des jungfräulichen Lichtes und Athems, wie reizend in eurer bunten Pracht, wie sinnig in eurem wunderbaren Baue, wie rührend im Schimmer der Wehmuthsthräne! Und in dieser Wehmuthsthräne, die fast keinem, wenn auch noch so heiter lächelnden, eurer Kelche fehlt: liegt euer höchster, rührendster Reiz — ein Abglanz des Edens, unserer heiligsten Sehnsucht, für den wir keine andere Bezeichnung haben als die: »das ist echt Mozartisch!«

Beethoven's Compositionen zerfallen in drei Epochen, die, wenn auch nicht immer in der Zeitfolge, doch im Gehalte streng abgesondert erscheinen — in die Werke nämlich, in denen sein Genius auf den Spuren seiner großen Vorgänger Haydn und Mozart wandelte; in diejenigen, da derselbe in losgebundener, urgenialer Schöpferkraft waltete; und endlich in die höchst merkwürdige Periode seines athemlosen Entdeckungsfluges durch Wüsten und Meeresöden, nach neuen Welten.

Die Werke des ersten Abschnittes können, trotz all' ihrer Vorzüge, weder mit Mozart's noch selbst mit Haydn's Werken eine Vergleichung aushalten, sowohl was ihre künstlerische Behandlung, als auch ihren ästhetischen Gehalt anbelangt. Sie werden nie den Eindruck organischer Nothwendigkeit gewähren, der den Compositionen dieser Meister den Stempel innerer und äußerer Vollendung eines Productes der Natur aufdrückt. Der Charakter der Naivität mangelt ihnen; sie sind geistreiche Gaben einer hoch befähigten Anlage, aber nicht Ausdruck eines genialen Individuums. Auch sind sie nur als Versuche anzusehen; gleichsam ein Recognosciren des Terrains. Aber ein Genius wie Beethoven mußte bald erkennen, daß ihm seine Bahn in einer andern Richtung vorgezeichnet war, und mit der überraschenden Kühnheit der selbstbewußten Kraft flog er in die Arena und pflückte sich den Siegerkranz von ihrem Ziele, bevor wir nur dieses selbst noch errathen hatten.

Die charakteristischen Merkmale der Tonschöpfungen aus dieser Periode, wie sie mir sich darstellen, sind bereits in meinem Schema angedeutet worden; sie bedürfen, glaube ich, keiner weitern Ausführung. In jedem Producte aus diesem Abschnitte finden sie sich mehr oder minder ausgeprägt; nur wird es uns bei aufmerksamer Betrachtung auffallen, wie das polemische Element mehr und mehr die Oberhand gewinnt über das enthusiastische; die rhetorische Gewalt — worin es, vor wie nach, Niemand Beethoven gleich zu thun vermocht hat —

dem Effect durch Contraste weicht. Immer greller tritt die humoristische Skepsis an die Stelle lyrischer Begeisterung; die Zerrissenheit selbst, nicht mehr die Vermittlung derselben, wird sein Vorwurf. Mit trotzigem Übermuthe wagt es der Gewaltige, die geheimnißvollen Räthsel der Menschenbrust ans goldene Tageslicht heraufzubeschwören, die Hieroglyphen des Erdendaseins mit Tönen zu commentiren, die Dissonanzen des Lebens mit Harmonien darzustellen. Aber

»Der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.«

Beethoven hat, wie jedes wahre Genie, seine eigene Bahn eingeschlagen; was ihn aber hierin von allen seinen Vorgängern unterscheidet, ist: daß er kühn die Brücken der Tradition hinter sich abwarf, daß er mit der alten geheiligten Hierarchie trotzig brach. Er mußte nun vorwärts; er konnte nicht mehr berechnen, wo er anlangen, stillhalten werde. Er war aus einem Priester der großen allgemeinen Tongemeinde zum Parteihaupte einer neu sich bildenden Secte geworden, und wie es allen solchen ergeht, von seinem Vorwurfe selbst überwältigt, fortgerissen, und an ein Ziel gedrängt, das wohl nach einer von seinem Ausgangspuncte weit abweichenden Himmelsgegend liegen mochte.

Beethoven's genialische Kraft und Eigenthümlichkeit offenbart sich mehr im poetischen als im musikalischen Inhalte seiner Schöpfungen; und die Effecte, die innerhalb dieses Gebietes liegen, beruhen seltener auf der Erfindung, als auf der Behandlung. Sein Styl charakterisirt sich daher nicht durch die Prägnanz der Schönheit der Melodien (die in Mozart's Weise sprichwörtlich geworden ist), sondern durch den kühnen Anlauf des Gedankens, durch die großartige Anlage der Construction, die oratorische Gewalt der Phrase, die tropische Farbenpracht des Ausdruckes. In der Zündkraft des Affectes hat wohl Niemand Beethoven erreicht; die wechselndsten und entferntest von einander abliegenden Sympathien erklingen, von seiner unwiderstehlichen Zauberruthe berührt. Aber eben im Bewußtsein dieser Wundergewalt, liegt für ihn auch die Versuchung, sich derselben mit allzuübermüthiger Willkür zu bedienen, die verschiedenartigsten Gefühlssaiten schwirrend in einander tönen zu lassen, das Gemüth in rastloser Flucht vor sich selbst abzusetzen. Gesellen sich, wie es so häufig der Fall, zu dieser beängstigenden Seelenspannung noch ähn-

liche Reize auf das sinnliche Organ, so steigert sich unsere Empfindlichkeit bis zur Pein, und gibt uns, statt eines Kunstgenusses, Aufregungen, wie sie uns etwa ein Gewitter, oder ein Zustand des Deliriums gewähren würden.

Deshalb werthe ich über alle dythirambischen Tondichtungen des gewaltigen Meisters die erhabenen Illustrationen, mit welchen er poetische Meisterwerke verklärt hat, seine Ouverturen zu Egmont und Coriolanus.

Hier zwingt die fest umrissene Idee den Flug der Einbildungskraft in eine bestimmte Richtung, ohne dem mächtigen Schwingenschlage selbst Fesseln anzulegen.

Diese wunderbaren Palingenesien sind aber mehr, als musikalische Illustrationen jener poetischen Meisterwerke, sie sind eine erhabene Illustration zweier Blätter der Weltgeschichte selbst; ein Posaunenruf ihres Gerichtsengels, welcher die verstaubte Asche der Vergangenheit in ihre einstigen Riesenformen ballt, und mit all ihren Leidenschaften und Kämpfen, Begeisterungen und Krämpfen Jubelhymnen und Jammerschreien an uns vorüber führt.

Aber so groß und einzig B e e t h o v e n auf dieser Bahn schreitet, die zwischen dem lyrischen und dramatischen Ausdrucke die Mitte hält, sobald er dieselbe verläßt, um in unmittelbaren Verkehr mit der objectiven Welt zu treten, erscheint seine Bewegung gehemmt, seine Kraft gelähmt. Dies ist der Fall in seiner Oper F i d e l i o. Hier kann er nirgends die vollkommen gemäße Form, den individuellen Gefühlsausdruck finden für seine Gestalten. Stoff und Geist vereinzeln, widerstreben sich; das lyrische Element macht sich immer wieder frei, trotz aller Mühe, es in den widerspenstigen Stoff aufzulösen, alle Bildungen schwanken; mit Einem Worte: man gewahrt, daß der Gewaltige hier in ein Gebiet gerathen, wo er nicht heimisch ist.

Dies wurde auch zur Zeit des Erscheinens jener Oper — wo noch das Urtheil durch den beständigen Verkehr mit dem Trefflichsten in der theatralischen Musik zu gesunder Verständigkeit erzogen war — richtig gefühlt; wenn man auch, eben durch die Befreundung mit diesen Mustern in der Anerkennung der reichen Vorzüge der neuen befremdenden Erscheinung, allzuweit hinter dem Werthe derselben zurückblieb. Das folgende Geschlecht hat die Sühnung dieses Vergehens übernommen, ist aber leider hierin über alles Maß hinausgegangen; einerseits von leidenschaftlicher Parteisucht, anderseits von gänzlich verworrener und verdusteter Gefühls- und Urtheilskraft irre geleitet.

So lange noch die erstaunenswerthe Lebensthätigkeit und Einbildungskraft des großen Meisters mit voller Energie wirkten, erscheinen selbst die übermüthigsten Äußerungen derselben, die bizarrsten Combinationen, die blendendsten-Strahlenbrechungen, als Offenbarungen echter Begeisterung und Schöpferkraft beglaubigt. Als aber innere wie äußere feindselige Anfechtungen, das Mark des Lebens angekränkelt, den Quell der Fantasie vertrübt hatten, wie anders ertönte nun das einst so mächtig erschütternde Saitenspiel! Mit schmerzlicher Selbsttäuschung hatte der edle Geist die letzten Schranken zertrümmert, ins Unbegrenzte sich ergossen. Selbst die kolossalen Dimensionen in welchen er bereits, gegen die Mitte der beleuchteten Periode, seine Bildungen ausgeprägt hatte, genügten ihm nimmermehr; die harmonischen Mittel erschienen ihm eigensinnig, die musikalische Frase, bei aller Elasticität, die er ihr verliehen, noch immer zu starr, der melodische Rhythmus zu compact zur Darstellung seiner Intentionen.

Er wagte es, den allverbreiteten, alldurchdringenden Urgeist der Harmonie zu eschwören, ihm zuzurufen:

»Erhabnber Geist, der du die Welt umschweifst, geschäftiger Geist, wie nah' fühl' ich mich dir!« Doch konnte ihm eine andere Antwort werden, als:

»Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!«

Und dasselbe, edler Verklärter! würdest nun wohl du deinen fanatischen Derwischen entgegnen, wenn ihr Päan zu dir in die seligen Gefilde ewigen Friedens und ungetrübter Schönheit dringen könnte.

Zwei große, merkwürdige Offenbarungen liegen uns vor aus der Abenddämmerung dieses hohen Genius; die neunte Symphonie und die zweite Messe, gleichsam die letzten Aufzuckungen der ermüdeten Psyche, das unmuthige Sträuben gegen die Fesseln, die sie vom Auffluge nach ihrer ewigen Heimat zurückhalten, ihr prophetischer Scheidetraum. Sie liegen zu sehr außer den Grenzen der Kunst, um mit einem ästhetischen Maßstabe gemessen zu werden, — und eines andern Maßes entbehren wir, um Kunstwerke zu beurtheilen. — Ich bekenne es offen, daß mir die neunte Symphonie beinahe durchaus einen peinlichen Eindruck gemacht hat, eben wie ihn die, wenn auch noch so bedeutungsschweren Fieberträume eines gewaltigen Geistes erregen, der uns in seiner gesunden Vollkraft zu Staunen und Entzücken hinriß, da er noch mit kühnem Flügelschlage hinbrauste zwischen Himmel und Erde, bald aus Gewitterwolken bald aus Morgenröthen seine Hym-

Hymnen nieder jubelnd. — Eine ganz andere Wirkung äußerte auf mich die erwähnte Messe. Wenn auch sie die Befriedigung eines schönen Kunstwerkes nicht zu gewähren vermag, so bemächtigen sich doch die tiefsinnigen Absichten, die großartigen Combinationen, die gewaltigen Anregungen dieser Composition der Seele mit unwiderstehlicher Macht, halten sie in steter Spannung, und eröffnen ihr die überraschendsten Blicke ins Wunderreich der Ahnung, ins geheimnißvolle Helldunkel der Geisterwelt.

Indem Beethoven die ohnehin so unkörperliche Sprache der lyrischen Musik des herkömmlichen Rhythmus als eines conventionellen Pedantismus entkleidete, verflüchtigte er sie zum vagen Naturlaute. Allerdings hat es die Musik in ihrer schönsten Bedeutung mit der höchsten Sympathie der menschlichen Seele, mit der Ahnung zu thun; aber sie hat diese Sympathie stets nur künstlerisch zu vermitteln, oder sie hört auf Kunst zu sein. Die Gesetze für ihre Manifestationen sind keine willkürlichen, erfundenen, sondern ewige, nothwendige; Kunst und Wissenschaft erfinden nichts, sie finden nur auf die ewigen Gesetze der Natur — und ein solches Gesetz ist auch die Harmonie. Gewiß sind ihre Regeln keine conventionellen Satzungen, sondern Unwahrheiten, denen alle großen Genien mit rastlosem frommen Fleiße nachgespürt, und dieselben für alle Zeiten und Geschlechter als unwandelbare Normen aufgestellt haben.

Wer sie verkennt, wer das Gesetz seiner Laune an ihre Stelle zu rücken unternimmt, thut es nur auf seine eigene Gefahr. Ich will damit nicht gesagt haben, daß die herrlichen Meister, welche den großen Bau gegründet haben, nichts an demselben für die kommenden Geschlechter zur Ausschmückung und Erweiterung übrig gelassen. Die Kunst ist Leben, sie kann nie zur Stereotype werden; der Umstaltungstrieb ist ihr nicht minder Gesetz, als allen Lebendigen. Aber in allen ihren mannigfaltigen Verwandlungen behauptet sie auch ein Festes, Bestehendes, das gläubig anerkannt, demüthig bewahrt werden muß. Dies war die Künstler-Religion der Pergolese, Händl, Gluck, Haydn, Mozart, deren Werke in ihrer hohen Vortrefflichkeit bis jetzt unerreicht geblieben sind, und wohl kaum je werden übertroffen werden.

Wenn uns die Meister aus der ältern Schule auch noch in ein gewisses Formelwesen eingewickelt erscheinen: wer wollte mit ihnen

rechten über das zufällige Costüm *), in welches sie ihre Gestalten gekleidet, wenn nur diese selbst das reinste Gepräge ihrer ewigen göttlichen Abkunft tragen! Gluck, Haydn und Mozart haben um die Verwandlung des mechanischen Formelwesens in die freie ästhetische Form das meiste Verdienst. Sie sind daher als die eigentlichen Begründer der neuer Musik zu betrachten.

Der Einfluß, den hauptsächlich Mozart auf diese Befreiung und Umstaltung geübt, wird uns in seinem ganzen Umfange offenbar, wenn wir seine dramatischen Schöpfungen mit demjenigen zusammenhalten, was vor ihm in diesem Fache hervorgebracht worden ist. Die großartige Kühnheit seiner Behandlungsweise hierin läßt das Verwegenste, was man nach ihm zur Erweiterung der Grenzen der Tonkunst gewagt hat, als Versuche erscheinen, eine der erhabenen Schweizeralpen durch ein darauf gesetztes Säulchen zu erhöhen.

Beethoven hat so wenig auf Mozart höher gebaut, als Shakespeare auf Äschylos oder Sophokles, oder Byron auf Homer. Mit welch' reichen und gewaltigen Eroberungen er auch das Gebiet des musikalischen Ausdruckes, der harmonischen und instrumentalischen Wirken und Wissenschaft erweitert haben mag (und hierin als Gründer einer neuen Schule zu betrachten ist, die auf die That ihres großen Meisters schwörend, ihre dürftige Kraft hinter sinnreiche und künstliche Combinationen und Effecte verbirgt), an Erfindung eigentlicher musikalischer Typen kann er nicht nur mit Mozart nicht entferntest verglichen werden, sondern überhaupt kaum als eine außerordentliche Schöpferkraft gelten. Was hierin Mozart geleistet, dringt sich uns nur deshalb nicht in seiner unermeßlichen Fülle auf, weil es nicht ausgeschieden werden kann aus seinen Compositionen, weil der poetische und musikalische Gehalt sich so innig durchdringen, wie Geist und Materie in der Menschenbildung. Und derselbe Fall

*) Es wäre gewiß höchst interessant zu untersuchen, worin es liegt, daß es der Musik erst so spät gelungen, sich von gewissen Formeln loszumachen, worin sie bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts und hie und da noch darüber hinaus, befangen war. Ich glaube den Grund davon hauptsächlich in dem Gange ihrer Entwicklung zu entdecken, der seltsam genug, vom wissenschaftlichen ausging, und die Grundsätze nicht aus dem Gegebenen ableitete, sondern dieses aus jenen gestaltete. Die musikalische Idee, Melodie war erst die nachgeborne Schwester der musikalischen Philosophie, Harmonie.

ist es mit allen jenen Eigenschaften] der Mozart'schen Musik, die man mit Composition im engern Sinne bezeichnen kann: Anlage, Führung und harmonische und instrumentalische Behandlung. Unbekannt mit all' den Reizmitteln und Künstlichkeiten — durch welche man in neuerer Zeit den Mangel musikalischer Ideen zu verhüten sucht, durch welche man der Nervenerschütterung, dem Sinnenkitzel einen Beifall abzufühlen strebt, den man vom Gemüthe zu gewinnen sich zu schal und dürftig fühlt — mit der hohen Ruhe und Zweckmäßigkeit der Natur, treten uns Mozart's Schöpfungen entgegen, deren reiche Mannigfaltigkeit in der großen Einheit sich verbirgt, und die eben darum mit keiner Einzelheit anregen, weil sie ein vollendetes Ganzes sind.

Niemals ist mir schlagender der Abstand zwischen Mozart's und Beethoven's Künstlergröße entgegen getreten, als in jenem unvergeßlichen philharmonischem Concert, das uns Mozart's G-moll- und und Beethoven's C-moll-Symphonien vorführte. Ein Gott und ein Titane — in diesem Gegensatze drückte sich mir alles aus, was über Inhalt und Behandlung jener beiden Werke gesagt werden könnte; es enthält auch das Résumé meines Glaubensbekenntnisses über diese beiden Meister.

Als Parteifrage mögen sie immerhin neben einander genannt, gegen einander gewogen und mit steigender oder sinkender Schale abgeschätzt werden; nicht also jedoch als Kunstfrage. Denn sowohl was Umfang, Versatilität und Höhe der Schöpferkraft als was Künstlerschaft und kunsthistorische Bedeutsamkeit anbelangt, ist Mozart erhaben über jede Rivalität nicht nur im Gebiete seiner Kunst, sondern in allen Kunstgebieten.

Diese seine Größe ist auch von den edelsten und tiefsten Geistern anerkannt worden — und wenn einige der wahnseligen Kunstrichter unserer Zeit, mit dem wilden Ungestüm und der rohen Frechheit des moralischen Faustrechtes — das leider wie im Leben, so auch in Kunst und Kritik auf eine beklagenswerthe Weise um sich gegriffen hat — sich nicht entblödeten an seinem Kranze zu zerren: so können sie damit nur sich selbst erniedrigen, nicht den Herrlichen, dessen geweihte Evangelien zu verstehen sie unwürdig geworden sind. Die Edlen und Kunstverständigen dieser, wie aller kommenden Zeiten und Geschlechter werden in Mozart's Werken stets den Ausdruck schönster und reinster Menschlichkeit und Gottoffenbarung verehrend anerkennen, und daran sich erbauen und selbstheiligen.

Julius Gundling.

Wolken-Lieder.

1.

Da steh' ich träumend auf des Hügels moos'gem Gipfel;
Zu meinen Häuptern zieh'n so trüb und bleich
Die Wolken hin, und ruhend auf der Bäume Wipfel
Zeigt mir ihr Bild der mondbestrahlte Teich.

Wenn ich auf spiegelklarer Flut die dunklen Schatten
Auftauchen, gleiten und verschwinden seh',
Dem Quell gleich, der sich, kaum gezeigt im Grün der Matten
Verliert: da schlägt mein Herz im tiefen Weh.

Der Tage denk ich, wo der blaue Himmelsbogen
Den stillen See in meiner Brust bestrahlt,
Wo von der Lüfte Kuß geschwellt die Krystallwogen
Auf klarem Grund der Sternlein Gold gemalt.

Itzt peitscht der Sturmwind wild des Sees schäumend Welle,
Und schwarze Wolken zieh'n in weiter Fern
Darüber hin, — und nirgends eine blaue Stelle,
Und nirgends blinket mir ein Hoffnungsstern!

2.

Ihr bleichen Segler sagt, treibt euch ein dunkles Sehnen,
Daß sonder Rast und Ruh ihr vorwärts strebt?
Ihr Wolken blau umsäumt, wem weint ihr eure Thränen,
Die sanft der West zu mir hernieder trägt?

Ist's daß am fernen Ziel ein Zauberbild euch blühet,
Das lieblich, lockend euch entgegen blinkt?
Ist's Ehrgeiz, dessen Brand in euren Adern glühet,
Der euch mit Kron, Lorbeer und Purpur winkt?

Faßt ihr nicht meiner Sprache Laute? Oder sollte
Mir euer düst'rer Zug ein stummes Nein
Verkünden? Wie, ihr fühltet, sehntet nicht? So sollte
Es anders droben als hienieden sein?

3.

Ein Schauspiel schaurig schön seh' ich vor mir entfalten,
Der Himmel zittert und die Erde bebt!
Die Donner rollen dumpf, und glühn'de Blitze spalten
Das grau Gewölk', zu dem mein Blick sich hebt.

Und mitten in der Nacht, die mich so schwarz umhüllet,
Und in des Sturmes Wuth steh' ich allein:
Und frag' mich, ob, was mein Herz mit Grauen füllet,
Euch droben nicht ein großes Fest könnt' sein?

Und frage mich, ob nicht des Zephyrs süßes Kosen
Die Sehnsucht ist — die eure Brust durchzieht,
Und Sturmeswuth — der Leidenschaft unheilig Tosen,
Das wild verheerend euch im Busen glüht.

Und frag' mich, ob die Donner, die mein Ohr erschüttern,
Nicht eurer Liebe Sprach', ihr Wolken grau?
Ob in den Blitz'n, die feurig durch die Lüfte zittern,
Ich eurer Lippen Küsse nicht erschau?



Friedrich Guido Lange.

Reisebilder aus Böhmen.

Das Nachtgewand liegt düster
Auf Wiese, Wald und Feld,
Jed' Sternlein ist entschlummert,
Das droben sonst Wache hält.

Die Windsbraut tobt gewaltig,
Dringt mächtig auf mich an,
Als wollt' sie mir versperren
Zum Heimatland die Bahn.

Sie spielt mit meinen Locken
Und küßt mir roth das Gesicht:
Ei spiele, du wilde Dame,
Und küsse, ich bleibe doch nicht! —

Der Windsbraut folgt ihr Bruder,
Der Regen, nach auf dem Fuß
Und kühlt die Küsse der Schwester
Mit seinem feuchten Gruß.

Im Mantel eingehüllet,
Des Wagens Dach gespannt —
Was kümmern mich Sturm und Regen?
Fort geht's in's Vaterland!

Was glüht dort auf im Westen
Wie Abendsonnengold? —
Das ist kein Sonnenglühen,
Es wächst und steigt und rollt;

Die Glutensäulen stürmen,
Giganten, zum Himmel an
Und Raucheswellen wirbeln
Bezeichnend ihre Bahn.

Es steht ein Dorf im Feuer,
Heißt es, ein freundlicher Ort;
Nur das Kirchlein sieht man noch ragen
Mild aus den Flammen dort.

Die Gluten wogen und steigen —
Schon sieht man das Kirchlein nicht mehr.
Gott! sinken deine Tempel,
Was sträubt sich die Hütte so sehr?



Ernst Rose.

Der Nixen Rache.

Es liegt in Silberperlenmuschel
Ein Weib mit gold'nem Lockenhaar
Und im krystallenen Pallaste
Da thront sie in der Nixenschaar.

Die Nixen kosen mit den Wellen
Und träumen von Goldfischleins Sag';
Die Königin allein, die schönste,
Den bunten Scherz nicht spielen mag.

Und sinnend schaut sie in die Wogen,
Die Söhne ihrer Fürstenpracht
Und fraget bang die junge Welle,
Ob sie kein Brieflein ihr gebracht.

Ein Brieflein — das ihr ward vertrauet,
Als Blümchen sie geküßt am Rain,
Ein Pfand — von süßer treuer Liebe...
Die Welle sagte leise Nein!

»Doch sah ich einen bleichen Sänger,
Der klagte manches Liebeslied
— Wie es so schwer — so schwer zu tragen,
Wenn Schicksal uns vom Liebchen schied!«

So sprach die junge Welle flüsternd
Zu ihrer schönen Königin,
Dann zog sie weiter — ward zur Woge
Und schlug im Meer manch' Schiff dahin.

Die süße Königin aber weinte,
Und Perle — jede Thräne war
Und weinend sang sie von der Liebe
Ihr Trauerlied der Nixenschaar...

— Schon Manchen zog es in die Fluten,
Er stürzte sich betäubt hinein;
Das ist der Nixen Rache
Für ihrer Fürstin Liebespein.

Friedrich Steinebach.

n' Hans seini Zweifel.

I han alls begriffa
Was da Lehra uns g'sagt,
Drum hat er si niamals
Übern Hansel beklagt,
Do wi'r er von Herrgott
Im Himmel vazehlt,
Und daß ma zu ihm muaß
In d' besseri Welt —
Da frag' i verwundert:
»Herr Lehra! is 's g'wiß?
»I bin ja schon z'frieden
»Mit der Welt, so wie's is —
»Zwegn was muaß's denn nacha
»No a besseri geb'n?
»Wer kann's denn beweis'n,
»Daß a God' is in'n Leb'n?«
— Da sagt er ganz freundli:
»Komm Hanns hör' ma zua,
»Du wirst leicht begreiffa',
»Bist a kreuzbrava Bua.
»Sixt! dei Voda hat Kinder
»Mehr als gnua scho^{n} — 's is wahr! —
»Sie san halt so kumma
»Wi'r da Klee alle Jahr;
»Zwa sein schon Soldaden,
»Lieg'n weid von a nand,
»In der Stad is dei Schwesta
»Und du bist am Land —
»Da kann do da Voda
»Nit überall sein,
»Na Hanns! — i will's hoffa —
»Dös sigst do leicht ei^{n} ?
»Und wie zwa mal zwa: Vieri,
»So is's sicha und g'wiß —
»Daß kans nit wird laugna,
»Daß sei Voda no is?

»Er schreibt ja viel Briaferln
»Zweg'n dir aus da Stad,
»Schickt's Gewand und schickt's Ess'n
»Nit z'frua und nöt z'spat,
»Du siegst'n gar niamals
»Vielleicht in dein Leb'n:
»Und do fühlst's im Herz'n,
»Daß's an Vodern muaß geb'n!
»Agrad so — mei Kloana! —
»Is's mit'n Vodern da ob'n,
»Er hat Kinda — a Mengi —
»Dö'n liab hab'n und lob'n —
»Da gibt's viel zum Denka
»Von da Fruha bis in d'Nacht,
»Da hat ma ka Zeit,
»Wo ma gspaselt und lacht:
»Drum bleibt er schö' stad
»In sein'n Himmel dort z'Haus
»Und schickt nur die Zeich'n
»Da Vaderliab — n'aus — —
»Dö G'streich und dö Bama,
»Dö Blümerln am Feld,
»Und Vieha in Mengi
»Und Alls in da Welt — —
»Wie d'Briaf von dein Vodern
»Sei' Liab uns daklern:
»Vazehl'n uns das Selbi
»Am Himmel dö Stern!
»Und schickt di da Voda
»In d'Fremd gar hinaus:
»So ruaft er di sicha
»A mal wieder z'haus,
»Er möcht' halt sein'n Hansel
»Sein Kloan wieda seg'n,
»Er möcht' seini Händ
»Auf dei Herz wieda leg'n;
»Du muaßt ihm die Lända
»Dö'st g'segn hast, beschreib'n,
»Wia's da g'falln han dö Mensch'n,
»Was's thuan und was's treib'n —
»Sixt! God schickt uns Alli
»In d'Welt a hinaus,
»Und ruaft seini Kinda —
»Wann's z'lang wird — nach Haus.«

Rosine.

Folgen einer Carnevalsnacht.

Am Schlusse des Carnevals 18.. besuchte mich eine Freundin aus der Provinz, welche wünschte, daß ich mit ihr auf den Maskenball ginge. Dieses Vergnügen schien mir in früherer Zeit sehr lockend, ich besaß im hohen Grad Maskentalent. Unter einer Larve war ich gleichsam in somnambülem Zustand; Dinge, die ich früher kaum gedacht, Ideen, die sonst nur flüchtig in mir auftauchten, glitten jetzt leicht und bestimmt über meine Lippen. Witzig, geistreich, eine angenehme Mischung von tiefem Ernst und Muthwillen, lobten mich die entzückten Zuhörer, die sich um meine Gesellschaft stritten; es fehlte nie, daß ich Einige durch Neugierde Getödtete auf dem Kampfplatz meiner Laune zurückließ.

Seit mehreren Jahren hatte ich aber dieser geräuschvollen Unterhaltung entsagt, denn ich fand mich bereits in dem kritischen Alter, wo der Spiegel täglich Mahnungen gibt, unserer Wünsche Verlangen und Vergnügen einzuschränken, kurz gesagt, ich stand zwischen den Dreißig und den gefürchteten Vierzigen.

Dieses Mal gab ich dem Wunsch der Freundin nach, die auch den Abend vor dem Balle bei mir zubrachte, denn es waren noch manche Zubereitungen zu treffen, weshalb ich Niemand empfangen wollte. Ein rasches Ziehen an der Hausglocke machte uns stutzen, das Kammermädchen wurde befragt, wer da gewesen. »Ein fremder Herr,« meldete sie, »der diesen Brief abgab und sehr bedauerte die gnädige Frau nicht getroffen zu haben, weil er morgen früh wieder abreiset.« Der Brief war von Adelen, ihr Gatte der Überbringer. — — Wie mich das verdroß, wie ich die dumme Maskerade verwünschte, die mir kein Vergnügen versprach, und schon eines raubte.

Adele war die Tochter einer verstorbenen mir sehr werthen Freundin, ich trug meine Liebe auf das verwaiste Kind über, deren Erziehung auch unter meiner Leitung in meinem Hause vollendet wurde, das sie erst verließ, als ihr alternder Vater sie nicht mehr entbehren konnte.

Seit einem Jahre war sie an Baron A... verheirathet, eine Krankheit hielt mich ab ihrer Vermählung beizuwohnen; später machte sie eine Reise, von der sie mit schönen Hoffnungen zurückkehrte, da versprach ich ihr, zu der Zeit wo sie Mutter werden sollte, freundlich beizustehen; weil aber die Entfernung ihres Wohnortes nicht unbedeutend war, mußte ich unser Wiedersehen, und die Bekanntschaft ihres Mannes bis dahin verschieben. Und jetzt war er hier! freute sich, wie Adele schrieb, mich kennen zu lernen, und ich — — — O über den Signon! Das verdirbt alle Lust und Laune!

»Sollte denn der Baron die berühmte letzte Redoute nicht besuchen,« sagte meine Freundin, »da wäre ja Eure Bekanntschaft noch interessanter.« — »Wie soll ich aber den Niegesehenen aufsuchen?« erwiederte ich; doch hielt mein Scharfsinn diese Aufgabe fest, und ehe noch die Ballstunde schlug, war mein Plan gemacht. Herr von Rauten, den ich persönlich kannte, war des Barons Geschäftsmann in W... seh' ich ihn mit einem Fremden, auf den Adelens frühere Schilderung ihres Gatten paßt, so ist mir geholfen.« Lange drängten wir uns vergebens durch die wogende Menge; endlich Rauten, ein Fremder an seiner Seite. Große schlanke Gestalt, blasses Gesicht, feine Züge, blaue Augen, ein Schnurbärtchen über dem freundlichen Mund, alles richtig, wie nun weiter? — Ich folgte ihnen, nannte wie erstaunt des Barons Namen; er wendete den Kopf zurück. Also, er ist es!

»Ach welch' Entzücken
Dich zu erblicken,
Brich nicht in Freude Herz,
Trugst ja der Trennung Schmerz«

declamirte ich pathetisch. »Dieses entzückte Herz muß ich doch kennen lernen,« sagte A..., ließ Rauten's Arm los, und trat zu mir. In schlechten Versen und besserer Prosa ließ ich meine Freude verbrausen, in der mehr Wahrheit lag, als A. glauben mochte, denn das Zutreffen meines Wunsches und das Gelingen meiner List freute mich wirklich. A. schien sich in meiner Gesellschaft zu gefallen, denn er verließ mich nicht mehr. Ich behauptete ferner die Rolle einer längst Bekannten, einst Geliebten; flötete zärtliche Worte, lispelte halbe Vorwürfe, sprang mit Citaten aus allen bekannten Sprachen darein, klagte, wenn er mich nicht zu kennen behauptete, trieb Muthwillen und Scherz, wenn er einer Vermuthung nachgeben wollte, und stellte mich sehr er-

schrocken, als er mich genau betrachtete. Doch bald nahm unser Gespräch eine ernste Wendung, Menschen und ihre Schicksale, die Werke der Natur und Kunst, waren dessen Gegenstand, wobei sich zwischen uns eine erstaunliche Ähnlichkeit der Gesinnung und Ansichten, eine bis zum völlig gleichen Ausdruck reichende Übereinstimmung der Gefühle und Neigungen zeigte. Bald war unsere Unterredung nur mehr ein Errathen, ein Ergänzen, und wir vertieften uns so sehr in diese Seelenharmonie, daß meine Begleiterin zur Heimkehr mahnen mußte.

Ich wollte aufbrechen, da ergriff A. meine Hand und sagte: »Ich bin völlig überzeugt, daß ich dich früher nicht kannte, nie mit dir gesprochen habe, denn dich vergißt man nicht und nimmer! Jetzt aber kenn' ich dich, du hast dein schönes Innere mir ganz enthüllt, willst du nicht auch das Äußere mich kennen lassen?« Ich verneinte. »Hast du Gründe mir den billigen Wunsch zu versagen?«

»Einen vor Allen,« antwortete ich. »Meine Eitelkeit! Ich habe dir schon versichert, daß ich nicht dabei gewänne, wenn du mein Gesicht sähest, gewiß entspräche ich deiner Erwartung nicht, denn wenige Reize hat die Natur mir verliehen, die Zeit das wenige beeinträchtigt. Denke nicht daß ich mit deiner Neugierde coquettire, es wäre ja vergebens, denn nie kannst du hierüber zur Gewißheit gelangen, weil Umstände mich zwingen das strengste Incognito zu behaupten.

»Ich will dir glauben,« sagte A., »will deine Aufrichtigkeit erwiedern, es wäre mir wirklich unlieb, wenn dein Äußeres mir nicht entspräche, wenn es mich abstieße, indeß dein Inneres mich anzieht; doch dem sei wie ihm wolle, lasse zwischen uns nur den geistigen Verkehr bestehen, entzieh' mir nicht die Möglichkeit eines Wiederfindens, verschwinde nicht wie ein schöner Traum spurlos vor mir, kannst du denn das wollen,« setzte er im gereizten Tone hinzu; »kannst du mich scheiden lassen ohne Wunsch nach Wiedersehen?«

»Ach, kann man denn die Genüsse dieses Lebens festhalten,« sagte ich, »und wäre eine große Freude, die isolirt in unserer Erinnerung steht, darum weniger Freude? Quäle mich nicht, laß an der Versicherung dir genügen, daß auch ich die Nothwendigkeit des Scheidens bedaure!«

»Höre mich,« nahm A. wieder das Wort, »ich will dein Geheimniß ehren, so weit du es begehrest, will weder deinen Namen, noch deinen Wohnort kennen, keine List anwenden dich zu entdecken, gib mir nur manchmal ein Zeichen deines Lebens, laß in der Ferne dich

von mir grüßen, erlisch nicht wieder freundlicher Stern, wenn du auch nur in der Weite meine Lebensbahn zu erhellen vermagst!«

Seine Worte kann ich genau wieder geben, nicht so aber den gemüthreichen herzgewinnenden Ton, mit dem sie gesagt wurden. Obwohl im Innersten bewegt blieb ich stumm, denn in mir reifte der Entschluß, meinen Namen zu nennen, und so den Zauber zu lösen.

»Du schweigst,« sagte A., »darf ich das günstig deuten? Sieh ein Briefwechsel könnte so schön unsere Bekanntschaft ergänzen, du gibst mir eine anonyme Adresse, dir bleibt dein Geheimniß, und mir die Freude deines lieben Umganges, nicht wahr, du willigest ein, gibst meiner Bitte nach?« Obwohl noch unentschlossen über mein Erkennengeben, machte ich eine verneinende Bewegung, da rief er beinahe zürnend: »Du ewige Negation! verkörpertes Nein! Bist du wohl so starr und kalt wie deine Züge? — Hast du kein Gemüth? — Noch immer bleibst du stumm? — Sollst an Beharrlichkeit mich doch nicht übertreffen! Es bleibt dabei; ich schreibe an dich, du hast die Adresse schweigend mir gegeben, Dame negative muß sie lauten. Ich schreibe poste restante, hast du ein Herz, so bleibt mein Brief nicht ungeholt, bist du aber so gut wie ich es denke, so antwortest du mir auch, meine Adresse ist dir bekannt, also — — »à l'impératif, müßte sie nach deinem Beispiel lauten,« unterbrach ich ihn.

»Wohl so sei es,« erwiederte er, »jetzt reich mir die Hand und laß uns in Frieden scheiden. Leb' wohl! — Leb' wohl.« Wir trennten uns.

Mein erregtes Gemüth erhielt mich bis zum Morgen wach, und gab mir Muße, die Ergebnisse der letzten Stunden noch einmal in der Erinnerung zu durchleben. Unläugbar war A. einer der liebenswürdigsten Menschen. Verstand und Scharfsinn, Sicherheit des Benehmens, feine Artigkeit bezeichneten ihn als gebildeten Weltmann, und befreundeten bald mit ihm; auf mich aber wirkte vor Allem jene besondere Freundlichkeit, die über sein ganzes Wesen verbreitet, offenbar keine andere Angewöhnung, sondern der Ausdruck von Güte und Wohlwollen war. Ein Zweifel nur, der schon in seiner Gegenwart mich beschlich, drängte sich mir jetzt wieder in der Einsamkeit meines Zimmers unabweisbar auf. Wie war es möglich, daß der junge liebende Ehemann, im Vorgefühle der Vaterfreude, sich so ganz dem Vergnügen einer neuen Bekanntschaft hingibt, mit solchem Eifer auf ihrer Fortsetzung beharret? Freilich äußerte er weder frivole Absichten, noch zeigte er Liebe, aber doch zu viel, viel zu viel für ein völlig be-

friedigtes Herz. Oder sollte Adelens Besitz ihm nicht genügen? Freilich steht ihr Geist in keinem Verhältniß zu dem seinen, aber ihre Sanftmuth, ihre Weiblichkeit ist doch geeignet einen Mann zu beglücken. Litte dieses Verhältniß auch an Halbheit, und unerfüllten Wünschen? Solche Besorgnisse quälten mich unausgesetzt und verleideten mir A...s sonst angenehme Bekanntschaft.

Adelens Brief enthielt mehrere Aufträge, ich besorgte sie, sandte ihr das Verlangte mit einigen Zeilen, die mein Bedauern über ihres Mannes verfehlten Besuch bei mir aussprachen. Sehr bald erhielt ich ihre Antwort, welche so lautete:

»Ich arme Sünderin bekenne und bereue meine Schuld, bitte um deine Verzeihung, ich allein bin Ursache, daß mein Mann dich nicht getroffen; wäre er seinem Plane gefolgt, mehrere Tage in W.. zu bleiben, so hätte dies nicht geschehen können, der engelgute Mann gab aber meinem kindischen Betragen beim Abschiede nach, beeilte seine Geschäfte so sehr, daß er W... schon nach vierundzwanzig Stunden verließ, und mich mit seiner unerwarteten Rückkehr überraschte. Als ich aber vernahm, daß er darum dich verehrte Freundin nicht sprechen, über dein gütiges Hierherkommen nicht Abrede mit dir nehmen konnte, daß er die ganze Nacht vor seiner Abreise von W... mit Ordnen und Einpacken seiner Papiere zubrachte, so daß der Arme drei Nächte kein Bett berührte; da war ich trostlos und nur seine unendliche Güte konnte mich beruhigen. O! mein Carl ist ein vortrefflicher Mensch! Komm' bald liebes Mütterchen und überzeuge dich von dem Glücke deiner Tochter.« »Armes Kind,« rief ich aus! »Also belogen, auch er ein Heuchler, der sich des harmlosen Weibes Dank erlügt, und das ohne Noth. Hätte sie die Unterhaltung eines Balles ihm mißgönnt? Warum verschweigt er es, sollte sie durch Eifersucht ihn quälen? Er nachzugeben scheinen? Das thäte ein Schwächling. Etwa erfuhr er wer die Maske war, will jetzt mich mystificiren, Adele ist im Geheimniß? Und jetzt mit Mißtrauen gegen ihn, soll ich in seinem Hause leben, mit voller Achtung ihn behandeln? Nein, ich geh' gar nicht hin. Und beraube so das arme Weibchen meines Beistandes? Ich gehe, schweige gegen Adelen; auch das nicht. — —«

In solchen Zweifeln verging die Zeit, bis ein Brief von ihr mich bestimmte. Sie bat mein Kommen nicht länger hinauszuschieben, wünschte sehnlichst mich bald zu sehen... Ich machte mich reisefertig.

In jeder Hinsicht war meine Reise unangenehm, sie fiel eben in die Zeit, wo sich Winter und Frühling um die Herrschaft streiten, bald fiel eine Wucht von Schneeflocken aus den Wolken nieder, deren die heiße Märzsonne zu spotten schien, ein kalter Wind pfiff durch die noch unbelaubten Bäume, und der Weg war so verdorben, daß wir mehrere Stunden später an dem Ort unserer Bestimmung ankamen. Kaum hielt der Wagen stille, als ein Bedienter in eleganter Livree zu mir trat und sagte: Baron A. ließe mich bitten, in seiner Equipage Platz zu nehmen, er habe seit langem mich hier erwartet, jetzt aber befände er sich in dem nahen Caffeehause, wo der Diener ihn holen sollte. Schlaftrunken, an Leib und Seele ermüdet, that ich mechanisch, was man verlangte, drückte mich in die Wagenecke und wartete der Dinge, die da kommen würden. Bald nahte der Baron in einen dunklen Mantel gehüllt in eiligen Schritten, mit Entschuldigungen über sein Entfernen und fragend nach der Ursache unseres Außenbleibens, setzte er sich zu mir; ich sah all das, wie man Berge durch den Nebel sieht, und meine Befangenheit hielt mich regungslos. Da faßte er meine Hand und frug mit theilnehmender Hast: »Sind Sie unwohl, gnädige Frau?« Ich blickte auf, und sah — Gottlob, in ein völlig fremdes Gesicht. — Mit plötzlicher Lebhaftigkeit beantwortete ich seine Fragen, freute mich seiner Bekanntschaft u. s. w., das Alles so schnell durcheinander, daß seine Mienen Erstaunen über den jähen Wechsel zeigten. Indeß waren wir bei seinem Hause angelangt; Adele kam uns auf der Treppe entgegen, fiel mir freudig um den Hals, ein heftiges Weinen löste den Krampf meines Herzens.

Man bestand darauf, daß ich mich zur Ruhe begeben sollte, ich willigte ein, denn ich fühlte das Bedürfniß nach Beruhigung. Erst die Mittagsstunde vereinigte uns wieder. Der jungen Eheleute gegenwärtige Zufriedenheit und frohe Erwartung waren das heitere Tischgespräch. Nach dem Speisen zeigte mir Adele ihre zierliche Wohnung, da besahen wir auch des Barons Arbeitszimmer, ober seinem Schreibtische erblickte ich ein Bild, das mich freudig überraschte, ich verschlang es mit den Augen. Das waren seine lieben freundlichen Züge, mit dem edlen Ausdruck. »Der Bruder meines Mannes,« sagte Adele erklärend. Ich wagte in meiner Verlegenheit keine Frage. Des Abends versammelte sich eine kleine Theegesellschaft, so oft die Thüre geöffnet wurde bebte ich in freudiger Erwartung. Vergebens! Er kam nicht. Als am nächsten Morgen wieder die Rede von dem freudig erwarteten

Ankömmling war, wiederholte ich mein Versprechen, Pathin zu sein, wenn es ein Mädchen wäre. »Ist es ein Knabe,« sagte Adele, »so vertritt Bruder Eduard die Stelle, er kömmt noch im Laufe dieser Woche, und wäre dies zu spät, muß ein Bote um ihn gesandt werden. Nicht ganz unbefangen frug ich, ob Baron Eduard denn entfernt wohne. »Zwölf Meilen von hier, auf seiner Besitzung, in einer wildromantischen Gegend, lebt er ganz einsam.« »Doch nicht gegen seine Neigung,« frug ich weiter? »Ja und Nein, es zwingen ihn wohl weder Menschen noch Umstände, doch gab ihm erst das Schicksal den Hang zur Einsamkeit, denn seiner Natur nach war er der geselligste Mensch.«

Sobald ich mit Adelen allein war, brachte ich wieder das Gespräch auf Bruder Eduard, sie erzählte mir theilnehmend seine Geschichte.

»Seine militärische Laufbahn, die er sich in früher Jugend selbst erwählte, führte ihn nach Verona in das Haus des Grafen M..., wo er dessen sechzehnjährige Tochter, die erst das Kloster verlassen hatte, in dem sie erzogen war, kennen lernte. Ihre ausgezeichnete Schönheit, die besonders durch den Ausdruck von Sanftmuth und Frömmigkeit bewundert und von vielen Künstlern als Modell der Weiblichkeit dargestellt wurde, gewann Eduards Herz. Eine plötzliche Trennung, zu welcher ihn Dienstverhältnisse zwangen, steigerte seine Liebe zur Leidenschaft, die er der Geliebten im Augenblicke des Scheidens mit allem Ungestüm der Jugend und dem tiefen Schmerz eines deutschen Gemüthes eröffnete. Sie schien mehr überrascht als gerührt, mehr eingeschüchtert als erfreut, und Eduard mußte ohne Trost der Gegenliebe von ihr scheiden. Als er aber kaum einen Monat von ihr entfernt war, erhielt er einen Brief von Lauren (so hieß die junge Dame), worin sie ihm den Tod ihres Vaters klagte, wie auch, daß ihre Verwandten sie Nonne zu werden bereden wollten. »Lieben Sie mich wirklich,« schrieb sie, »so kommen Sie, mich vor diesem Unglück zu retten.« Wie war es von seinem liebenden Herzen anders zu erwarten, als daß er alsogleich nach Verona reis'te und Lauren seine Hand bot. Ein vortheilhafter Heirathsbrief bewog die Familie zur Einwilligung. Längst war es A.'s Vorsatz, wenn er sich vermählen sollte, den Militärstand zu verlassen und in stiller Häuslichkeit auf seiner Besitzung zu leben. Der jungen Frau behagte dieser Plan nicht, sie gefiel sich zu sehr in den kaum genossenen Freuden des Stadtlebens. Schmeichelei und Schmollen bewogen

den liebenden Gatten, den Winter in der Residenz seines Vaterlandes zuzubringen. Aber auch Blüthenduft und Vogelgesang vermochten nicht die lebenslustige Dame auf das Land zu locken. Es verstrich die schönste Zeit in der engen Stadt, indeß Eduards Sehnsucht nach Thätigkeit und freier Bewegung täglich zunahm. Auch seinerseits wurden Liebkosungen und endlich ernste Worte angewendet, aber vergebens; und als es zur Entscheidung kam, erklärte Laura, lieber allein dazubleiben, als sich auf dem Lande begraben zu wollen. Jetzt zeigte er den festen Willen des Mannes; sie mußte ihm folgen, aber der Friede seines Herzens war dahin.

Was ein ländlicher Aufenthalt, schon von der Natur begünstiget, an Annehmlichkeit bieten konnte, wurde verschafft, um die mißmuthige Besitzerin zu versöhnen. Gesellschaften wurden geladen, kleine Feste veranstaltet, Überraschungen bereitet. Aber Laura blieb unfreundlich und wies alles Dargebotene zurück. So verfloß eine schwere Zeit für Beide. Im Spätherbst kehrten sie nach seinem Versprechen in die Stadt zurück, dort wurden die früheren Verbindungen fortgesetzt, und Laurens Landsleute nicht wie ehemals nur bevorzugt, sondern sie waren ihr einziger Umgang. Sie verschloß ihre Thüre der deutschen Gesellschaft, wie ihr Ohr der deutschen Sprache. Eduard versuchte dagegen Alles, was Verstand und Liebe vermögen, denn noch war sein Gefühl für das reizende Weib nicht erstorben. Mit Eigensinn und böser Laune erwiederte sie jede Vorstellung und that immer das Gegentheil seiner Wünsche.

Vor allen Andern bevorzugte sie einen jungen Italiener, mit dem sich eine entfernte Verwandtschaft herausstellte. Täglich wurde ihr Verhältniß auffallender, das sich weder durch frühere Bekanntschaft, noch eine ausgezeichnete Persönlichkeit entschuldigen ließ; trotz des Gatten klugen und liebreichen Benehmen kam es endlich dahin, daß sie während seiner kurzen Abwesenheit mit dem jungen Vetter ihren Wohnort verließ und Eduarden durch einige zurückgelassene Zeilen sagte, sie könnte der Sehnsucht nach ihrem Vaterlande nicht länger widerstehen und verlange von ihm weiter kein Opfer, als einen anständigen Jahresgehalt. Seit jener Zeit, es sind nun drei Jahre, lebt Eduard einsam auf seiner Besitzung, nur für das Glück seiner Unterthanen; ist freundlich und theilnehmend für Jedermann, ohne je des eigenen Schmerzes zu erwähnen.«

Und diesem edlen verletzten Herzen konnte ich weh thun, gewiß

hatte er geschrieben, gewiß war es ihm unangenehm, daß sein Brief ohne Antwort blieb. Heute noch muß ich meine Schuld verringern; ich schrieb nach W . . . und ließ nach der bestimmten Adresse nachfragen. Ein gemüth- und geistreiches Schreiben wurde mir zugesendet. Ich antwortete augenblicklich, mit Ursachen, die ich nicht näher bezeichnen zu können vorgab, entschuldigte ich mein langes Schweigen, versprach künftig pünctlicher zu sein, und wünschte bald wieder Nachricht von ihm zu haben. Als ich meinen Brief überlas, fand ich darin eine Innigkeit und Wärme, welche nur durch meine Anerkennung seines edlen Charakters zu erklären war. Bald wird er ja hierher kommen, die Schreiberin in mir erkennen und in einer freundlichen Beziehung zu mir stehen.

Noch ehe die Woche vorüber war, erfreute uns Adele mit einem gesunden Knaben. A. wurde geholt und zeigte so durchaus freudige Theilnahme, wie sie nur gute Menschen im eigenen Leid, bei dem Glücke Anderer zu empfinden vermögen.

Täglich lernte ich ihn mehr schätzen und fühlte mich ihm geneigter, sein Benehmen gegen mich hielt sich aber strenge in den Schranken gewöhnlicher Höflichkeit. Keine Spur von Erkennen oder freundlicher Annäherung, obwohl unser Gespräch oftmals die auf dem Maskenballe berührten Gegenstände betraf und ich gewiß auch dieselben Ausdrücke hie und da gebrauchte. Jetzt wie damals stimmte er meiner Ansicht bei, theilte beinahe immer meine Meinung, doch selbst als die Gesellschaft uns über diese Harmonie neckte, zeigte er weiter keine Aufmerksamkeit dafür. Zwei Monate dauerte diese peinliche Lage, welcher ich mich längst entzogen hätte, wäre ich nicht durch mein Wort gebunden gewesen, bei Adelen bis zur völligen Herstellung zu bleiben. Nun war sie erfolgt, und der erste Ausflug ging nach Baron Eduards Besitzung. Ich wollte durchaus fort, aber man behauptete, die Theilnehmerin der Sorgen müsse auch das Vergnügen mitgenießen; ich mußte mit ihnen.

Der Baron empfing uns auf das Beste, sorgte für jede Bequemlichkeit und Vergnügen, kurz, war der liebenswürdigste Herr vom Hause; auch gegen mich gewann sein Benehmen an Zuvorkommenheit, denn ich war ja einer seiner Gäste. Doch stand er in keiner näheren Beziehung zu mir, bis er meine außerordentliche Liebe für Blumen entdeckte, die hier ihr ganzes Zauberreich ausgebreitet hatten, denn es blühte die königliche Rose mit ihrem ganzen bunten Hof-

staate, von ihm wohlverpflegt und hochgehalten. Er machte mich mit seinen Lieblingen näher bekannt, lehrte mich manches Neue kennen und gab mir dadurch ein schönes Andenken, das sich mit jedem Frühlinge erneut und immer währt, so lange Blumen sprießen.

Dieser Aufenthalt war dazu geeignet, meine Achtung für Eduard zu vergrößern, überall fänd man zweckmäßige Einrichtungen, nirgend Pracht und Überfluß, allerseits Geschmack und Ordnung und das Bestreben, diese beinahe schauerliche Gegend freundlich zu gestalten; vor Allem aber bürgten die frohen Gesichter der Unterthanen für den Werth ihres Herrn.

Mit meiner zunehmenden Anerkennung wuchs auch meine Kränkung über sein Fernestehen. So ist es denn nur meine Gestalt, die ihn abstößt, oder hat er keine Ahnung meiner Nähe. Selbst in seinem Hause erhielt ich einige Briefe von ihm, in denen er feurig nach Wiedersehen verlangte, indeß er mir persönlich gegenüber fröstelte. Oft hielt mich nur weiblicher Stolz von einer Frage ab. Als ich aber zuletzt mich in ein Stammbuch schreiben sollte, wie es jeder seiner Gäste beim ersten Besuche that, schrieb ich nur die Worte: Wer Einmal mit dir gesprochen, vergißt dich nicht und nimmer, klappte das Buch zu und sagte lächelnd, daß er es erst nach meiner Abreise lesen solle, er willigte ein, wahrscheinlich einen Scherz vermuthend, der erst dann paßte.

Drei Tage blieb ich noch bei Adelen, da erhielt ich ein Schreiben, das ein Meisterstück der Diplomatie war, er bewunderte meine Gabe, in Doppelgestalt liebenswürdig zu erscheinen, nannte dies ein geistreiches Spiel des Muthwillens, sich aber einen armen Pedanten, der nur auf gewöhnliche Weise sieht, fand es einen Triumph meines Talentes, den Mystificirten mir noch zum Danke zu verpflichten &c.

Ich war betrübt, doch nicht verletzt durch den Ausweg, den sein Zartgefühl nahm, grollte nicht ihm, sondern meiner dummen Gestalt, mit der ich mich nie gut vertrug, vernachlässigte mich nun gänzlich, wie die Leute sagten, die dies und das an der noch hübschen Frau zu loben wußten. Mir galt das nun als Ironie, denn was ihm, dem mit so viel Geschmack Begabten nicht gefiel, konnte nicht gefällig sein. Seitdem sind viele Jahre verflossen und ich sehe die Haltlosigkeit meiner damaligen Wünsche wohl ein; ich verlangte, daß Eduard mich lieben sollte, doch durfte zwischen uns nie ein Verhältniß bestehen, wie

es zwischen andern Menschen der Fall ist, ich wollte seine Tage verschönern, ihn mit dem Schicksal aussöhnen, aber kein Verlangen durfte sich in unsere Gefühle mischen. Er war gebunden und mein Moral-System zu strenge für ein ungebilligtes Verhältniß.

Weil aber Alter nicht vor Thorheit schützt, so ist es eben die meine, mehr in der Vergangenheit als Gegenwart zu leben, und diese Thorheit verschuldet auch die Entstehung dieser Blätter, und mag, sollte der Zufall sie einst veröffentlichen, auch als ihre Entschuldigung dienen.

Vincenz Furch.

Gesellschaftslied.

(In böhmischer Sprache gedichtet, vom Verfasser selbst ins Deutsche übertragen.)

Unsere Herzen schwellen heute mächtiger,
Unsres Liedes Strömung hebt sich prächtiger,
Allen uns im Herzen glüht ein heller Brand,
Allen schäumt der volle Becher in der Hand.

Mit den vollen Bechern, Brüder, stoßet an!
Jeder, wer ein holdes Liebchen sich gewann,
Wer sie kennt, der treuen Liebe Süßigkeit,
Brüder, sei Bescheid zu geben jetzt bereit.

Doch Ihr Brüder, alle standet Ihr nicht auf,
Alle habt Ihr nicht Bescheid gethan darauf,
Kennt aus Euch auch Mancher Mädchenliebe nicht,
Brennt ihm doch im Herzen *einer* Liebe Licht.

D'rum heb' ein jeder sich vom Sitz empor,
D'rum geb' ein jeder mir Bescheid im Chor:
Eine Lieb' uns allen ist ja doch bekannt,
Eine wahre, treue Lieb': — zum Vaterland!

Alle kennt ihr *dieser* Liebe Süßigkeit,
Alle sind Bescheid zu geben jetzt bereit —
Alle stehen wir — den Becher in der Hand —
Rufen: Lebehoch!! — Dir theures Vaterland!

August Schilling.

Der Thräne Glück und Schmerz.

Wem nie auf einen Scheidebrief,
    Den ihm sein Lieb geschickt,
Die bitt're Thräne niederlief,
    Im Auge halb gedrückt,
Weiß nicht, wie zarte Frauentreu'
Im Herzen unvergänglich sei.

Wer nie mit seinem Gram allein
    So manche stille Nacht
Im einsam düstern Kämmerlein
    Bei Thränen herb durchwacht,
Schätzt nicht das selt'ne Lebensglück,
Der reinen Freude Sonnenblick.

Wer nicht als Studiosus arm
    Sein Stückchen Rinde aß,
Mit thränenblindem Aug' voll Harm
    Bei seinen Büchern saß,
Schätzt nicht des Reichthums süßes Gut,
Weiß nicht, wie wohl der Mammon thut.

Wer nicht an manchem theuern Grab
    Geschluchzt um manch' ein Herz,
Wem nie der harte Himmel gab
    Der ew'gen Trennung Schmerz,
Schätzt nicht des Lebens süßes Band,
Des dunklen Jenseits Unterpfand.

Wer nie beim frommen Vespergesang
    Im Dome, altergrau,
Die Thräne spürte, rührungsbang,
    Der Andacht süßen Thau,
Dem fehlt, wenn ihn das Glück verläßt,
Des Himmelstrostes süßer Rest.

Wer nie geweint bei fremder Noth
    Und Mitleid nie gefühlt,
Wem nie das Schicksal Kummer bot,
    Der tief im Busen wühlt,
Der kennt nicht all' der Thränen Schmerz,
Die Unglück träuft in's wunde Herz.

Wem nie der Himmel, sternbesät,
    Der Odem stiller Nacht
Die Thräne in das Aug' geweht,
    Von Rührung angefacht,
Der kennt das Glück der Thräne nicht,
Der ist und bleibt ein armer Wicht.

J. Jurende.

Sonett.

Du willst verschmähn des Sängers Huldigungen,
Die er in deine Siegeskränze wand,
Zerreißen wolltest du das zarte Band,
Das eine Muse um dein Haupt geschlungen?

O nimmer wären Lieder dir erklungen,
Hätt' nicht geweckt sie deine Zauberhand,
Wär' nicht dein eigen Herz ihr Vaterland,
Um dessen Preis vergebens sie gerungen.

Und wo ein Sonnenstrahl die Flur geküßt,
Wo thauumflort des Baches Welle fließt,
Dort hat sich schnell ein Blumenkelch erschlossen

Dein Auge blickt in meiner Seele Tiefen
Und Lieder keimen, die im Herzen schliefen:
O deine Kinder wirst du nicht verstoßen!

G. E. Thurn.

Dithyrambus.

Bachische Wollust
Herz entzückende
Durchwallt mein Gebein,
Dionysos! Dionysos!
Schöner, Nächtiger,
Als ein mächtiger
Stier oder Leu
Oder Drache erschein'.

Riesenwürger, Löwenbezwinger,
Hieher gelenket
Fleckiger Panther
Wüstengeborner
Flüchtiger Schritt.

Setzt die Krüge, umkränzt mit Weinlaub,
Stellet purpurne Sitze zurecht,
Sterblicher Hütte nahet machtvoll
Völker waltendes Göttergeschlecht.
Hemmet den Schmerzlaut, lächelndes Antlitz
Endlos seligen Göttern gezeigt;
Alles Kummers Herzen belastenden
Söhne der Menscheu mir itzo geschweigt,
Dionysos! Dionysos!

Thränen-Auftrockner,
Unerschrockner
Riesenschlagender
Waffentragender
Lang hin bettender
Himmelrettender,
Sproß des Feuers umarmenden Zeus
Dionysos! Dionysos!

Kehr' in die hoch gebühnete Halle,
Flehende harren wir Sterbliche da,
Glücklich Thor und Haus, das dich sah,
Kehre uns ein, wir flehen dich alle,
Glücklich auch Stallung, Hof und Gemächer,
Dreimal glücklich aber der Sohn
Sterblicher Mutter, der dich Hoher
Sah am eignen Herde als Zecher
Dionysos! Dionysos!

Krüge, Weinlaub schimmernde, stellten
So wie auch purpurne Sitz wir zurecht,
Wissend, es nahe Sterblicher Hütte
Völker waltendes Göttergeschlecht.
Hemmen den Schmerzlaut, lächelndes Antlitz
Seligen Göttern hieß man uns zeigen,
Aber des Kummers Herzen belastenden
Sterblicher Kinder itzo geschweigen
Dionysos! Dionysos!

Rüstet das Bad mir, hurtige Mägde,
In kupfernem Kessel herrlich roth,
Daß er sich bade die blühenden Glieder
Der Panter gezogene Rebengott;
Rüstet die Tafel auch, treffliche Frauen,
Herold trage eilig zu Tisch
Des zarten Geflügels reichliche Speise
Und des Meeres nährenden Fisch,
Herold gieße aus gold'nem Mischkrug
Lauteren rosenduftigen Wein,
Göttliches Vaters herrlich Erzeugter
Kehrte in Sterblicher Hütte ein,
Dionysos! Dionysos!

Langgewandige Frau'n besprengen
Unter heiligen Chorgesängen
Bachus glänzende Hand,
Andre entkleiden die blühenden Glieder,
Ziehen von glänzender Schulter nieder
Bromios Prachtgewand.
Fluten entsteigt er, Locken umwallet,
Wie ein gelbmänniger herrlicher Leu
Vom tosenden Ruf der Jäger umschallet,
Rings verbreitend blassende Scheu,

Itzt auf Silber gebuckeltem Stuhle
Sitzt er, Sterblichen ähnlich, zu Tisch;
Trinket vom süßen röthlichen Weine,
Ißt von des Meeres nährendem Fisch.
Glücklich das Auge lebender Menschen,
So es einen der Götter sieht.
Nimm, o Sänger, die funkelnde Harfe,
Jachos singend Heldenlied

Wie ein gewaltiger
Vielfach gestaltiger,
Brausender Aar
Flügel breitet,
Durch Wolken gleitet
Röthlich und klar,
Strahlet Morgenglanz,
König der Lieder,
Dein Antlitz wieder
Im Epheukranz.

Feiert mir Spiele,
Schleudert des Diskos
Sausende Last,
Fahret die Wagen,
Windschnellrädriger
Donnernder Hast.

Dem schmück' ich Leib' und blühende Glieder
Mit künstlich gewobnem Festgewand,
Der muthiger Seele den Gegner nieder
Gewaltig ringend streckt in den Sand,
Dir aber Evan unendlich Geehrter,
Der Feuerumarmung gesegnetes Kind,
Blitzstrahl=Geborner — Hüftgenährter
Dir weih' ich dies reine unsträfliche Rind.
Ach mögest du immer, Gedankenbeflügler,
Uns schenken das Labsal des köstlichen Wein's,
Daß späte Geschlechter dich Rebenhügler
Noch preisen den Gott des köstlichen Wein's
Dionysos! Dionysos!

Er nicket Erfüllung,
Er steigt auf des Wagens
Güldenen Sitz.
Es donnert zur Rechten,

Es zücket hernieder
Zündender Blitz,
Dionysos! Dionysos!

Ein Zeichen verhing' er,
Itzt schwingt er die Geisel
Und treibt das Gespan
Zum siebengezackten
Schneeschimmrigen Gipfel
Olympos hinan —
Dionysos! Dionysos!



Paul Weiner.

Eine Künstlerliebe.

1.

In B. sollte zum Besten der Verunglückten in K. ein Concert gegeben werden. Seit acht Tagen lief der Stadtorganist Stremler wie ein gehetzter Hirsch über das schlechte Pflaster der kleinen Provinzialstadt, die den Schauplatz der nachfolgenden Begebenheiten bildet. Der Schweiß floß dem Eifrigen in Strömen über das runde Vollmondgesicht, dessen sonst behagliches Lächeln einer mitleidheischenden Jammermiene Platz gemacht hatte, und der sonst so schön gewölbte majestätische Bauch begann in Folge der gestörten und verminderten Eßlust und der ungewöhnlichen häufigen Strapatzen flach und klein zu werden, wie der Bauch eines hungernden Musensohnes. Es war aber auch zum Tollwerden! — Übermorgen sollte die lange vorher annoncirte musikalisch-declamatorische Akademie stattfinden, und wie Vieles war noch zu ordnen und zu schlichten! Die Räthin X., die ihre Theilnahme an dem Concerte zugesagt hatte, war gestern abgesprungen, weil die Räthin Y., ihre Todfeindin, dabei debütiren sollte, und die Commissions-Assessorin Z., die Frau von vierzig Jahren, die Gurli des Liebhabertheaters in B., hatte plötzlich den Schnupfen bekommen, als sie erfuhr, daß sie das Duett »die beiden Nachtigallen« statt mit dem jungen hübschen Kanzellisten mit dem häßlichen Rathe singen sollte, der ein phlegmatischer Theekessel war. Der arme Stremler! Er hatte sich's in den Kopf gesetzt, das Concert brillant zu arrangiren und die besten musikalischen Kräfte dabei zu vereinen, und jetzt sollte das Unternehmen an dem Eigensinne zweier Damen, gerade der unentbehrlichsten, scheitern! Doch noch ein Ausweg blieb ihm offen. Er rannte zum Bürgermeister, der auch Musik trieb, und bat um seine Vermittlung. Dieser, der gewohnt war, seine Subalternen mit dem allmächtigen »Quos ego!« — bei jedem Widerspruche niederzudonnern, wusch den Männern der widerspenstigen Kunstdilettantinnen tüchtig die Köpfe, und binnen wenigen Stunden war eine Zentnerlast von Stremler's Herzen gefallen.

Der große Tag erschien. Von nah und fern strömten zu Roß und Wagen die Kunstliebhaber durch die Thore von B., um ihr Schärflein auf dem Altare der Wohlthätigkeit niederzulegen. Der Concertsaal war gedrängt voll. Die Ouverture zur »Zauberflöte« eröffnete eine Reihe von Kunstleistungen, deren einige den Stempel der Meisterschaft trugen. B. hatte ein musikalisch gebildetes Publicum; auf diesem kleinen Puncte der civilisirten Welt waren Talente gereift, die später europäische Berühmtheit erlangt hatten, und der Stadtorganist Stremler, ein Muster aus der guten alten Schule und enthusiastischer Verehrer der Muse der Tonkunst, hatte es sich zur Aufgabe seines Lebens gemacht, den musikalischen Ruhm seiner Vaterstadt bei seinen Zeitgenossen zu erhalten und wo möglich zu erhöhen. An der Spitze seines Orchesters, mit dem Tactstabe in der Hand, war der Mann eben so auf dem Platze, wie Held Blücher vor den preußischen Schwadronen, die den fränkischen Adler zu Boden schmetterten. An ihm war jeder Zoll ein Musikus, ein würdiges Seitenstück zu dem alten Porpora, den uns George Sand in der »Consuelo« mit so scharfen, lebendigen Strichen zeichnet; hing er eben so fest und beharrlich wie Jener an alten Satzungen der alten und wahren Kunst, die ewig Widerklang finden werden in dem Gemüthe des wahren Künstlers, wie mächtig auch der Vandalismus, eine gewisse, nur nach Außen wirkende Genialität und die falsche Begeisterung einiger Neuerer daran rütteln mögen. Stremler war ein stiller Mensch, anspruchslos und bescheiden in seinen Reden und Handlungen, aber wenn er sein Orchester dirigirte, und mit dem Tactstocke wie ein großer Herrscher mit dem weltgebietenden Scepter die gewaltigen Tonmassen regierte, wenn man sah, wie ihm auch nicht die kleinste Unregelmäßigkeit im Tone des unbedeutendsten Instrumentes entging, konnte man den Genius nicht verkennen, der in Seele und Gemüth des grauen Meisters die heilige Weihe künstlerischer Vollendung gegossen. Hätte Stremler ein halbes Seculum früher gelebt und gewirkt, man würde auf seine Lebensbahn Lorbern und Gold in Fülle gestreut haben, aber der Charlatanismus der neuen Zeit blickte kalt auf die Leistungen dieses reichen, kunstdurchglühten Gemüthes, und der alte Stremler blieb ein armer Mann, dessen Tüchtigkeit man zwar anerkannte, aber nicht zu würdigen und zu lohnen verstand.

Mehre Musik- und Gesangpiecen waren bereits mit großem Beifalle von dem kunstsinnigen Publicum des Wohlthätigkeitsconcertes aufgenommen worden, und es kam nun die Reihe an ein Concertino in

E für die Violine, das Stremler für diese Production componirt hatte. Der Dilettant, dem diese Piece übertragen worden war, ein junger talentvoller Mann, war einige Tage vor dem Concerte erkrankt, und man war äußerst gespannt darauf, wem Stremler diesen schwierigen Part zutheilen werde. Die diesfälligen Fragen und Erkundigungen hatte er mit einem geheimnißvollen Lächeln beantwortet, und da man in B. und der Umgegend Niemanden kannte, der den Erkrankten würdig zu ersetzen im Stande gewesen wäre, so freuten sich die Neider Stremler's darauf, den alten Eigensinn mit seinem verunglückten Violin-Concertino tüchtig durch die Hechel ziehen zu können.

Da trat ein junger blasser Mann in dürftiger schwarzer Kleidung mit der Violine unter dem Arme vor. Alle Augen bewaffneten sich mit Lorgnetten und Operngläsern, um die schlanke edle Gestalt zu mustern. Niemand kannte ihn. Schwarze Lockenhaare umschatteten seine hohe Stirne, aus dem dunklen Augenpaar sprach unverkennbar stilles Leid, und ein milder Schmerzenszug um den kleinen Mund vollendete das Interessante des schönen blassen Gesichtes. Aber der Anzug des Künstlers war, obwohl anständig, doch äußerst dürftig, und hier um so auffallender, als sich sämmtliche, selbst die unbemitteltsten Mitwirkenden des Concertes mit großer Sorgfalt und Eleganz zu diesem Feste gekleidet hatten. Alles blickte von der seltsamen Erscheinung nach dem alten Stremler, der im Hintergrunde an einem Notenpulte lehnte und sich mit stillem Lächeln die Hände rieb. Der Fremde hob die Violine an seine Brust, wie ein Liebender die Braut nach langer Trennung an sein sehnendes Herz drückt. Die ersten Töne flossen leise wie das Säuseln des Abendwindes durch die herbstlichen Blätter, durch die Räume des Saales. Und wie ein Kind, das sich den Armen des Schlummers entwindet, langsam die Augen öffnet und sie geblendet vom Lichte des Tages wieder schließt, bis der Mutter flüsternde Liebesworte es wecken und die kleinen freundlichen Sterne hell und klar in das Mutterantlitz schauen: so erstarkten die Töne seiner Violine im herrlichen Crescendo, und voll und rein, wie von Seraphsflügeln getragen, schwebten sie begeistert und begeisternd über die entzückte Versammlung hin! — Da traf ein Blick des Künstlers eine junge schöne Dame, die in der vordersten Reihe des Parterres saß und mit pochendem Herzen dem wunderbaren Spiele lauschte. Eine sanfte Verklärung war über das liebliche Madonnengesicht verbreitet und die blauen Wunderaugen hefteten sich in seliger Vergessenheit auf den Mann, zu dem sie ihr Herz mit plötzlicher ma-

gischer Gewalt hinzog. Ihre Blicke begegneten sich, und auf Beider Wangen entbrannte die Glut der sehnenden Liebe. Das Concertino war geendet, aber hingerissen von der Macht des Augenblickes, begeistert von dem neuen entzückenden Gefühle, das die Flammen ihrer Augen in seinem Busen entzündet, und den lebendigen Drang fühlend, durch die Saiten seiner Violine zu ihrem Herzen zu sprechen und den Schmerz seines Lebens in Tönen auszuweinen, ging er in eine herrliche Phantasie über. Es war die Sprache seines Herzens, die Geschichte seiner freudenleeren Jugend, sein schmerzliches bitteres Entsagen und die düstere Hoffnungslosigkeit, die seine Künstlernatur überwältigt, welche aus diesen klagenden Molltönen zu dem erschütternden Herzen sprach. — O du heilige Kunst! Holder Friedensengel, den die Gottheit erbarmend auf die Erde sandte, welche Sprache gleicht deinen Liebesworten? Wer mißt den unendlichen Zauber deiner Töne? Gesegnete Tochter des Himmels, die der fromme Glaube an dem Throne der Gottheit stehen läßt, ihre Herrlichkeit und Majestät zu preisen, schmücke mit deinen Rosen das arme Menschenleben, reiche dem Unglücklichen mit milder Hand den Lethebecher des Trostes und der Erbarmung, und entschädige ihn mit deinen heiligen Poesien, mit deinen geheimnißvollen Wundern, mit deinem ewigen Frühling für den Frost der rauhen zerstörenden Wirklichkeit! —

Mit einem kühnen Übergange von Moll in Dur endete des Künstlers Spiel. Sie hatte ihn verstanden, das zeigte die Thräne, die ihr Auge benetzte, und der Griff der Hand nach dem Herzen, als ob sie dort ein schmerzliches Weh empfände. Erschöpft ließ er die Violine sinken, aber in seiner Seele klangen die klagenden Weisen fort, und in stiller Selbstvergessenheit spann er die Träume seines Lebens weiter, bis der donnernde enthusiastische Applaus des Auditoriums ihn aus seinem Sinnen riß. Noch einen Blick warf er auf die freundliche Gestalt, die wie ein versöhnender Engel auf seinen Lebensweg getreten war, noch einmal loderten ihm aus ihren Augen die Flammen der Begeisterung und der zarten, durch den Genius der Kunst geheiligten Liebe entgegen, und bewegt nnd beseligt trat er in den Hintergrund des Orchesters zurück.

2.

Mit der Violine unter dem Arme war Richard einige Tage vorher in B. eingewandert. Das alte Sprichwort »die Kunst geht nach

Brot« hatte seine bittere Lehre im vollsten Maße über das Haupt des armen Musikus ausgegossen, und nur seine höhere Künstlerweihe und der Genius in seiner Brust ließ ihn über die Jämmerlichkeiten und drückenden Sorgen des Alltaglebens den Sieg erringen. Verwaist in der Blüthe seiner Jahre, mit einer guten Violine und einigen Gulden Geld aus dem ärmlichen Nachlasse seines Vaters, eines gründlichen Musikers, abgefertigt, hatte er im Selbstbewußtsein seiner künstlerischen Tüchtigkeit seiner Heimat den Rücken gekehrt, und der gute Trost seines ehrlichen Vaters und Lehrers in den Stunden der Trübsal, daß der alte Gott noch lebe, war der Hoffnungsanker, der seinen Glauben an Menschenliebe auf seiner Wanderung nicht sinken ließ. Unerfahren mit den Verhältnissen der Welt, hoffte er bald ein Unterkommen bei der Capelle eines kunstliebenden Fürsten oder eines Musikvereins zu finden, aber die Menschen abstrahirten von dem armseligen Äußern des fahrenden Kunstjüngers auf seine musikalischen Kenntnisse und Leistungen, und Jedermann bedauerte mit einem Achselzucken, daß gerade jetzt kein Platz erledigt sei.

Da kam ihm im bitteren Unmuth über die zahllosen Täuschungen jener Trost nur wie ein neckender Scherz vor, und fast wäre der herrliche Mensch seiner Liebe zu dem reinen schönen Kunstideale seiner Seele treulos geworden, und in die Kategorie jener Afterkünstler herabgesunken, denen die heilige Kunst nicht das Palladium des sittlich Schönen, nicht die hohe mit reiner keuscher Liebe lohnende Göttin, sondern eine feile Metze ist, in deren Umarmungen alles bessere Gefühl untergeht. Sein guter Stern führte ihn endlich zu Stremler, dem strengen, in der Schule des Lebens und der Kunst geprüften Meister, der über das Talent des jungen Mannes erstaunte. »Es fällt mir schmerzlich,« sagte er, nachdem er Richard's kurze Lebensgeschichte vernommen, »Ihrem ausgezeichneten Talente keinen entsprechenden Wirkungskreis bieten zu können. Die Mitglieder unseres Orchesters sind einfache Musikanten im engen Sinne des Wortes, brauchbare Subjecte, aber keine Künstler. Ihr Sold ist gering und reicht blos hin, sie vor Nahrungssorgen zu schützen, auch fehlt es uns trotz unserer Liebe zur Tonkunst an Mitteln, tüchtige Künstler zu honoriren. Wollen Sie einstweilen eine solche bescheidene Stelle, wie eben erwähnt, annehmen, bis sich Ihnen ein besseres und ehrenvolleres Unterkommen bietet, so heißt sie ein alter Veteran herzlich willkommen.«

Einige Minuten schwankte Richard unentschlossen, als er aber

in das ehrliche gutmüthige Gesicht des Alten blickte, der ihm freundlich die Hand bot, schlug er ein.

»Sie haben den besseren Theil gewählt, lieber junger Mann,« fuhr Stremler im väterlichen Tone fort, »und dieser Entschluß ist mir Bürge für die Tüchtigkeit Ihres Charakters. Ich mag es gerne sehen, wenn angehende Künstler wie junge Adler ihre Schwingen versuchen und den schönen Morgen ihres Lebens durchwandern, um Kenntnisse zu sammeln für den Mittag und Abend ihres künstlerischen Wirkens. Das Leben eines fahrenden Künstlers ist, von Außen betrachtet, ein reizendes und poetisches. Aber die Zeiten sind vorüber, wo Troubadours und Minstrels von Schloß zu Schloß wanderten, und überall, wo sie hinkamen, hochgeehrt wurden, wie des Kaisers Majestät. Damals war die Kunst in ihrer Kindheit, sie war eine Nymphe, die sich mit den Blumen der Flur schmückte, eine Göttin, angebetet von Hirten und Königen, jetzt hat man sie zu einer glänzenden Modedame herabgewürdigt, der man die Cour macht. Die Zeit und der intellectuelle Fortschritt, der es sich gern bequem macht, hat diese Wanderungen ins Gebiet des Lächerlichen, ja noch tiefer herabgezogen; jetzt ist jeder wandernde Musikant ein Vagabund. Es gibt noch Zugvögel wie die Troubadours, aber sie fahren im Postwagen oder in eigener eleganter Equipage von Stadt zu Stadt, um goldene Lorbern zu sammeln, und sehen verächtlich auf den armen Teufel herab, der mit der Geige oder der Flöte unter dem Arm auf der staubigen Heerstraße wandelt. — Sie, lieber Freund! haben die Schattenseite dieser musikalischen Wanderungen kennen gelernt und dadurch einige Zweige von dem frischen grünen Baume der Erfahrung gebrochen, ohne welche gegenwärtig weder Laie noch Künstler gegen das Gorgonenhaupt der Chicane und Cabale mit Ehren bestehen kann.«

»Bittere, entwürdigende Erfahrungen habe ich gemacht,« rief Richard unmuthig aus.

»Nun ja, ich will es glauben,« fiel Stremler ein. »Aber ihr jungen Künstler seht jedes Regenwölkchen am Horizonte eueres Lebens für eine Donnerwolke an, und alles lernt die Jugend leichter, als die Befolgung des Horazischen Spruches: »Aequam mentem servare etc.« Doch von etwas Anderem. Haben Sie nicht in der Residenz ein Unterkommen gesucht?“

»Auch dort war ich,« erwiederte Richard; »aber meine Bestrebungen hatten keinen anderen Erfolg, als neue Kränkungen. Jeder

Vorsteher einer musikalischen Anstalt, jeder Capellmeister und Director maß mich mit einem bedenklichen Blick und fragte nach Empfehlungen, nach lobenden Journalartikeln und preisenden Recensionen. »Sie haben noch keinen Ruf« — mit diesem Bescheid wurde ich überall zurückgewiesen. Die größte Kränkung fügte mir aber der Kammervirtuose M. zu, den ich als Kunstgenossen vertrauensvoll um seine Fürsprache bei der Besetzung einer unbedeutenden Stelle bat. Ich spielte vor ihm — ich spielte mit Feuer und Begeisterung, wie ich noch nie gespielt, denn ich wußte, daß ich vor einem Meister und Kenner stand, von dem in jenem Augenblicke die Entscheidung meines Schicksals abhing!« —

»Nun,« fragte Stremler gespannt, als Richard einige Minuten schwieg.

»Ich bin,« fuhr der junge Künstler leiser und mit gesenkten Blicken fort, »weit entfernt von Eitelkeit und eigener Überschätzung meiner Fähigkeiten, aber ich kann es kühn sagen, daß ich meine Probe wacker bestanden. Als ich geendet hatte, griff, — o Gott! daß ich das erleben mußte, der große Violinist nach seiner Börse, drückte mir fünf Thaler als Reisegeld in die Hand, und rieth mir, mein Heil weiter zu versuchen. Empört warf ich ihm die Geldstücke zu Füßen und floh aus der Stadt, in der ich den Glauben, daß Edelmuth stets in der Brust des wahren Künstlers wohnen müsse, vollends verlor.«

»Der große M. war eifersüchtig,« fiel Stremler bitter ein, »dies sei Ihr Trost. Marius und Sylla konnten nicht neben einander stehen, und M. fürchtete den armen wandernden Geiger. Vergessen Sie die Unbild, und schämen Sie sich nicht, den praktischen Lebensdienst von der Picke an zu versuchen. In der Niedrigkeit und im Kampfe mit niedrigen Verhältnissen bewährt sich der Genius des Künstlers, und ich ahne mit froher Zuversicht, daß Ihr tüchtiges Gemüth sich in der Schule der Mühseligkeiten und Trübsal, worunter ich besonders unbefriedigten Ehrgeiz rechne, läutern und stählen, und die Kunst ihren würdigen Jünger einst mit ihren unverwelklichen Kränzen schmücken werde.«

So war Richard das jüngste Mitglied der kleinen Stadtcapelle in B. geworden. Aber mit unendlicher Liebe schloß sich der Verwais'te an Stremler an, der ihn wie seinen Sohn behandelte und in der Kunstbegeisterung des Jünglings und seinem stürmischen Ringen nach dem stolzen Ziele, mit freundlicher Wehmuth die schönen Träume des

Kehr' in die hoch gebühnete Halle,
Flehende harren wir Sterbliche da,
Glücklich Thor und Haus, das dich sah,
Kehre uns ein, wir flehen dich alle,
Glücklich auch Stallung, Hof und Gemächer,
Dreimal glücklich aber der Sohn
Sterblicher Mutter, der dich Hoher
Sah am eignen Herde als Zecher
Dionysos! Dionysos!

Krüge, Weinlaub schimmernde, stellten
So wie auch purpurne Sitz wir zurecht,
Wissend, es nahe Sterblicher Hütte
Völker waltendes Göttergeschlecht.
Hemmen den Schmerzlaut, lächelndes Antlitz
Seligen Göttern hieß man uns zeigen,
Aber des Kummers Herzen belastenden
Sterblicher Kinder itzo geschweigen
Dionysos! Dionysos!

Rüstet das Bad mir, hurtige Mägde,
In kupfernem Kessel herrlich roth,
Daß er sich bade die blühenden Glieder
Der Panter gezogene Rebengott;
Rüstet die Tafel auch, treffliche Frauen,
Herold trage eilig zu Tisch
Des zarten Geflügels reichliche Speise
Und des Meeres nährenden Fisch,
Herold gieße aus gold'nem Mischkrug
Lauteren rosenduftigen Wein,
Göttliches Vaters herrlich Erzeugter
Kehrte in Sterblicher Hütte ein,
Dionysos! Dionysos!

Langgewandige Frau'n besprengen
Unter heiligen Chorgesängen
Bachus glänzende Hand,
Andre entkleiden die blühenden Glieder,
Ziehen von glänzender Schulter nieder
Bromios Prachtgewand.
Fluten entsteigt er, Locken umwallet,
Wie ein gelbmänniger herrlicher Leu
Vom tosenden Ruf der Jäger umschallet,
Rings verbreitend blassende Scheu,

Itzt auf Silber gebuckeltem Stuhle
Sitzt er, Sterblichen ähnlich, zu Tisch;
Trinket vom süßen röthlichen Weine,
Ißt von des Meeres nährendem Fisch.
Glücklich das Auge lebender Menschen,
So es einen der Götter sieht.
Nimm, o Sänger, die funkelnde Harfe,
Jachos singend Heldenlied

Wie ein gewaltiger
Vielfach gestaltiger,
Brausender Aar
Flügel breitet,
Durch Wolken gleitet
Röthlich und klar,
Strahlet Morgenglanz,
König der Lieder,
Dein Antlitz wieder
Im Epheukranz.

Feiert mir Spiele,
Schleudert des Diskos
Sausende Last,
Fahret die Wagen,
Windschnellrädriger
Donnernder Hast.

Dem schmück' ich Leib' und blühende Glieder
Mit künstlich gewobnem Festgewand,
Der muthiger Seele den Gegner nieder
Gewaltig ringend streckt in den Sand,
Dir aber Evan unendlich Geehrter,
Der Feuerumarmung gesegnetes Kind,
Blitzstrahl=Geborner — Hüftgenährter
Dir weih' ich dies reine unsträfliche Rind.
Ach mögest du immer, Gedankenbeflügler,
Uns schenken das Labsal des köstlichen Wein's,
Daß späte Geschlechter dich Rebenhügler
Noch preisen den Gott des köstlichen Wein's
Dionysos! Dionysos!

Er nicket Erfüllung,
Er steigt auf des Wagens
Güldenen Sitz.
Es donnert zur Rechten,

freudenleeren Zukunft entgegen. Richards Töne woben ein magisches Band um ihre Herzen, die Muse lächelte mild auf ihre Geweihten herab, aber der Genius der Liebe wandte sein weinendes Antlitz von ihnen.

Die abendliche Dämmerung sank leise auf die Erde hinab und in Gabrielens Gemache begann es zu dunkeln, als Herr Krall an der Hand ihres Vaters hereintrat. Ein schnelles Erschrecken durchbebte die zarte Gestalt, als sich ihr der Moloch mit der Unverschämtheit eines geldstolzen, geistes- und gemüthsarmen Emporkömmlings näherte. Aber mit drohendem Ernst blickte sie der Vater an, und entschlossen, das Opfer zu vollenden, und geduldig wie das Lamm unter dem Messer des Schlächters, lieh sie ihr Ohr den Plänen ihres Bräutigams über ihre künftige Lebensweise. Aber es schien ihr Pflicht, diesem den Zustand ihres Herzens zu offenbaren.

»Herr Krall« — sagte sie mit fester Stimme — »ich werde auf Befehl meines Vaters Ihre Gattin. — Ich werde meine Pflichten als solche treu erfüllen — aber lieben kann ich Sie nimmer!« —

»Ist auch nicht nöthig, mein Püppchen« — fiel Krall im beruhigenden Ton ein. »Über solche Alfanzereien bin ich längst hinaus. Die Liebe ist in meinen Augen nur insofern ein angenehmes Ding, als sie einem Champagnerrausch gleicht, der die Lebensgeister weckt und kräftigt, aber sie nicht schwächt oder zerstört, wie ein wüster Bierrausch. Sie sollen mit mir das Leben genießen, mir mein Geld verzehren helfen und jeden Morgen darauf studiren, wie wir den Tag auf die schnellste, angenehmste und kostbarste Weise todtschlagen können. Das und die vorzügliche Sorgfalt, die Sie auf die Erhaltung Ihrer Reize wenden müssen, ist Alles, was ich von Ihnen verlange, und damit Basta!« — —

Drei Wochen später war in demselben Hause bei einer mit verschwenderischer Pracht besetzten Tafel eine glänzende Gesellschaft versammelt. Den Myrthenkranz um das Haupt geschlungen, saß Gabriele bleich und abgespannt neben Krall, dessen Jabot und Hände von Brillanten funkelten. Der Myrthenkranz auf dem Haupte Gabrielens sah wie eine Märtyrerkrone aus. Sämmtliche weibliche Gäste blickten mit Neid und Mißgunst auf die unglückliche Heldin dieser Tragödie, deren Loos ihnen das glänzendste und ehrenvollste schien. Armselige Genußmenschen! die ihr in elendem Tand und Flitter euere ganze Glückseligkeit sucht — seht ihr nicht, wie trüb und glanzlos die Augen

des armen Opfers geldgieriger Speculation in einen fernen Winkel starren, um diese jämmerliche fluchwürdige Pracht nicht anblicken zu müssen, seht ihr nicht die wechselnde Röthe und Blässe auf dem Antlitz, die zuckenden Lippen, das ängstliche unruhige Wogen des Busens? Ihr haltet für bräutliche Beklemmung und jungfräuliche Scham, vielleicht auch für Ziererei und Koketterie, was in Wahrheit die letzten Zuckungen eines sterbenden Herzens, die Symtome einer tödtlichen Verzweiflung sind!

Kaum hatte das Mahl begonnen, als sich die Flügelthüren des anstoßenden Saales öffneten und eine rauschende Musik die Gäste überraschte.

»Sie sind eine enthusiastische Musikfreundin, ma chère,« flüsterte Krall mit einem selbstgefälligen Lächeln Gabrielen zu, ohne die brennende Röthe zu bemerken, die plötzlich ihre Wangen überzog — »und ich habe deshalb meiner kleinen Braut eine angenehme Überraschung bereiten wollen, und Mr. Stremler mit seinem Orchester zur Verherrlichung des Festes geladen. Habe ich es so gut gemacht, mein Goldmäuschen?«

»Vortrefflich!« flüsterte kaum hörbar und in halber Geistesabwesenheit die Braut und hielt sich gewaltsam am Tische fest, um nicht umzusinken. Ein Blick der Angst flog unter die Musiker, aber vor ihren Augen hüpfte Alles im bunten phantastischen Gewirr, als ob die lustigen Weisen, wie die Lyraklänge des tragischen Sängers, mit unwiderstehlicher Gewalt Menschen, Tische, Sessel, Flaschen und Schüsseln zum bachantischen Tanze aufgestachelt hätten. Ein Glas kalten Wassers stärkte Gabrielens sinkende Lebensgeister und mit hellerem Auge blickte sie nach den Musikern — aber Richard war nicht zu sehen.

Da verstummte ein rauschendes Allegro und nach einer kleinen Pause erklangen die Töne einer Violine mit unbeschreiblicher Reinheit und Milde durch den Saal. Das war er — bei dem ersten Bogenstriche hatte sie sein Spiel erkannt, obgleich sie den Blick auf ihrem Teller festgebannt hielt. Ja, es war der arme Richard. Eine gespensterhafte Blässe deckte sein Antlitz — auf seinen Mienen lag die starre unheimliche Ruhe des Leidens. Plötzlich ging sein Spiel aus dem sanften Adagio in das stärkste Prestissimo über. Den Eingebungen der wild empörten Phantasie folgend, entlockte er seiner Violine, die wie ein zärtliches Mädchen nur dazu gemacht schien, sanfte Liebeslaute und schmerzliche Klagen zu flüstern, die wunderlichsten Töne. Bald klang

es wie das Heulen der Verzweiflung, bald wie das Ächzen eines Sterbenden, bald wie eine hohle Grabesstimme. Als ob für seinen Schmerz die Saiten keine tröstenden Molltöne hätten, fuhr Richard fort, in unheimlicher Lust die wildesten und seltsamsten Accorde mit unglaublicher Schnelligkeit zu greifen, es schien ihm Freude zu machen, das herrliche Instrument, das ihn vor Tausenden auf die Sonnenhöhe der Kunst emporgehoben hatte, im grimmigen Hohne zu mißhandeln. Und doch war Harmonie und Rhythmus in diesem Gewirr! Wie die Dämone dem gewaltigen Fürsten, gehorchten die aus der innersten Tiefe der Violine hinaufbeschworenen Töne ihrem Herrn und Meister, und treulich erfüllten sie ihre Sendung, und verkündeten der stillen regungslosen Braut den namenlosen Schmerz eines todtgequälten Herzens, eines zerrissenen Gemüthes. — Richard's Auge fiel auf die Jammergestalt der Geliebten, und der Genius der Menschlichkeit und der ängstlich bittende Blick des alten Stremler, der in heftiger Gemüthsbewegung zuhörte, zwang ihn, von dem bösen grausamen Spiel abzulassen. Wie nach einem Gewittersturme, der die Bäume des Waldes krachend zerschmettert, ein milder Zephyr mit den wankenden Häuptern der Blumen spielt, so verwandelten sich die wilden schrillenden Geigentöne Richard's wieder in sanftklagende Töne. Immer feiner und reiner klangen die Saiten, wie auf einer Himmelsleiter hob sich das Gefühl des Künstlers, immer höher, geistiger und ätherischer bis zum viermal gestrichenen A. Wie eine Segen flüsternde Engelsstimme, in höchster Reinheit und Vollendung schwebte der letzte Ton des wunderbaren Schwanenliedes einer heiligen Liebe durch den Saal.

Aber mit dem letzten Tone brach die Kraft Richard's. Sein Auge verdunkelte sich, die Violine fiel mit einem dumpfen klagenden Tone zur Erde, und ohnmächtig sank er dem herbeieilenden Stremler in die Arme. In diesem Augenblicke ertönt die Sturmglocke, der ängstliche Ruf Feuer! Feuer! tönt in die Ohren der bestürzten Gäste und Musiker, und Alles stürzt aus dem Saale. Niemand bleibt zurück als Stremler, der den bewußtlosen Richard umschlungen hält, und Gabriele, die der plötzliche Schreck über Richard's Ohnmacht unfähig gemacht hatte, sich von ihrem Platze zu entfernen.

»Ich wußte es, armer Unglücklicher,« klagte Stremler, liebevoll über Richard gebeugt, »daß du, deine Kräfte überschätzend, deiner Aufregung erliegen werdest. Du fühltest dich stark und folgtest dem unwiderstehlichen Zuge deines Schicksals! Mögen die Folgen

deiner fruchtlosen Selbstqual dich mit milder versöhnender Hand aus der Nacht der Leidenschaft zum Lichte des Friedens führen! —

Da schlugen die Flammen des gegenüber stehenden brennenden Hauses hoch empor und beleuchteten mit einer lichten Purpurröthe Richard's edle Gesichtszüge. Gabriele hatte sich ermannt und war mit gefalteten Händen langsam näher getreten. Alles um sich vergessend, kniete sie an der Seite des Ohnmächtigen nieder, legte weinend die Hand auf sein Herz, drückte einen leisen Kuß auf seine Lippen und floh.

»Jetzt fühle ich,« murmelte der alte Stremler, erschüttert von dem schmerzlichen Anblick, — »tief die Wahrheit jener schönen Worte des Dichters:

Ein Anblick tief'rer Trauer,
Bänger, als des Sterbens Schauer,
Wär' es, könnt' ein Mensch es fassen,
Wie zwei Herzen sich verlassen!

3.

Es war ein schöner Maiabend. Die Sonne warf ihren letzten Strahl auf die Hochaltäre der Natur, die Berge und Felsen, und säumte ihre Gipfel mit einem rosigen Schimmer. Die Nachtigall sang ihren Jungen ein Wiegenlied, leis' ertönte aus dem grünen dämmernden Thalgrunde die Schalmei der Hirten, und aus weiter Ferne, aus dunkler Waldnacht tönte schwermüthig und sehnsuchtsvoll wie ein Abschiedslied das Horn des Jägers, da verstummte das Lied der Nachtigall, die Schalmei des Hirten und das Jägerhorn. Jetzt hallten ernste melancholische Töne durch die stille Abendluft. Hundert Glockenstimmen aus den nahen Dörfern und Weilern tief und dumpf, wie das Gebet greiser Mönche in einsamer Klosterzelle und hell und rein wie Nonnengesang — wiegten den Tag in süßen Schlummer.

Auf der Landstraße, die nach B. führt, fuhr ein eleganter Reisewagen. Der junge Mann, der darin saß, warf Blicke voll Trauer und Wehmuth nach jener Gegend, wo das freundliche B. liegt. Seine zitternde Hand hielt ein offenes Schreiben, das von seinen Thränen benetzt war. Es war ein Brief Stremler's an den Director der Hofcapelle des Fürsten v. S. und enthielt Folgendes: »Ich habe dich, mein lieber Sohn, in meinem letzten Briefe genügend vorbereitet auf eine

schmerzliche Nachricht. Sie wird dich daher nicht überraschen. Gabriele hat vollendet. Sie starb mit der Ruhe einer Heiligen und dachte deiner in ihren letzten Augenblicken mit rührender Liebe. Es war der Wunsch der Verklärten, daß du sie zu Grabe begleitest. Wenn du nach Erhalt dieses Schreibens ohne Säumen abreisest, so kannst du am Freitag Abends, wo ihre irdische Hülle beigesetzt wird, in B. eintreffen. Deine zweijährige Abwesenheit, lieber Richard, und die unausgesetzte Thätigkeit in Erfüllung deiner Berufspflichten werden deinen Muth gestählt haben, und ich gebe mich der frohen Hoffnung hin, dich am Sarge deiner todten Liebe zu sehen, ohne für dein theures Leben fürchten zu müssen. Der Gedanke, daß Gabriele aus der schweren Schule der Leiden, die ihr die Roheit und Grausamkeit eines ungeliebten Gatten bereitet, erlöset ist, möge dich trösten, wenn der Schmerz dich übermannen sollte.«

Als Richard durch dasselbe Thor rollte, durch welches er vor zwei Jahren, ein armer hoffnungsloser Künstler gewandert war, wallte ihm ein langer Trauerzug entgegen. Die Fackeln, die den Zug begleiteten, beleuchteten mit schauerlicher Helle die mit den Insignien des Todes geschmückte Bahre der theueren Verblichenen. Richard folgte mit gesenktem Haupte, die weinenden Augen in ein Tuch bergend, dem Sarge in die Kirche, woselbst er auf einen Katafalk gesetzt wurde. Nach der Sitte des Landes wurde der Sarg geöffnet. Das Licht der Fackeln und Kandelaber fiel auf die Schläferin. Eine unendliche Milde lag auf dem schönen bleichen Gesichte — um den sanft geöffneten Mund schwebte ein verklärtes Lächeln. Es war der dritte verhängnißvolle Augenblick, in dem Richard die Geliebte sah. Der Schmerz drückte ihm krampfhaft das Herz zusammen, und nur mühsam hielt er seinen Körper an einem Pfeiler aufrecht. Das tiefe eintönige De profundis der Priester und die lang gezogenen Choraltöne der Trauermusik klangen unheimlich in seinen Ohren. Eine wohlthätige Betäubung umfing endlich seine Sinne, die ihn für die Eindrücke der Außenwelt unempfänglich machte.

Hinter dem Sarge kniete aufgelös't in Leid und Jammer unter krampfhaftem Schluchzen ein Mann. Es war nicht Krall, der Unwürdige schwelgte wieder in Paris in den Armen seiner Phrynen, während der Gram das Herz seiner Gattin brach. Der Kniende war der Vater der Todten. Die Leiden seiner geopferten Tochter, die anklagenden Vorwürfe, die ihm ihre hinwelkende Gestalt täglich machte, ihr stilles

Dulden und ihr endlicher Tod in der Blüthe ihres Lebens, hatten die Steinrinde von seinem Herzen gelöst. Mit Schaudern übersah der Unglückliche die Folgen seines Thuns. Die süßen Vaterfreuden hatte er nie gekostet, sich nie gelabt an dem Lächeln des schuldlosen Kindes, nie an seinem Herzen geruht, nie die Hände segnend auf sein Haupt gelegt. Erst jetzt, da er kinderlos war, erkannte er, daß das freundliche Auge seines Kindes lieblicher geblickt als sein Geld und seine Edelsteine. Die Nemesis der Vergeltung rächte streng den Frevel gegen die verhöhnte Natur an dem hartherzigen Manne.

Gott bewahre jeden Vater vor der himmelschreienden Sünde!

Als die Erde, die Gabrielens Hülle deckte, grünte, kehrte Richard an seinen Bestimmungsort zurück. Er hatte das stolze Ziel seiner jugendlichen Träume und eine sichere, ehrenvolle Existenz errungen, aber der kalte Lorbeer entschädigte ihn nicht für die lebenswarme beglückende Myrthe. Er verschloß sein Herz auf immer den Freuden einer neuen Liebe — es blieb dem schmerzlichen Andenken an die Frühverklärte geweiht.

A. Adolf Schmidl.

Mein Vaterland!

Mein Österreich, du stolzes Land,
In Thaten groß und groß im Schweigen,
Du off'nes Herz, du off'ne Hand
Am Schluß vom deutschen Völker-Reigen.

Im Osten du die letzte Mark!
Der Morgensonne erste Strahlen
Sie fanden wach dich, muthig-stark,
Sind auf dein blankes Schwert gefallen.

Von jenseits kam zum deutschen Rhein
Die Schmach, der Deutsche sind erlegen;
Du, treuer Wächter stand'st allein,
Und fielst nur ihren eig'nen Schlägen.

Das heil'ge römische Reich ist todt,
Doch Deutschland ist dafür erstanden;
Es glüht ein helles Morgenroth
Hoch über allen deutschen Landen.

Es schwang der Geist sein Erb-Panier,
Dem trotzten lang wohl keine Schranken —
Nicht Bajonett, nicht Kanonier,
Der Deutsche siegte durch — Gedanken!

Sie sind das deutsche Bundesheer,
In alle Welten längst gezogen,
Das mit des Lichtes Flammenspeer
Den weiten Horizont durchflogen. —

Du Wächter, treu an Deutschlands Thor,
Dein gutes Schwert, es soll nicht rosten,
Dein Banner flattre hoch empor,
Nach Süd und Nord, nach West und Osten!

Laß deinem Adler freien Flug,
Wie einst dem Reich — voran zu ziehen;
Ein Aar mit seinem Sonnenzug
Braucht vor Gedanken nicht zu fliehen!

Und zu dem Geistes-Regiment,
Das sich die Deutschen jetzt erküren,
Genüge dir — kein Contigent,
Du sollst es siegreich selber führen!



Ernst Weimar.

Täuschung.

Wenn das Grün der dunklen Bäume
Oft in stillen Nächten rauscht,
Und der Blätter zartes Ringen
Küsse gibt und nehmend tauscht:
Ist's, als ob sie alle wären
Für einander liebgesinnt,
Und doch führt sie nur zusammen
Und entfernt sie nur der Wind.

Dem Trüben.

Sprich es aus, was dich bedrängt,
Sag' es keck den Winden,
Arm ist jener, der sich kränkt
Und nur träumt vom Finden.

Athmen in der freien Luft,
Und die Sterne schauen,
Gibt der Blume ihren Duft,
Und der Brust Vertrauen.

Eginhard.

Lied von der ersten Liebe.

I.

In des Urwalds Düster, welchen
Nie betrat ein Menschenfuß,
Nie aus bunten Blumenkelchen
Mild durchzog der Düfte Gruß,

Wo der Wildstrom rauscht so schaurig,
Weilt der Schmerz — ein Fels sein Thron —
Wangenfahl — sein Blick wie traurig,
Neben ihm die Dornenkron'.

Matt schon wurden seine Schwingen,
Flüche folgten seiner Spur,
Neue Kraft will er erringen
Hier im Chaos der Natur.

Neue Kraft und neue Pläne
Für den Kampf, aus dem er schied, —
Fernher heulet die Hyäne
Ihm ein neues Kampfeslied.

Ha — jetzt zuckt um den erbleichten
Mund ein Lächeln siegeshell,
Und so wie im Wetterleuchten
Glänzt die Wildniß auf zur Stell'.

Glanz und Lächeln stirbt im Sinnen,
Das auf ihn sich niedersenkt,
Wie ein Feldherr vor Beginnen
Einer Schlacht ans Ende denkt.

Da durchdringt die Nacht des Laubes
Plötzlich morgenrothes Gold,
Und des Stromes freudentaubes
Rauschen eine Stimme hold:

»Hab' ich endlich dich bezwungen,
Dessen Schrei mein Reich durchgellt',
Freude hat dich müd' gerungen,
Mir gehört nun ganz die Welt.«

»»Halt! noch nicht, mein ist die Erde«« —
Ruft der Schmerz aus, krafterneut,
Und die Menschheit ist die Heerde,
Die zum Opfer mir geweiht.

Ein Gefühl will ich beleben,
Das, wie kein's, polypengleich
In das tiefste Seelenleben
Bohrt an Qualen reich.

Und will so mein Amt erfüllen,
Das der Herr mir auferlegt,
Jenseits soll es sich enthüllen,
Ob er haßt den, den er schlägt.

»Nun wohlan — so ruft die Freude,
Mich auch hat gesandt der Herr,
Auf zum neuen Kampf' — wir beide
Kämpfen ihn mit Gottes Wehr.«

Und sie fliegt auf morgenhellen
Wölklein weiter — unverzagt,
Auf des Waldstroms gischtigen Wellen,
Kommt der Schmerz ihr nachgejagt.

II.

Und die Freude sendet ihre
Genien der Menschheit zu,
Daß den Muth sie nicht verliere,
Aufgeschreckt aus froher Ruh.

Aus zum Kampf des bösen Drachen
Ziehen Glück, Zufriedenheit,
Frohsinn und Gedeihen, Lachen,
Lächeln und Genügsamkeit.

Schön aus unbedornten Rosen
Pranget ihre Feldstandart',
Und in Tänzen und in Kosen
Sind sie unter ihr geschaart.

Und der Freude Blicke spähen
Nach dem Ungethüm, das ihr
Soll die Erdensaaten mähen
Mit der Schmerzenssense Gier

Ob es wohl die flammenreifen
Knospen der Vulcane sprengt,
Oder mit Kometenschweifen
Geißelnd rings die Erde sengt?

Ob es ähnlich wohl Medusen
Mit des Fenris Wolfsgebiß,
Mit der blauen Hela Busen
Und Nemäas Löwenvließ? —

Sieh da senkt — und Sphären klingen,
Sich herab ein lichter Geist, —
Rosenröthlich seine Schwingen
Iris Bogen ihn umkreis't.

Sanft hin schwebt er ob der Erde,
Jünglingshehr und jungfraunmild,
Was Olymps und Asgards: Werde!
Schönes schuf, vereint dies Bild.

Jünglingsblicke — geistig reine
Schau'n der Jungfrau Ideal — —
Vor der Maid — im Strahlenscheine
Glänzt der Jüngling ihrer Wahl.

Und die Genien verklärte
Wunderbar das Irislicht,
»Sei willkommen, Kampfgefährte,
Ruft die Freude — bist du's nicht?«

Ach! mit wehmuthsvollen Grüßen
Schwebt der schöne Geist vorbei,
»Ja wir werden kämpfen müssen,
Aber nicht in einer Reih'!

Denn der Schmerz ist mein Gebieter,
Der dem Himmel mich entführt,
Weil die edelsten Gemüther
Er zum Opfer sich erkührt.«

Freude, greift nun wie im Krampfe
Zur Standarte — matt ihr Glanz —
Auf ihr Genien, auf zum Kampfe,
Schützt mir meinen Rosenkranz.

Wie ein milder Mannaregen,
Der das Irdische erquickt,
Strömte nieder nun ihr Segen,
Und die Menschheit war beglückt.

Langsam folgt der Geist, doch sicher,
Manchen Pfeil in süßes Gift
Tauchend, — einem Schützen glich er,
Der, wohin er zielt, auch trifft.

Und wohin er hat getroffen,
Zucket auf ein Menschenherz,
Wilde Sehnsucht wird das Hoffen,
Und die Freude wird zum Schmerz.

Vor der Pfeilgetroffnen Blicken
Glänzt der Schütz — ihr Ideal —
Und sie fühlen — Weh — Entzücken
Seinen Pfeil und seinen Strahl.

Und je mehr die Genien streben,
Sie von beiden zu befrei'n,
Desto mehr — in's tiefste Leben
Dringen beide bohrend ein.

»Freude! gibst du dich gefangen?«
Tönt es stolz aus Wolken her —
»»Nein — noch nicht«« — doch bebend klangen
Ihre Worte odemschwer.

Daß der Sehnsucht Weh sich stille,
Schafft sie aus der Wirklichkeit
Wesen, deren Körperhülle
Selbst ein Ideal nicht scheut.

Und die sehnsuchtskranken Seelen
Jubeln auf, — Erfüllung harrt, —
Dem Ersehnten sich vermählen —
Gleich und Gleiches sei gepaart.

Doch die Zunft wirft sich dazwischen,
Deren Wahlspruch: Prosa ist,
Die, was gleich, auf Mäklertischen
Nicht nach Idealen mißt.

Weh, in neuem ärgern Brande
Schmerzt der Sehnsucht Wunde nun —
Losgerissen die Verbande
Und der Geist er läßt nicht ruh'n.

Das Ersehnte kühn erkämpfen
Gilt es — auf — mit List und Kraft —
Und die Glut ist nicht zu dämpfen,
Und es herrscht die Leidenschaft.

»Gibst du dich mir nun gefangen?« —
Tönt's aus Wolken siegesbehr —
»»Nein noch nicht!«« — die Laute klangen
Banger noch, kaum hörbar mehr.

Auf ihr Genien, helft den Streitern
Das Ersehnte zu umfahn,
Ihre Nacht soll sich erheitern,
Felsen fegt aus ihrer Bahn.

Und sie thun's — das Glück vor Allem
Hilft, wo Sehnsucht kämpft, und weint —
Felsen weichen, Berge fallen,
Was sich sucht, es wird vereint.

Ist es nicht der Wonnen größte
Nach dem allergrößten Schmerz,
Wenn der Sehnsucht Krampf sich lös'te,
Auszuruhen Herz an Herz!

Nein — ach nein! — der Schein ist eitel
Und verbirgt oft tiefes Weh,
Rosig glänzt des Gletschers Scheitel,
Und ist doch nur Eis und Schnee.

So auch wurden die Vereinten
Aus dem schönen Wahn geweckt, —
Die sich nun am Ziele meinten,
Sind durch Täuschung schwer geneckt.

Rastlos sind sie vorgedrungen
Auf des Ideales Spur,
Und nun halten sie umschlungen
Schöne Körperhüllen nur.

Oben glänzt der Geist und Schütze
Immer noch — ihr Ideal —
Pfeile sendet er, wie Blitze
Immer fort zu Berg und Thal.

Ideal — drum unerreichbar,
Was auch Erde Schönes beut,
Schmerzensbote unerweichbar,
Was er trifft, bleibt ihm geweiht.

»Freude, — gibst du dich gefangen?«
Tönt's aus Wolken drohend her —
Alles still — nur Seufzer drangen
Aus den Herzen bang und schwer.

III.

Zu des Urwalds düstern Schatten,
Wo der Schmerz einst sinnend lag,
Sank die Freude — ihre matten
Schwingen floh'n des Lebens Tag.

Nimmer wollt' sie Lust und Scherzen
Spenden nur dem Menschentroß,
Während aus dem reinsten Herzen
Edles Blut dem Feinde floß.

Neben ihr die Feldstandarte —
Halbverwelkt der Rosenkranz —
Fast kein Blatt mehr ohne Scharte,
Und wo blieb der Genien Tanz? —

Ach ihr Jubel kam in's Stocken,
Trauernd ruh'n sie rings am Fels,
Und zum Zeitvertreibe locken
Sie die Wellen eines Quells.

Sieh, da kömmt als Friedensbote
Jener schöne Geist geschwebt —
Wie vom lichten Morgenrothe
Ist die Urwaldsnacht durchweht.

»Nicht dem Schmerz und nicht der Freude
Angehört allein die Welt —
Einzeln nicht — nein — durch euch Beide
Sei das Erdensein beseelt.

Dort, wo deine Tempel ragen,
Scheuch' der Schmerz den Übermuth,
Und wo er muß Wunden schlagen,
Kühle du die Fiebergluth.«

»»Kann ich's wohl bei jenen Wunden,
Die dein Pfeil bohrt, arger Schütz?«« —
»Ja, das Herz, es kann gesunden
Auch von meiner Pfeile Ritz.

Doch verwirklicht ihm zu zeigen
Ideales — nie versuch' —
Sonst wird Wahnsinn ihm zu eigen
Und dein Segen wird zum Fluch.

Tröste es mit deinen Freuden,
Mild wird nach und nach der Schmerz,
Himmelsahnung all mein Leiden,
Und gesunden wird das Herz.«

»»Doch warum mußt du den quälen,
Statt beglücken, schöner Geist?«« —
»Meine Qual den schönen Seelen
Einen Weg nach oben weis't.

Bin, o Freude, dir verbündet,
Wie dem Schmerz — zum gleichen Theil' —
Nur der Mensch dich rein empfindet,
Den verwundet erst mein Pfeil.

Seiner Seele Gold — geläutert
Wurde es in meinem Brand,
Und sein Nachen nicht mehr scheitert,
Wenn er meinen Sturm bestand.

Sieh, dort kommt der Schmerz geflogen,
Schwarz ist seiner Wolken Nacht,
Weil ihm deine Sonn' entzogen
Mit der goldnen Strahlen Pracht.«

Und die Freude lächelt wieder,
Und ein Sonnenball erglüht, —
Schmerz — wohlan wir seine Brüder —
Und der Urwald duftend blüht.

Wolke wölbt im Purpurprangen
Beiden Geistern einen Thron,
An demselben Panner hangen
Rosenkranz und Dornenkron'.

Joseph Wertheimer.

Auf dem Lebensstrome.

Fischer.

In das Netz sind sie gezogen,
Fische groß und Fische klein,
Aus den dunklen trüben Wogen
Zieh' ich mir das Glück herein.

Guten Platz zum Lebensfeste
Gibt Besitz nur ganz allein,
Und es kann darum das Beste
Ihn zu mehren doch nur sein!

Schiffer.

Gold verheißende Sirenen
Winken abwärts in den Schlund,
Doch mich zieht's nach jenen Schwänen,
Gleitend über trübem Grund.

Rein zu halten Kopf und Schwingen
Sind sie freudig sich bewußt,
Nur die Füße fort sie bringen,
Doch es bleibet frei die Brust.

Fischer.

Laß die Stunden nicht verrinnen,
Nicht entströmen den Genuß:
Gibt es Besser's als — gewinnen?
Fischen heißt allein der Fluß.

Mußt du auch das Gold zu greifen,
Tiefer wühlen in dem Schlamm,
Wirst du Träumer doch begreifen,
Wie nichts lohnt so wundersam!

Schiffer.

Nein! die Strömung ist zu mächtig,
Reizend winkt der ferne Port,
Durch die Ufer weit und prächtig
Heißt's mich schiffen fort und fort.

Mag die Augen Gott verschließen,
Du nicht deck' sie gier'ge Hand!
Ja ich will — doch schön genießen,
Sink' ich — steig' ich einst an's Land!

Ludwig Goldhann.

Wahn.

Aus einem Sonettenkranze.

1.

Seht ihr den Weisen dort im dunklen Raum',
Den Schrift und Buch und Pergament umringen?
Als brüt' er ob der Menschheit höchsten Dingen,
Starrt er vor sich und fühlt sich selber kaum.

Nun wacht er auf aus seines Wissens Traum:
»O Mensch, wie herrlich krönt dich das Gelingen,
In der Erkenntniß Sonnenreich zu dringen —
Bald stehst du siegend an dem letzten Saum!«

So spricht er in Begeist'rung und ein Knabe
Der ohnfern spielt — es ist des Weisen Sohn —
Eilt her und fragt in unbefangnem Ton:

»Sieh diesen Halm, den ich gepflücket habe,
Aus welchem Stoff' ward, Vater, er gezeugt?«
Der Weise blickt auf Halm und Sohn — und schweigt.

2.

In fremdes Land, viel Meilen fern gelegen,
Zog ich einst hin am leichten Wanderstabe,
Und Liebchen schwur — als süße Reisegabe,
Getreue Liebe ewig mir zu hegen.

Und Jahre floh'n, voll Durst nach milder Labe
Kam ich zurück auf heimatlichen Wegen —
Und sieh, da sprang ein blühend schöner Knabe
Nah bei dem heim'schen Dorfe mir entgegen.

Ich nannte ihm des theuren Namens Laut,
»Wie geht es ihr, der süßen holden Braut?
Führ' mich zu ihr, wohl lohn' ich dir's, du Guter!«

Er aber stand und seine Blicke sah'n
So zweifelnd in mein Aug', dann hob er an,
Ei lieber Herr — was wollt ihr meiner Mutter?

3.

Ein Schleier ward aus höllischen Geweben
Vom Satan einst, als aus dem Paradies
Jehoven's Zorn die Sündigen verstieß,
Zu größ'rem Fluch dem ersten Paar gegeben.

Der Schöpfer sah's und allbarmherzig ließ
Er dieses Wort in's Reich des Dunkels schweben:
»Genug der Strafe für den Ird'schen; dies
Geschenk, dein Fluch, sei Segen ihrem Leben.«

Wohl uns, daß unsern Blick der Flor umschlinget,
Den nimmermehr der Wahrheit Strahl durchdringet,
Das Auge bräch', wär' nicht die Hülle dran.

Dem Sänger aber war's gewährt, den Schleier
Im Lied zu lüften, doch nun schweig', o Leier!
Das Leben wär' kein Leben ohne Wahn.



Rupertus.

Der alte Krieger von Kaiser Kürassier *).

»Hört, hört! Ihr jungen Bursche,
Ich bin ein Invalid,
Und schaut's, ein alter Krieger,
Wird nie des Plauderns müd.
Ich will euch was erzählen;
Merkt auf! und nicht gelacht!
Vom ein und neunz'ger Jahre
Bis zu der Leipz'ger Schlacht,
Just damals war's, da diente
Ich, gerade so wie ihr,
In diesem Regimente
»Ein Kaiser Kürassier.«
Bei Austerlitz da fochten
Wir mit in blut'ger Reih',
Und waren dann bei Aspern
Und Wagram auch dabei.

Bei Eckmühl — Tod und Teufel —
Da galt es Braut und Blut,
Der Marschall Soult, wahrhaftig,
Hielt sich fürnehmlich gut.
Und Dresden — nie vergessen
Werd' ich den Elbestrand!
Seht her! vier Finger ließ ich
Von meiner rechten Hand.
Still, still, anjetzo höret,
Bei Fere Champenoise
Biß mancher brave Bursche
Frühzeitig in das Gras;
Die Herren Offiziere,
Die waren all' blessirt,
Und Ehre dem im Grabe,
Dem Ehre noch gebührt. —

Bei Leipzig an der Pleiße,
Kreuz-Himmel-Element,
Da waren wir gewißlich
Auch bei dem blut'gen End.
An sieben Regimenter,
Meist böhm'sche Kürassier,
Das rasselte gewaltig,

*) Böhmisches Regiment.

Kamraden! glaubt es mir:
Die Erde bebte grollend,
Der Staub stieg himmelan,
Und stets war die Standarte
Vom Regiment voran. —
Ich werd' es nie vergessen,
Bei diesem grauen Haar,
Daß ich bei Leipzig selber
Im Feld der Ehre war.
Bei Leipzig.... ja bei Leipzig,
Da drauß im Sachsenland,
Da ließ ich beide Beine
Für dieses Kreuz und Band.
An diesem Bändchen hänget
All', all' mein Glück und Ehr,
An Nichts, als diesem Bändchen....
Sonst an nichts weiter mehr;
Das bindet mich an's Leben,
Das ist mein Trost und Stab,
Und sterb' ich, ja! dann leget
Dies Bändchen mir in's Grab.
Es ist der Quittungszettel
Für meine beiden Bein',
Den reiche ich beim Himmel
Als Invalide ein;
Denn Petrus möchte glauben,
Käm' ich ohn' dieses an,
Es lägen meine Beine
Wo auf der Eisenbahn.
Doch so, da ruft die Wache:
»Heraus!« und präsentirt
Für jeden alten Krieger,
Den dieses Bändchen ziert....
Auf Erden kennt man's wenig,
Kommt Einer mit daher,
Und gar von Aspern, Wagram,
Gibt's wenig Brüder mehr.
Seht! lieben Kameraden,
Wird der Soldat erst alt,
So wird er auch vergessen
Im Lauf der Zeiten bald.
Und so ist's mir gegangen,
Drum geb' ich euch den Rath....
Doch nein! nochmal geboren,
Würd' ich nochmal Soldat!

Eduard Anschütz.

Der Bezauberte.

Gern ließ ich von Hexen, vom Nix und der Fey
Als Knabe mir Wunder erzählen,
Und pochte das Herz auch gar ängstlich dabei,
Ich liebte, so süß mich zu quälen;
Oft wünscht' ich: ach! käm' nur ein Spuck auch zu mir —
Und schielte voll Schrecken zur knarrenden Thür.

Drauf, größer geworden und weiser — vielleicht —
Belacht' ich die kindischen Possen,
Rief spottend: Ihr ärmlichen Geister, entweicht,
Dem Kopfe der Ammen entsprossen;
Ihr Nixen und Feyen! ich trotze dem Bann,
Was Knaben gefürchtet, erschreckt nicht den Mann.

Und trieben auch Hexen gefährliches Spiel,
Verständ' ich's, entfernt sie zu halten:
Zwar trau ich den Weibern, den freundlichen, viel,
Doch meid' ich die Welken und Alten,
Und wahrlich, bei Jungen, die blühend und schön,
Kann nimmer, vermein' ich, mir Böses geschehn! —

So frevelt' ich lange, von Schulwitz bethört,
Bis hart mich ein Zauber umfangen,
Ach! nehmet ein Beispiel ihr Spötter und hört,
Wie schlimm es mir Armen ergangen,
Und sträubt euch das Grauen die Locken am Haupt,
So achtet der Warnung, entfliehet und glaubt.

Jüngst traf ich am Teiche, bei'm Erlengebüsch,
Ein Mädchen, mit Wangen wie Rosen,
Die Sternlein blinkten, der Abend war frisch,
Bald kam es zu traulichem Kosen;
Ich seufzte recht kläglich, sie drückt' mir die Hand,
Mir schwamm's vor den Augen — das Mädchen verschwand.

Nun ist mir's im Herzen so enge, so weh,
Der Busen voll stechender Wunden,
Bald frier' ich am Ofen, bald glüh' ich im Schnee,
Es will mir der Becher nicht munden,
Und öfters, bedünkt mich, daß Gott sich erbarm'!
Ich trüge den Kopf, wie das Herz, unterm Arm.

Die hübschesten Mädchen, die lieblichsten Frau'n,
Und wären's auch Engel an Milde,
Ich kann sie mit störrischem Gleichmuth beschau'n,
Wie dämmernde Nebelgebilde;
Nur wenn mich das Mädchen zum Teiche bestellt,
Hüpft wankend, in feurigen Kreisen die Welt.

Schon trag ich seit Monden die schreckliche Pein,
Behext von der niedlichen Dirne,
Mich konnten nicht Tränke noch Kräuter befrei'n,
Stumm blieben befragte Gestirne,
Und wem ich auf Erden mein Übel vertraut:
Kein Doctor erschien, der ein Mittel gebraut.

Wohl sagte mir manche verständige Frau,
Mich plage des Teiches Undine,
Doch weiß ich das besser und merkt' es genau,
Die Nymphe benennt sich Rosine,
Und weil sie das zaub'rische Netz nicht zerriß,
So klag' ich's dem Pfarrer, der löst es gewiß!



Friedrich Uhl.

Er kann nicht lieben.

Novelle.

„Lebst du der Liebe, so lebt ewiger Frühling in dir.“

Jean Paul Richter.

Bei dem berühmten Dichter Arnold Fragstein war an einem Samstage ungefähr um die fünfte Nachmittagsstunde eine große Gesellschaft versammelt, die meisten der Anwesenden waren seine Freunde, die an diesem Tage allwochentlich zusammen zu kommen pflegten, doch waren auch viele zugegen, die als seltene Gäste in diesem Salon galten. Auf den ersten Blick sah man, daß kein heiterer Gegenstand die sonst lustige Gesellschaft versammelt, denn einzelne vertheilte Gruppen besprachen sich in der Stille mit einander. Arnold selbst lag hingestreckt auf einem Ruhebette, todtenblaß und sprachlos. Sein schwarzes Haar hing unordentlich herab, und um den Hals hatte er nachlässig ein schwarzes Tuch geschlungen; so lag er da ein Bild furchtbaren Seelenschmerzes. Eine Erklärung in allen Zeitungen, die heute erschienen, hatte sämmtliche Herren versammelt. Sie lautete: »Ich erkläre hiemit, daß ich von heute an meine literarische Laufbahn verlasse, was alle jene Herren, mit denen ich in einer derartigen Verbindung stehe, zur gütigen Kenntniß nehmen mögen. Arnold Fragstein.« Die Neuigkeit verbreitete sich plötzlich in der Stadt, man konnte nicht begreifen, wie ein Mann so berühmt und beliebt, um dessen Werke die Buchhändler beinahe Krieg führten, noch so jung, sich von seinem Wirken zurückziehen könne.

Alle, die ihn kannten, eilten nun hin, theils aus wirklicher Freundschaft, theils um Andern wieder berichten zu können, um zu erfahren, was der höchst wichtige Grund von Arnold's Entschluß, denn ein solcher nur vermochte den Liebling der Kamönen dazu zu bewegen. Allein er blieb auf alle Bestürmungen und Fragen die Antwort schul-

dig, nur wenige Worte wechselte er hie und da mit Jemand, und sein Blick bat stumm, ihn zu verlassen. Bald waren die meisten geschieden. Mitten in seinem mit Marmorstatuen und vortrefflichen Bildern geschmückten Zimmer lag er da, ein Bild des Jammers. Zu seinem Haupte saß ein Mann von außerordentlich genialem Aussehen, sein intimster Freund, ein Tondichter, über vierzig Jahre alt, eine echte deutsche Gestalt, der das blonde Haar in langen Locken vom Haupte fiel. Der tiefe Blick des blauen Auges ruhte theilnehmend auf dem Freunde. Vor Arnold stand ein junger Graf, der sich viel mit Kunst und Literatur beschäftigte, auch selbst pseudonym schrieb, kaute verlegen am silberbeschlagenen Stocke und rief fortwährend, indem er sich aus Abwechslung die Hände rieb: »Ah, Sie wollen nicht mehr schreiben, das ist ja ungeheuer, ungeheuer!«

Im Fenster stand ein schöner, junger, eleganter Mann, der Kunstrichter Berth, der wegen seiner gediegenen Aufsätze und seiner außerordentlichen Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit gegen Jedermann allgemein beliebt war. Er war, außer dem Tonkünstler, der beste Freund Arnold's. Im Gespräch mit ihm besah sich im hohen Spiegel ein kleiner Compositeur, und richtete beständig etwas an der linken Seite seines Frackes.

Allmälig verließen Arnold trüb gestimmt diese seine Freunde, ohne etwas näheres erfahren zu haben, und nur der Tondichter blieb zurück.

»Freund!« rief Arnold plötzlich, »wir müssen scheiden, und das auf ewig!«

»Ich will die Ursache deines Benehmens wissen, Arnold, nicht als Freund, sondern als Arzt deiner Seele!«

»O, keinen Vorwurf Geliebter! konnte ich denn vor der Menge reden? und kein Augenblick war mir noch gegönnt, um mein Herz dir allein zu eröffnen. Ich war sonst gewöhnt Freuden und Leiden allein zu tragen, allein diese Gigantenlast unmöglich. Höre!«

»Ich war ein junger Mann mit zwei und zwanzig Jahren, aufgewachsen in Vergnügungen und Überfluß, als der Ruf der Lindner seine höchste Stufe erreicht hatte; du weißt wie ihr Alles zuströmte, und wie nur so wenige des Glückes theilhaftig wurden, sich eines näheren Umganges mit ihr zu erfreuen. Ihre Werke hatten Bewunderung ihres Geistes in mir hervorgerufen. O dieser vom Strahle des Schicksals getroffene tief leidende Geist, in dessen Gedichten jede Zeile einen Schatz

wahrer Poesie barg, hatte mich unwiderstehlich angezogen, und das um so mehr, als ich trotz emsigen Bemühens nicht dazu gelangen konnte, ihr vorgestellt zu werden. Ich legte alle meine Empfindungen, meine Verehrung, meine Bewunderung gegen sie, in einem Gedichte nieder.

Dazu aufgefordert ließ ich es in dem gelesensten Blatte drucken. Es galt für die beste Beurtheilung der Lindner'schen Schriften. Man sagte, so wäre noch niemand eingedrungen in den Geist, in das Eigenthümliche ihres Fühlens und Denkens. Du weißt es, welch' ein Aufsehen das Gedicht dazumal machte. Ihr Ruf stieg, mein Name war bekannt. Zwei Wochen darauf schrieb sie mir, ich möge sie besuchen, denselben Tag zur Abendstunde ging ich hin. Sie war allein. Sie kam mir entgegen, mit der Höhe und Schönheit, die du an ihr gekannt hast. Ich hätte niedersinken können vor ihr, so hatte Bewunderung mein Herz erfaßt. Sie trug ein schwarzes Sammtkleid, und um die nächtigen langen herabwallenden Locken war ein dunkles Spitzengewebe geschlungen, das unter dem Kinne gebunden war.

Fragend blickte mich ihr Auge an, als ob es alle meine Gedanken errathen, alle meine Gefühle ergründen wollte. Ich war in einen Zauberkreis gerathen und konnte nicht mehr daraus hervor, wollte es auch nicht, denn der höchste Wunsch meines Lebens war ja erreicht. Ich liebte sie mit so ungeheurer Glut, daß ich nicht anders konnte, als ihr bei meinem zweiten Besuche zu Füßen zu stürzen, und mein Herz vor, ihr ausströmen zu lassen. Sie hob mich lächelnd auf, und legte mein Haupt an ihre Brust, streichelte meine Locken, und drückte einen tiefen einen entzückend langen, langen Kuß auf meine Stirne, und dicke Thränen fielen auf mein Antlitz, als wollte sie auslöschen die Spuren des Kusses, die Spuren des Gottes, der mich zum Dichter geweiht.

Ihr danke ich Alles. Unter ihrer Anleitung, ihrer Pflege schrieb ich meine ersten Werke, bald waren unsere Namen die bedeutendsten.

Ich glaube nicht, daß sie mich liebte. Allein es mochte wohl ein inniges Gefühl sein, das ich, nur um es nicht zu entweihen, reine Freundschaft nennen kann, das sie an mich band. Zwei Jahre flossen so hin. Eines Tages kam ich zu ihr. Sie lag im Bette, todtenkrank. Das Herz war ihr gebrochen, unter langem Leiden, unter beständigem Kampfe gegen die Liebe zu einem Treulosen, der sie höhnend verstoßen. Sie starb. — — —

Ich mag nicht klagen, nicht jammern im Andenken an jene Tage. Sie sind lange vorüber. Wie ein Baum, der mit seinen Ästen hoch in

den Himmel greift, wenn er im Lenze übersät mit der Blüthen Pracht duftet, wunderlieb, frisch und hold, in einer kalten Nacht vom Frost befallen wird, der seine Blüthen abstreift — so war mein Herz nach jener Begebenheit, frostig, kalt — todt.

Freund, seitdem ist mein Herz todt, ich kann nicht mehr lieben. Erfasse mein Unglück — ich kann nicht lieben!

Nur die Begebenheit einer Nacht, Freund, will ich dir erzählen, damit du den Schmerz fassen kannst, der mich seitdem verfolgt, und dann fortfahren.

Es war auf dem Lande, die Nacht lag über der Landschaft, der Mond war über die Berge heraufgekommen. Ich saß vor dem Wirthshause, wo ich eingekehrt war. Zu beiden Seiten des Hauses in gerader Linie und um das Haus herum lief ein großer weiter Garten, vor mir der Fahrweg, den ein klarer Bach von dem Gebirge schied, das sich terrassenförmig vor mir erhob. Die Luft erzitterte in Entzücken über sich selbst und mein Herz in einem Andrange unbeschreiblicher Wehmuth; denn in mir pochte es so gewaltig, mein Herz hob und senkte sich, ich wußte nicht was es wollte, und die Natur lag so lieblich da, so friedsam, schweigend, todtenstille ruhig, daß ich vor Weh weinen mußte. Ich lief hinaus, lief lange, lange, bis ich vor Ermüdung nicht weiter konnte. Ich kehrte nach Hause zurück, und ging noch in den Garten. Da sah ich vor mir auf einer Bank ein Mädchen und einen Mann sitzen, in inniger Umarmung. Kein Laut entschlüpfte ihrem Munde, sie wollten nur dem Augenblicke leben. Freund, da ward mir klar, was mir fehlte. Ein großes Weh überkam meine Seele, ein Todesschmerz. O mir fehlte Liebe! Liebe!

Freund, möge der Schmerz noch so groß sein, es kommt die Zeit und vernarbt die Wunde, der Mensch ist geheilt, und die Erinnerung an den Schmerz steht da, der Gegensatz eines gegenwärtig freudigen Lebens. Wenn der Mensch im Leiden darniederliegt, und nicht — weinen kann, so ist es ein großer Schmerz; aber was ist das gegen den meinen, — o Freund, ich kann nicht lieben!

O das Menschenleben! Was ist es, als ein nachträgliches Bezahlen des Capitals, das man uns geliehen, ein fruchtloses Irren, Sinken, sich erheben und müde weiter schleppen durch die Sandwüste, bis man zur Oase gelangt, wo man, nachdem man sie erreicht zu haben glaubt, darin niedersinkt; ein Büßen, ein Leiden im Leben, für wenige Momente der Seligkeit — für die erste Liebe! — —

Du hast mir oft vorgeworfen, daß etwas in meinen spätern Schriften fehle, was besonders der Vorzug der ersteren war. Glaubst du ich weiß es nicht? O nur zu gut! doch es liegt außer mir etwas hineinzulegen, was ich verloren. Was mir fehlt? das ist der Morgenthau auf der weiten Flur, die Thauperle in der aufblühenden Rose, das ist das Geheimniß der wahren Poesie, das ist der Morgenreif der Frucht, das ist der stille Zauber des lieblichen Mährchens. O wenn das Mährchen denselben verloren, wenn ihn der Dichter eingebüßt, wer schafft ihn wieder!

Ich habe ihn mit meinem Herzen verloren!

Ich habe es eingesehen. Schon das allein hätte mich zu dem Schritte bewogen, meine literarische Laufbahn zu verlassen, allein die Erlebnisse der letzten Tage brachten meinen noch schwankenden Entschluß zur völligen Reife, und wie du sehen wirst zur Ausführung. —

Du weißt ja, wie es im Baron Berg'schen Hause zugeht, du warst ja früher öfter da.

Eine hohe Röthe flammte auf des Tondichters Wange und er erwiederte »ja.«

»Es war im Frühlinge dieses Jahres, als mich ein Freund, auf des Freiherrn Bitte bei demselben aufführte, der Baron hatte uns seinen Wagen geschickt, und wir fuhren zu ihm. Abends langten wir an. Du kennst den feenhaften Luxus, den der Baron auf sein Landhaus verwendet. Ich war wirklich bezaubert von der sinnigen phantasiereichen Anordnung seines Gartens. In diesem hatte er uns empfangen, und seine Blumen waren auch das erste, was er uns wies. Von den sinnig geordneten und geformten Blumenbeeten führte er uns zu seinen Ericeen, Rhododendren, Azaleen, seinen Orchis-Häusern, kurz er ruhte nicht bis wir alles gesehen, und jede herabhängende chinesische Blumenvase, jeden Blumentisch mit den bunten kleinen verschiedenartig geordneten Geschirrchen bewundert hatten. Allmälig waren wir in einige Bosquets gelangt, die dichter aneinander gereiht waren und um so mehr die Aussicht sperrten, der Baron griff in die Laubwand hinein, eine Thüre öffnete sich, und wir sahen einen wunderlieblichen kleinen Garten von hohen Bäumen eingefaßt. Die Thüre, mit Schlingpflanzen umwunden, war wirklich so künstlich und sinnig verborgen, daß Niemand sie wohl allein gefunden hätte. Das Bezaubernde dieses Gärtchens war aber seine überaus wohlthuende Einfachheit, die vielleicht um so mehr auffiel, als unser Auge bereits von den überhäuften prächtigen Anschauungen

müde geworden. Wie wir eintraten sahen wir einen mit Rosen und Levkoyen bepflanzten Plan, hübsch geordnete Beete mit Bethunia und, o Wunder, was man in den modernen Gärten beinahe überall vermißt: weiße Lilien. Lilie, Bild der Unschuld, bist auch du aus der Mode gekommen! Mitten im Garten beugte sich über ein kleines Bassin, in dem ein Hügel mit Vergißmeinnicht bepflanzt war, eine Trauerweide, deren grünes Laub ein Springbrunnen benetzte, der aus der Mitte des Vergißmeinnichthügels quoll, und es war herrlich anzusehen, wie dem Baume dann die Thränen entfielen. Wie wir näher traten, bemerkten wir im Hintergrunde eine Laube, deren Anblick uns früher die Weiden entzogen. Der Baron führte uns dahin und stellte uns das Mädchen, das heraustrat, als seine Tochter Amalie vor, die Besitzerin des Gärtchens.

Wie sich des Mädchens Geist in seinem Werke ausgesprochen, einfach, edel, so war auch der Eindruck, den ihre Gestalt, ihr ganzes Wesen machte. Sie war nicht schön, aber ein gewisses Etwas verklärte ihr blasses beinahe durchsichtiges Antlitz, und ihr Auge strahlte so wunderbar, wie das einer deutschen Seherin, die ich mir stets nur so vorstellen konnte.

Doch du hast sie ja ohnedies gekannt, Freund, es wäre unnöthig, dir den Eindruck näher zu beschreiben, den sie auf mich so wie auf Jeden gemacht.«

Während dessen war der Tondichter dagesessen, starr und reglos; ein furchtbares Weh' mußte diese Erinnerung in seiner Seele erregt haben, denn sein Antlitz hatte einen Ausdruck, wie ihn nur der größte Schmerz bei einem festen charakterstarken Manne hervorbringen kann. Doch Arnold bemerkte es nicht. Er fuhr fort. »Sie schien sichtlich erfreut, mich kennen zu lernen, und sagte es mir ziemlich unverholen mit den herzlichsten Worten. Ich mußte den ganzen Abend mit ihr zubringen, und der alleinige Stoff unserer Unterhaltung waren meine Schriften. Ich hatte noch Niemand gefunden, oder wenigstens hatte mir es Niemand so gezeigt, daß er eine so genaue Kenntniß meiner Schriften besitze. Was ihr undeutlich, was ihr dunkel geblieben, mußte ich ihr erklären. Daß es mir schmeichelte, Jemand gefunden zu haben, der so viel Antheil an mir nahm, wirst du nicht unbegreiflich finden, und ich wurde vielleicht etwas froher an diesem Abend und legte meine gewöhnliche Kälte ab. Obwohl das Mädchen einen so wohlthuenden Eindruck durch ihre natürliche Einfachheit und ihr klares richtiges Ge-

fühl auf mich gemacht, so wurde er doch durch einen nicht unbedeutenden Grad von Sentimentalität und Sinn für das Abenteuerliche, Grauenerregende in der Literatur in etwas getrübt. Doch schien es, daß sie diese Irrungen durchdrungen, und indem sie mit mir über Folgendes, wie ich dir mittheilen werde, stritt, nur noch sich selbst überreden, daß ihre Gefühle die rechten gewesen, oder sich vollkommen vom Gegentheile überzeugen lassen wollte.

Sie sagte mir, daß meine Schriften sie so wohlthuend, erquickend berührt haben in dem Gewühle der modernen, besonders französischen Literatur, und fragte, worin dies läge.

»Mein Fräulein,« sprach ich, »es freut mich, daß es so ist, aber ich weiß nicht, ob es mir glücken würde, die Saite Ihrer Seele bestimmen zu können, die meine Schriften so berührt, daß ein wohlthuendes Gefühl in Ihnen entstanden.«

»Ja sehen Sie, es ist wunderbar,« entgegnete Amalie. »Oft war ich nicht zufrieden mit einigen Stellen in Ihren Erzählungen, besonders oft nicht mit dem Schluß. Selbst wenn es mir schien, es wäre eine moralische Nothwendigkeit, daß der Tod dem Weh und Leiden dieser oder jener Person ein Ende mache, daß er sie befreie von dem furchtbaren Ringen mit der Fessel des Leibes, da brachten Sie künstlich, wenigstens mir schien es so, einen rettenden Faden, einen schwachen Anker, woran der Sinkende sich anhalten mußte.«

»Um dann,« sprach ich, »wie einige Gewächse, die nur an einer einzigen Faser hangen, stärkere Wurzeln zu schlagen, gesund und kräftig zu thronen! O mein Fräulein, das Menschenleben ist ohnedies so öde und traurig, warum soll es der Dichter, dessen Beruf, dessen höhere Aufgabe das Idealisiren ist, um Leidenden, Kämpfenden Trost und Beruhigung zu geben, auch traurig malen? Und gewiß so abscheulich und furchtbar wie es die modernen, besonders die französischen Dichter darstellen, ist es nicht. Und wenn es so wäre, muß man gerade das vielleicht nur eine furchtbare Beispiel hervorsuchen und als Regel hinstellen? Doch auch ein Victor Hugo, ein Eugen Sue mußten kommen, um daß das Gräßliche, Abschreckende auf die höchste Stufe zu schrauben, daß diese Schule von selbst sinken muß. Wir sahen, daß selbst die Franzosen für bessere Producte nicht ganz abgestumpft sind, an dem Erfolg Ponsard's. Und besonders das deutsche Volk hat in der neuesten Zeit bewiesen, daß eine einfache gesunde Nahrung auch für den Geist zweckmäßiger und dienlicher sei, als ein Balsam von Abscheulichkeiten. Mit

welchem Jubel wendet sich alles zu der einfachen Dorfidylle. Das ist der beste Beweis, daß das Einfache, Naturgemäße dem Menschen näher liegt, als das überregte, krankhafte Schreckensregiment in der Poesie.«

Sie machte mir noch einige kleine Einwürfe, so daß es schien, daß sie sich doch nicht ganz gerne von ihrer früheren Denkweise trennte, oder mir nicht entgegentreten wollte.

Du weißt, daß ich dem Sentimentalen überall hart entgegentrete, bei ihr wurde aber diese Schwäche durch ihre andern vortrefflichen Eigenschaften so verdeckt, daß ich nicht, wie gewöhnlich, bitter wurde, doch aber eine heitere Stimmung mir anzueignen nicht im Stande war. Wir schieden, nachdem sie mich noch begeistert beim Vollmondschein im Garten herumgeleitet und all die wunderbar schön beleuchteten Baumgruppen und Anlagen gezeigt. Der Freiherr besaß am Ende des Gartens ein kleines Häuschen. Er trug es mir, da ich begeistert die schöne Gegend, die wirklich großartigen Naturgemälde gepriesen, zu meinem Gebrauche an. Ich ging in sein Anerbieten ein. Ich hatte eben meinen letzten Roman zu beendigen, und mir kam diese Gelegenheit erwünscht.

Ich befand mich recht wohl in dem Hause und ging viel mit Amalien um. Ich las mit ihr mehreres und hatte öfter die Freude, sie in meine literarischen Ansichten eingehen zu sehen. Aber ich bemerkte, daß ihre Gestalt immer mehr und mehr abnahm. Sie kam mir täglich ätherischer vor. Dabei blickte sie mich stets so tief, so bittend, so innig an, daß ich mir ihren Blick nie zu deuten wußte. Du kennst meinen letzten Roman, unwillkürlich hatte ich ein ähnliches Mädchen wie Amalien darin geschildert. Das Mädchen ward unrettbar krank, und unerwiederte Liebe hatte ihren Tod beschleunigt, es war ein Stoff, wie ich ihn ungern wähle, aber er drang sich mir mit solcher Macht auf, daß ich nicht anders konnte, als ihn zu bearbeiten. Wie der Roman beendet war, las ich die bedeutendsten Stellen daraus Amalien vor. Es war an einem schönen Nachmittage. Wir saßen in der Laube. Amalie war mehr als gewöhnlich trübe. Ich bemerkte, daß sich ihre Brust convulsivisch hob, sie zitterte am ganzen Körper.« — —

Länger vermochte der Tondichter seinen Schmerz nicht zu unterdrücken und rief: »Sie wollte dir in die Arme sinken, um deine Liebe flehen, da trat ich Unglücklicher unwillkürlich herein — ihr Herz bekam durch diese Störung den Todesstich! — O ihr wäret vielleicht beide geheilt! — Arnold, ich kannte des Mädchens Gefühle für dich, ich kannte dein Herz, und glaubte nicht an den Tod bei-

ner Liebe, ich nährte und ermunterte des Mädchens Liebe zu dir, des Mädchens, dem du so kalt gegenüberstandest, und das ich so heiß geliebt! Ja blicke mich nur an, ich habe sie geliebt!

»»O mein Gott, ich konnte gerettet werden, und bin nun wieder verloren! Wie bin ich blind gewesen für all' die Zärtlichkeit, die sie mich ahnen ließ. Doch Freund! — — — reiche mir die Hand — — fühle mein Herz, fühle die Glut meiner Wangen, es ziehen Gefühle durch meine Brust, mein Herz schwillt, es schlägt rascher, schneller — —««

»Ja,« rief der Tondichter, »ich wußte, du mußtest sie wohl lieben, aber ich dachte, ihre innige Liebe zu dir werde dich früher heilen als es geschah! O warum mußte die Sonne so lange zaudern und hinter den Wolken harren, daß ihre Strahlen nicht fallen konnten in den Kelch der Knospe, die vergehen mußte im kalten Frost! — Bald nach diesem Vorfall verließest du das Haus, die Liebe im Herzen, an die du nicht glaubtest. Amalie starb vor zwei Tagen! — wie du weißt.« — — —

»Arnold erhebe dich! die Liebe zu dem Engel wird dein Leiter auf dem Lebenswege sein, gedenke ihrer stets, du hast ihr dein Herz, deinen höchsten Schatz zu verdanken.«

Die Freunde sanken sich stumm an die Brust.

Franz Freih. von Schlechta.

Ein spartanisch Urtheil.

Richter.

Wer ist der Mann, den Ihr da stell't?

Scherge.

Ein Dieb,
Der seine Kunst seit Jahren redlich trieb;
Und der so flink und so verschmitzt zumal,
Daß er den Zahn Euch aus dem Munde stahl.

Richter.

Peitscht wohl ihn durch, und jagt ihn aus dem Land!
Mehr nicht; er hat zum mindesten Verstand.
Und was that der?

Scherge.

Er steckt' ein Dorf in Brand,
Mit Absicht nicht, jedoch aus Unverstand;
Jüngst einem Kinde brach er Fuß und Hand,
Mit Willen nicht, jedoch aus Ungeschick.

Richter.

Ein Dummkopf also? legt' ihn an den Strick,
Und wahrt ihn gut, so wahr der Dienst Euch lieb;
Ein Dummkopf ist weit schlimmer als ein Dieb!

Franz Sauter.

Im Vorfrühling.

Wie am schneebefreiten Strauche
Neubelebt die Blüthe keimt,
Thaut das Eis vom Lenzeshauche,
Und die Flur hat ausgeträumt.

Zaubervoll ist dies Beginnen,
Dieses Knospen über Nacht,
Wie mit halberwachten Sinnen
Hold ein Kinderauge lacht.

Bunter blinken Wolkensäume,
Und es schwand das düst're Grau,
Das des Aethers heitre Räume
Deckte als erlognes Blau.

Schwärmen zwitschernd auch die Schwalben
Noch im fernen Afrika,
Flüstern Gräser doch, die falben:
»Bis wir grünen, sind sie da.«

Sieh, im Strome treiben Schollen,
Beute von des Lenzes Sieg;
Langbezähmte Fluten grollen,
Bis ihr Schwall an's Ufer stieg.

Welche Ahnung goldner Tage
Haucht der Erde frischer Duft!
Wie mit einem Zauberschlage
Welche Maienhoffnungsluft!

Ist es möglich, solche Wonnen,
Und der Gram ist nicht erdrückt?
Hat der Lenz darum begonnen,
Daß sein Blühen Leichen schmückt?

Facht der neuen Sonne Scheinen
Nicht entschwundner Jugend Glut?
Löst sich nicht der Schmerz in Weinen,
Flügelt Nichts des Alters Blut?

Wärmt das Licht, der Weltenheiland,
Nimmer des Verruchten Herz?
Liegt noch fern des Glückes Eiland,
Schmilzt kein Strahl des Kaltsinns Erz?

Soll der Dichter wiederholen,
Was der Blöde nicht begreift,
Daß man auch auf dünnen Sohlen
Jubelnd durch das Leben streift?

Daß der Reiche Schlamm geangelt
In der üpp'gen Wünsche Meer,
Daß dem Dürft'gen nichts gemangelt,
War sein Herz nicht Liebe-leer.

Löse jeder sich die Fragen,
Wie er eben kann und mag;
Dem, der heiter weiß zu tragen,
Winkt noch mancher frohe Tag.

Vielgestaltig prangt die Scene,
Völker birgt ein einzig Zelt,
Und wer lächelnd weint die Thräne,
Der beherrscht die weite Welt.



Adolf Hirschberg.

Gebet um eine Thräne.

Einsam in der stillen Kammer, —
Wie zum Marmorbild versteint,
Steht ein Mann dort, dem der Jammer
Selbst die Thräne hat verneint.

Aus der tiefen Augenhöhle,
Die der Schmerz hat leergebrannt,
Schaut verzweifelnd seine Seele,
Weil sie keine Thräne fand.

Qual auf Qual wild auf sich thürmend,
Will zersprengen schon das Thor,
Und die Klage, himmelstürmend,
Bricht aus wunder Brust hervor.

Wie's in allen seinen Adern
Tobet, daß die Seele dröhn't,
Fängt er an mit Gott zu hadern,
Der ihm keine Thräne gönnt:

»Wie? ist dies dein Gotterbarmen,
»Daß, wo jedes Auge weint,
»Mir allein den Trost der Armen,
»Eine Thräne du verneint?

»Sprich, warum dies Herz muß leben;
»Ist's gezimmert doch zum Sarg,
»Ha! Du kannst mir Thränen geben;
»Ein Tyrann nur ist so karg.

»Warum gibst du sie dem Kinde?
»Das in Schmerzen zu dir fleht
»Ist es, daß was ich empfinde
»Nur allein dir ferne steht? — —

»Ja als Kind da hatt' ich Thränen,
»Wenn ich oft zu Gott gefleht, —
»Sollt' ich nur nicht weinen können,
»Weil verlernt ich das Gebet??

»Ja, den Strahl hat Gott gesendet,
»Deutlich bin ich mir's bewußt,
»Tief im Innern ist gewendet
»Mir die schmerzbeladne Brust.

»Ja wie konnte Gott mich hören,
»Stand ich ihm doch gar zu fern'!
»Wer die Hölle will beschwören,
»Dem erlischt des Himmels Stern'.

»Und er sinkt zur Erde nieder:
»Vater! Gott! Verzeihe mir!
»Als ein Kind nimm auf mich wieder,
»Als dein Kind fleh' ich zu dir.

»Schenke mir nur eine Thräne
»Für den übergroßen Schmerz,
»Daß ich nicht verlassen wähne,
»Nicht verwaist von dir mein Herz.

»Leuchten soll auf meiner Wange
»Dann die Thräne dir zum Preis,
»Der allein das Herz das bange
»Sanft und mild zu trösten weiß.« —

Also knieend, an die Stelle
Hingeschmiedet im Gebet,
Hat gar bald die bange Seele
Milder Tröstung Hauch umweht. —

Sieh! da bricht die Leidenskette;
Denn die Thräne fiel darauf;
Also löst sich im Gebete
Jeder Schmerz in Thränen auf.



Deinhardstein.

An die Nachahmer.

Gott schickt die Meister auf die Welt,
Als seiner Macht Gesandten,
Doch jedem Manne folgt ein Heer
Entsetzlicher Trabanten.

Die treiben was der Meister treibt,
Nur all' etwas verkehrter,
Sind zehnmal fleißiger als er,
Und manchmal auch gelehrter.

Und wie der Meister singt ein Lied
Zu seiner Sendung Preise,
Gleich singen hundert hinterher
In seiner Art und Weise.

Und weint der Meister, bricht der Schmerz
Auch ihnen gleich die Stimme,
Und zürnt er, stellt die Schafsnatur
Sich voll von heil'gem Grimme.

Singt wie ihr es vermögt, nicht wie
Es Andere vermögen,
Es bringt der Andern Meisterschaft,
Nicht Eurer Ohnmacht Segen.

Das, was ihr gelten dürft im Jahr,
Vermehrt Euch nicht die Stunde,
Hat Euch Natur zum Loth bestimmt,
Macht Ihr Euch nicht zum Pfunde.

Nun aber bringt dem Freiligrath
Die Wüste Huldigungen,
Die Schmerzen der zerriß'nen Brust
Hat Lenau ausgesungen.

Und wie Ihr merkt, das Ding gefällt
Und kann auch Vortheil bringen,
Gleich wollt Ihr à la Freiligrath
Und à la Lenau singen.

Und lügt von namenloser Qual,
Die Euer Herz getroffen,
Und galoppirt auf dem Kamehl
Durch schülerhafte Strophen.

Es hat der Sperling seinen Ton,
Die Nachtigall den ihren,
Wenn Sperling wie der Sperling singt,
Wird Niemand es geniren.

Doch wird der Vogel toll und thut
Nach Art der Nachtigallen,
So macht des frechen Stümpers Ton
Uns widerwärt'ge Qualen.

Glaubt Ihr denn schon einmal Ihr könnt,
Nicht ohne Singen leben,
So singt, wie die Natur dazu
Die Stimme Euch gegeben.

Und ward die Kraft Euch nicht, daß sie
Dann was Besondres schaffe,
So denkt, ein halber Mensch gilt doch
Mehr als ein ganzer Affe.



. . . .

. . . .

Franz Stelzhamer.

Angelus misericordiae.

»Laß deine finstern, selbstquälerischen Gedanken, demüthige dein stolzes Herz, unterwirf dein aufrührerisches Wesen, geliebtester der Freunde, und sei wiederum glücklich und zufrieden im Anschauen des Ewigen!«

»Des Ewigen,« knirschte der Angesprochene und schoß einen verzehrenden Blick nieder auf den freundlichen Mahner und schüttelte dessen Haupt weg von der Brust, woran es gelehnt lag, wie das liebliche Mondenbild im finsteren Spiegel eines Urwaldsees — es war Adamals Haupt, des hohen, jungfräulichsanften Cherubs, welcher nach dem ewigen Gesetz: daß das Weiche dem Harten zustreben soll, den annoch Himmelsfürsten, den stolzen gewaltigen Engel Satan über Alles liebte.

»Des Ewigen!« knirschte er noch einmal, dann schwieg er und bohrte mit seinen furchtbaren Augen einen Abgrund durch die Vesten des Himmels, in dessen Tiefen seine meuterischen Gedanken als häßliche Larven sich abwechselnd zusammenballten, dann wieder auseinanderschoben, daß er auf einen Augenblick vor sich selbst erschauderte, nach Adamals Hand griff und etwas sanfter fortfuhr:

»Sieh, Adamal,« sprach Satan, »wir lieben einander und wünschen Einer dem Andern die höchste Glückseligkeit, Adamal,« und schon wieder verfinsterte sich Aug und Stirne, »Adamal, warum bin nicht — ich der Ewige, oder,« dehnte er, »du; oder warum erschließt Er uns hohen Geistern und Fürsten des Himmels nicht endlich einmal das Geheimniß seiner Ewigkeit?«

»Weil es uns erdrücken und vernichten würde,« sagte Adamal vor Ehrfurcht bebend, und mit dem Worte sich tief neigend vor dem Urgeiste, der in unerreichbarer Ferne von ihnen als ruhige Flamme loderte auf einem Flammenthrone, »und,« fuhr er sich wieder erhebend fort, »sind wir, Geliebter! denn nicht ebenfalls ewig? Wir haben kein Ende, kein Aufhören vor uns!«

»Vor uns, ja,« grollte mit bitterem Hohne Satan, »aber hin-

welchem Jubel wendet sich alles zu der einfachen Dorfidylle. Das ist der beste Beweis, daß das Einfache, Naturgemäße dem Menschen näher liegt, als das überregte, krankhafte Schreckensregiment in der Poesie.«

Sie machte mir noch einige kleine Einwürfe, so daß es schien, daß sie sich doch nicht ganz gerne von ihrer früheren Denkweise trennte, oder mir nicht entgegentreten wollte.

Du weißt, daß ich dem Sentimentalen überall hart entgegentrete, bei ihr wurde aber diese Schwäche durch ihre andern vortrefflichen Eigenschaften so verdeckt, daß ich nicht, wie gewöhnlich, bitter wurde, doch aber eine heitere Stimmung mir anzueignen nicht im Stande war. Wir schieden, nachdem sie mich noch begeistert beim Vollmondschein im Garten herumgeleitet und all die wunderbar schön beleuchteten Baumgruppen und Anlagen gezeigt. Der Freiherr besaß am Ende des Gartens ein kleines Häuschen. Er trug es mir, da ich begeistert die schöne Gegend, die wirklich großartigen Naturgemälde gepriesen, zu meinem Gebrauche an. Ich ging in sein Anerbieten ein. Ich hatte eben meinen letzten Roman zu beendigen, und mir kam diese Gelegenheit erwünscht.

Ich befand mich recht wohl in dem Hause und ging viel mit Amalien um. Ich las mit ihr mehreres und hatte öfter die Freude, sie in meine literarischen Ansichten eingehen zu sehen. Aber ich bemerkte, daß ihre Gestalt immer mehr und mehr abnahm. Sie kam mir täglich ätherischer vor. Dabei blickte sie mich stets so tief, so bittend, so innig an, daß ich mir ihren Blick nie zu deuten wußte. Du kennst meinen letzten Roman, unwillkürlich hatte ich ein ähnliches Mädchen wie Amalien darin geschildert. Das Mädchen ward unrettbar krank, und unerwiederte Liebe hatte ihren Tod beschleunigt, es war ein Stoff, wie ich ihn ungern wähle, aber er drang sich mir mit solcher Macht auf, daß ich nicht anders konnte, als ihn zu bearbeiten. Wie der Roman beendet war, las ich die bedeutendsten Stellen daraus Amalien vor. Es war an einem schönen Nachmittage. Wir saßen in der Laube. Amalie war mehr als gewöhnlich trübe. Ich bemerkte, daß sich ihre Brust convulsivisch hob, sie zitterte am ganzen Körper.« — —

Länger vermochte der Tondichter seinen Schmerz nicht zu unterdrücken und rief: »Sie wollte dir in die Arme sinken, um deine Liebe flehen, da trat ich Unglücklicher unwillkürlich herein — ihr Herz bekam durch diese Störung den Todesstich! — O ihr wäret vielleicht beide geheilt! — Arnold, ich kannte des Mädchens Gefühle für dich, ich kannte dein Herz, und glaubte nicht an den Tod bei-

Thräne in den tiefhimmelblauen Augen nährend — Adamal war es, der nun wieder sanfte und jungfräuliche Cherub, dem auf immer verlornen Freunde die letzte Mitleidszähre nachsendend, nachdem er so eben der Tapfersten Einer gegen den Feind des Ewigen gefochten hatte. Obwohl er dann getröstet und zufrieden zu seiner Heerschaar eilte, und der ewigen Flamme Lob und Preis sang; so blieb ihm doch fortan das Andenken jener Erschütterung und eine Neigung zum Mitleid gewann die Grundfarbe in seinem Wesen.

Da eben durch diesen Sieg das Geheimniß für ewige Zeiten gerettet, und der verwerfliche und verworfene Freund dieses edlen Gefühles unwürdig, ja sogar der Theilhaftigkeit unfähig geworden war; so lenkte er seine Blicke hinaus in die eben beginnende Schöpfung, wies und hob die abschweifend irrenden Sterne in ihre Bahnen; zeichnete die flüchtig geschriebenen schärfer; merkte die Kreuzungen; förderte die Unbehenden und hemmte die allzu Jachen ,u. a. m. Und als die Schöpfungen allgemach zu grünen, zu blühen und brüten begannen, ach, da hatte der Engel Tag und Nacht zu thun: Keimen den Grund zu lockern; Knospen aufzubrechen, Küchlein auszuhülsen u. dgl.

Allein der Engel sollte ein würdigeres, wenn auch in demselben Grade schwierigeres Geschäft bekommen. Auf einem jungen, schönen Sterne lagen unweit der Schwelle eines wunderbaren Gartens zwei geknickte Blumen von so seltener Form und Schönheit, dergleichen er auf keinem Sterne noch gefunden hatte. Mitleidig wie er war, wollte er sie aufrichten; doch kaum hatte er sie mit seinen Fingerspitzen berührt, als sie zuckten, in die Höhe fuhren, und mit einem Angstschrei — davon liefen, ach, das gefallene, in betrübter Ohnmacht schmachtende, erste Menschenpaar war's! — Da sie dem Himmlischen aber nicht entspringen konnten, erzählten sie ihm endlich ihr Unglück und weinten bitterlich. Der ward gerührt und weinte mit ihnen — ein Schauer der Erinnerung hatte sein Herz durchrieselt! — dann aber tröstete er sie, und versprach sie und ihre Kinder nie und nirgends zu verlassen. Darauf geleitete und führte er sie aus der Wildniß, deckte, als sie erschöpft hinsanken, seine Flügel über sie, lehrte sie dann eine wohnliche Hütte bauen, wies sie an, Kleider zu verfertigen, Thiere zu zähmen und dem unwirthlichen Boden ihren Unterhalt abzugewinnen; rettete sie zuletzt vor Verzweiflung nach dem ersten gräßlichen Brudermord; verließ sogar den unglücklichen Übelthäter nicht ganz; hielt auch sein großes Versprechen und erwies sich thätig

Franz Freih. von Schlechta.

Ein spartanisch Urtheil.

Richter.

Wer ist der Mann, den Ihr da stell't?

Scherge.

Ein Dieb,
Der seine Kunst seit Jahren redlich trieb;
Und der so flink und so verschmitzt zumal,
Daß er den Zahn Euch aus dem Munde stahl.

Richter.

Peitscht wohl ihn durch, und jagt ihn aus dem Land!
Mehr nicht; er hat zum mindesten Verstand.
Und was that der?

Scherge.

Er steckt' ein Dorf in Brand,
Mit Absicht nicht, jedoch aus Unverstand;
Jüngst einem Kinde brach er Fuß und Hand,
Mit Willen nicht, jedoch aus Ungeschick.

Richter.

Ein Dummkopf also? legt' ihn an den Strick,
Und wahrt ihn gut, so wahr der Dienst Euch lieb;
Ein Dummkopf ist weit schlimmer als ein Dieb!

Franz Sauter.

Im Vorfrühling.

Wie am schneebefreiten Strauche
Neubelebt die Blüthe keimt,
Thaut das Eis vom Lenzeshauche,
Und die Flur hat ausgeträumt.

Zaubervoll ist dies Beginnen,
Dieses Knospen über Nacht,
Wie mit halberwachten Sinnen
Hold ein Kinderauge lacht.

Bunter blinken Wolkensäume,
Und es schwand das düst're Grau,
Das des Aethers heitre Räume
Deckte als erlognes Blau.

Schwärmen zwitschernd auch die Schwalben
Noch im fernen Afrika,
Flüstern Gräser doch, die falben:
»Bis wir grünen, sind sie da.«

Sieh, im Strome treiben Schollen,
Beute von des Lenzes Sieg;
Langbezähmte Fluten grollen,
Bis ihr Schwall an's Ufer stieg.

Welche Ahnung goldner Tage
Haucht der Erde frischer Duft!
Wie mit einem Zauberschlage
Welche Maienhoffnungsluft!

Ist es möglich, solche Wonnen,
Und der Gram ist nicht erdrückt?
Hat der Lenz darum begonnen,
Daß sein Blühen Leichen schmückt?

Facht der neuen Sonne Scheinen
Nicht entschwundner Jugend Glut?
Löst sich nicht der Schmerz in Weinen,
Flügelt Nichts des Alters Blut?

Wärmt das Licht, der Weltenheiland,
Nimmer des Verruchten Herz?
Liegt noch fern des Glückes Eiland,
Schmilzt kein Strahl des Kaltsinns Erz?

Soll der Dichter wiederholen,
Was der Blöde nicht begreift,
Daß man auch auf dünnen Sohlen
Jubelnd durch das Leben streift?

Daß der Reiche Schlamm geangelt
In der üpp'gen Wünsche Meer,
Daß dem Dürft'gen nichts gemangelt,
War sein Herz nicht Liebe-leer.

Löse jeder sich die Fragen,
Wie er eben kann und mag;
Dem, der heiter weiß zu tragen,
Winkt noch mancher frohe Tag.

Vielgestaltig prangt die Scene,
Völker birgt ein einzig Zelt,
Und wer lächelnd weint die Thräne,
Der beherrscht die weite Welt.



Es liegt in der Natur der Sache, daß eine derartige Sammlung keine strenge Anthologie sein kann, aber solche gelegentliche Sammlungen sind jedenfalls in der Beziehung interessant, daß sie alle Parteien vereinigen und so der Ausdruck eben herrschender Anschauungsweisen sind. In mancher Hinsicht dürfte eine gewisse Färbung in der vorliegenden Sammlung nicht zu verkennen sein, welche nicht so unvortheilhaft unsere heutigen literarischen Zustände bezeichnet.

Von dem literarischen Album wurden **2000** gedruckt, davon **510** an die Subscribenten abgegeben werden; der Rest kommt in den Buchhandel, das Exemplar zu **2** fl. Die dafür noch eingehenden Beträge werden dem k. Gubernium in Prag übersendet und über alle diese Nachträge in den Zeitungen berichtet.

Die verspätete Erscheinung des Album wolle man gütigst damit entschuldigen, daß die Versteigerungen der zurückgewonnenen Treffer der Lotterie abgewartet werden mußten, deren letzte Montag den **1**. September abgehalten wurde.

Der Anhang **II** gibt den Rechnungsausweis über das ganze Unternehmen. Herr **Dr.** L. von Mayr, Hof- und Gerichtsadvocat, hat die Gebahrung der Gelder gütigst übernommen und mit Hrn. **Dr.** Professor M. Stubenrauch die Prüfung der Rechnungen. Der Anhang **III** enthält das Verzeichniß der Pränumeranten auf das literarische Album.

In dem ansehnlichen Betrage von **2384** fl. **32** kr., welcher durch diese Unternehmung den Verunglückten bereits jetzt zugewendet wurde, mögen alle Diejenigen, welche die Sache wie immer, durch Beiträge, durch Rath und That gefördert haben, den besten Dank für ihre menschenfreundlichen Bemühungen finden!

Wien am 3. September 1845.

Dr. A. Adolf Schmidl,
Redacteur der österreichischen Blätter
für Literatur und Kunst.



Rechnungs-Ausweis.

Einnahme.

Der Erlös für 510 lit. Album zu 2 fl.	1020	fl.	—	kr.	C. M.
» » von 3369 Losen zu 30 kr. .	1684	»	30	»	»
Die Einnahme für verkaufte Kunstgegenstände	922	»	30	»	»
Da Eintrittsgeld in die veranstaltete Ausstellung von Kunstgegenständen, 587 Billeten zu 6 kr.	58	»	42	kr.	»
Summa . . .	3685	fl.	42	kr.	C. M.

Auslagen.

Druck und Papier des lit. Album . . .	767	fl.	6	kr.	C. M.
» » » » musik. Album . .	260	»	—	»	»
für die Rahmen der verlosten Kunstgegenstände und deren Aufstellung . . .	198	»	50	»	»
Insertionen	49	»	51	»	»
Verschiedene kleine Ausgaben	25	»	23	»	»
Summa . . .	1301	»	10	»	»
Werden von der Einahme pr.	3685	»	42	»	»
die Auslagen mit	1301	»	10	»	»
abgezogen, so verbleibt ein Betrag von . . als vorläufig realisirtes Erträgniß.	2384	»	32	»	»

Dr. Moritz von Stubenrauch,
k. k. Professor der Rechte.

Dr. Leopold von Mayer,
Hof- und Gerichts-Advocat.



Verzeichniß

der für die Lottorie eingegangenen Gegenstände.

Von folgenden Herren Künstlern. (Eigene Arbeiten.)	Gegenstände.
L'Allemand	Ein Soldat auf Vorposten. Ölbild.
Bogner	3 Exemplare des Kupferstiches: Ein Sonntags-Nachmittag. Bild von Dannhauser.
Canzi	Eine Leda. Ölbild.
Dittenberger	Ein Allegorie. Ölbild.
Einsle	Eine römische Bäuerin. Ölbild.
Professor Johann Ender	Der Reliquienkuß. Aquarelle.
Professor Thomas Ender	Ansicht einer Bucht in Rio-Janeiro. Aquarelle.
A. Fernkorn	Kleine Büsten von Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven.
Fischbach	Eine Winterlandschaft. Ölgemälde.
A. Fechner	Gebirgsgegend. Ölgemälde.
Frankenberger	Ein Studienkopf. Ölgemälde.
Professor Führich	Szene aus dem rasenden Roland. Aquar.
F. Gauermann	Thierstudien. 8 radirte Blätter.
Gaupmann	Der Vogelsteller. Aquarelle.
P. J. Geiger	Carl V. Zeichnung.
Konrad Grefe	Kirche zu Sievering. Aquarelle.
van Haanen (Remi)	Mondscheinlandschaft. Ölbild.
	Schneelandschaft. Kleines Ölbild.
Hirschhäuter	Kaiser Max und seine Gemalin. Zwei Statuetten.
Kriehuber	Landschaftsstudie. Aquarelle.
Kupelwieser (Prof.)	Ein Studienkopf. Ölbild.
Lang	Ansicht eines Platzes aus Prag. Aquar.
Lang & Grieser	Landschaft nach Gauermann. Lithografie.
Fräulein Elise Modell	Des Dichters Abendstunde. Ölbild.
Rößmer (Sohn)	Landschaft. Aquarelle.
Rieberstetter	Studienkopf. Ölgemälde.

Professor Pichler	2 Bronze-Medaillen.
Preleuthner	Das Mädchen mit der Brieftaube. Statuette.
Ranftl	Die Rast auf der Wallfahrt. Aquarelle.
	Zwei Kinder. Aquarelle.
	Interieur eines Gebäudes. Aquarelle.
von Scheiblin	Ansicht eines Hauses. Aquarelle.
Professor Schödlberger	Landschaft. Ölbild.
Fr. Schrotzberg	Ölbild.
Schuh	Ein Kästchen mit 48 galvanoplastischen Gemmen.
A. Smith	Mondscheinlandschaft. Ölbild.
Fr. Steinfeld (Vater)	Landschaft. Ölbild.
W. Steinfeld (Sohn)	Marine. Ölbild.
Professor Stöber	Ein Portefeuille mit 18 Stahlstichen.
	Mythologische Szenen in Stahlstich.
Treml	2 Zeichnungen.
Professor Waldmüller	Studie. Ölbild.
Welcker	Tirolergegend. Aquarelle.
Wengler	Ein kleiner Slowake. Aquarelle.
	Ein kleiner Zigeuner. Aquarelle.
Werner	Landschaft. Aquarelle.

Von Privaten:

Fräulein Amalie Bacher	3 Lithographien.
Herr Ritter von Balsch, k. russischer Staatsrath	Ölbild von Remi van Haanen.
Herren Bermann & Sohn (Kunsthändler)	Aquarell von Leopold.
Herr Castelli	15 Bände seiner Schriften.
Frau von Cavalcabò, geb. Gräfin Castiglione	1 silberne Medaille.
Herr Graf Clam-Martinitz	3 Bronze-Medaillen und 3 Aquarelle.
Fräulein Dessauer	Ölbild, von ihr selbst gemalt.
Herr J. Dessauer	Ölbild.
» Dessauer	6 Lithographien berühmter Musiker.
» Baron Anton Doblhoff	Ein Blumenaufsatz.
Frau Gräfin Fries, geb. Baronin Pereira	Ölbild von Reinhold.
Herr Baron Friesenhof	Ölbild von Reinhold.
» Alois Fuchs	Autograph von Mozart. Fragment einer unbekannten Clavier-Fantasie.

Herr v. Goldhann	Ein todter Christus. Statuette. Eine Ölskizze von Reinhold. Zwei Zeichnungen von Brunner.
Ihre Erlaucht die Frau Gräfin Harrach, geb. Gräfin Dietrichstein	Landschaft von Raim. Rößmer.
Ihre Erlaucht die Frau Gräfin Harrach, geb. Fürstin Lobkowitz	Ölstudie von Novopacky.
Herr Karl Haslinger	20 lithographirte Portraits.
» Baron von Heckeren, k. niederl. Gesandter	2 Lithographien.
» Joseph von Hempel . . .	1 Lithographie.
» Herbert	2 Lithographien.
» S. Hertz	2 Landschaften in Öl, von ihm selbst gemalt.
» Canonicus Jaksch aus Leitmeritz	5 Exemplare des Kupferstiches: Der gute Hirt, nach Führich.
Frau Gräfin Kaunitz	2 color. franz. Lithographien.
Herr von Klein	Sobri's Tod von Hemerlein. Ölbild.
» Ritter von Lampi	Das Dachstübchen. Stahlstich nach Fendi, und 1 Lithurgie. Karl V. Steinzeichnung von Geiger.
Frau J. v. L.	Ölbild.
» Fürstin Lobkowitz, geb. Fürstin Liechtenstein (Durchlaucht) .	Die Darstellung im Tempel. Kupferstich.
Herr Max Löwenthal, k. k. Rath .	2 Kupferstiche von Gleditsch.
» M. G.	Ansicht von Wien von Fischer.
Frau Mayer (Anna von)	2 Silbermedaillen.
Herr Mechetti (Kunsthändler) . .	12 lithog. Port. von Kriehuber.
» Müller (Kunsthändler) . .	6 Liefer. des W. Künstler-Album.
» Fr. Müller	Eine Lithographie und 2 Stahlstiche.
» N. N.	3 kleine Aquarelle.
Herrn Oberer's Buchhandlung und lithographische Anstalt in Salzburg	115 Lithographien.
Frau Bar. O'Sulivan de Graß, Excellenz	Les pages à la ferme nach Mabou, von ihr selbst gemalt.
Herr Pauller Ant., bürgl. Vergolder	Das Porträt J. M. der regierenden Kaiserin. Kupferstich in Goldrahmen.
Frau Baronin Pereira	Genrebild von Ruß. Aquarelle.
» Baronin Pereira-Arnstein	Kleine Landschafts-Skizze.
Herr von Peters, fürstl. Lobkowitz'scher Hofrath	Seesturm. Ölbild von ihm selbst gemalt. 1 Kupferstich nach Raphael.

Musikalienhandlung verkauft wird (1 Exemplar zu 91 S. 4 fl.); die noch dafür eingehenden Beträge werden nachträglich dem k. Gubernium in Prag übersendet.

Das Verzeichniß der für die Lotterie eingegangenen Beiträge findet sich, mit den Namen der großmüthigen Geber, im Anhange I. Diese Kunstgegenstände wurden in 3 Gemächern des sogenannten »Niederländer Gebäudes« (Herrngasse Nr. 29) durch 4 Wochen gegen ein Eintrittsgeld von 6 Kreuzern öffentlich ausgestellt. Das Präsidium der k. k. allgem. Hofkammer hatte die unentgeltliche Benützung dieser Räume gestattet.

Die Ziehung der Lotterie erfolgte am 2. Juni unter Aufsicht der k. k. Lottobeamten, welche mit Erlaubniß der k. k. allgem. Hofkammer in Anbetracht des wohlthätigen Zweckes sich bereitwilligst diesem Geschäfte unterzogen.

Die Herausgabe des literarischen Album übernahm der Unterzeichnete, welchem bei Sichtung und Auswahl der zahlreichen eingegangenen Beiträge die H. H. Dr. Gustav Ritter von Franck, Redacteur der Wiener-Zeitschrift für Kunst und Literatur, und Joh. Gabr. Seidl, Custos des k. k. Münz- und Antikencabinets, freundlichst behilflich waren.

Von nicht weniger als 152 Autoren gingen Beiträge ein, von 95 wurden deren aufgenommen. Die Zahl der einzelnen eingegangenen Stücke betrug im Ganzen 525 (darunter 435 kleinere Gedichte), von denen 128 gedruckt wurden.

Für alle und jede gütigst mitgetheilte Spende wird hiermit der verbindlichste Dank abgestattet! Vieles Treffliche mußte zurückgelegt werden, theils als zu spät eingelangt, theils um die ursprünglich festgesetzte Zahl von 25 Bogen nicht noch mehr zu überschreiten. Im Comptoir der Buchdruckerei von Strauß und Sommer, Dorotheergasse Nr. 1108, sind unter der Adresse der Herren Verfasser alle jene Aufsätze hinterlegt, welche nicht aufgenommen werden konnten, und es wird höflichst ersucht sie dort zurückzufordern.

Leider konnte keine Beschreibung der Überschwemmungen und des furchtbaren Unglückes gegeben werden, zu dessen Linderung die in Rede stehende Unternehmung eben auch ein Scherflein beitragen sollte. Einer der geachtetesten Literaten Prags hatte dieselbe wiederholt zugesagt, aber leider nicht geliefert.

Es liegt in der Natur der Sache, daß eine derartige Sammlung keine strenge Anthologie sein kann, aber solche gelegentliche Sammlungen sind jedenfalls in der Beziehung interessant, daß sie alle Parteien vereinigen und so der Ausdruck eben herrschender Anschauungsweisen sind. In mancher Hinsicht dürfte eine gewisse Färbung in der vorliegenden Sammlung nicht zu verkennen sein, welche nicht so unvortheilhaft unsere heutigen literarischen Zustände bezeichnet.

Von dem literarischen Album wurden **2000** gedruckt, davon **510** an die Subscribenten abgegeben werden; der Rest kommt in den Buchhandel, das Exemplar zu **2** fl. Die dafür noch eingehenden Beträge werden dem k. Gubernium in Prag übersendet und über alle diese Nachträge in den Zeitungen berichtet.

Die verspätete Erscheinung des Album wolle man gütigst damit entschuldigen, daß die Versteigerungen der zurückgewonnenen Treffer der Lotterie abgewartet werden mußten, deren letzte Montag den **1**. September abgehalten wurde.

Der Anhang **II** gibt den Rechnungsausweis über das ganze Unternehmen. Herr **Dr.** L. von Mayr, Hof- und Gerichtsadvocat, hat die Gebahrung der Gelder gütigst übernommen und mit Hrn. **Dr.** Professor M. Stubenrauch die Prüfung der Rechnungen. Der Anhang **III** enthält das Verzeichniß der Pränumeranten auf das literarische Album.

In dem ansehnlichen Betrage von **2384** fl. **32** kr., welcher durch diese Unternehmung den Verunglückten bereits jetzt zugewendet wurde, mögen alle Diejenigen, welche die Sache wie immer, durch Beiträge, durch Rath und That gefördert haben, den besten Dank für ihre menschenfreundlichen Bemühungen finden!

Wien am 3. September **1845**.

Dr. A. Adolf Schmidl,
Redacteur der österreichischen Blätter
für Literatur und Kunst.

Rechnungs-Ausweis.

Einnahme.

Der Erlös für 510 lit. Album zu 2 fl.	1020 fl.	— kr.	C. M.
» » von 3369 Losen zu 30 kr. .	1684 »	30 »	»
Die Einnahme für verkaufte Kunstgegenstände	922 »	30 »	»
Da Eintrittsgeld in die veranstaltete Ausstellung von Kunstgegenständen, 587 Billeten zu 6 kr.	58 »	42 kr.	»
Summa . . .	3685 fl.	42 kr.	C. M.

Auslagen.

Druck und Papier des lit. Album . . .	767 fl.	6 kr.	C. M.
» » » » musik. Album . .	260 »	— »	»
für die Rahmen der verlosten Kunstgegenstände und deren Aufstellung . . .	198 »	50 »	»
Insertionen	49 »	51 »	»
Verschiedene kleine Ausgaben	25 »	23 »	»
Summa . . .	1301 »	10 »	»
Werden von der Einahme pr.	3685 »	42 »	»
die Auslagen mit	1301 »	10 »	»
abgezogen, so verbleibt ein Betrag von . . als vorläufig realisirtes Erträgniß.	2384 »	32 »	»

Dr. **Moritz von Stubenrauch,**
k. k. Professor der Rechte.

Dr. **Leopold von Mayer,**
Hof- und Gerichts-Advocat.



Verzeichniß

der für die Lottorie eingegangenen Gegenstände.

Von folgenden Herren Künstlern. (Eigene Arbeiten.)	Gegenstände.
L'Allemand	Ein Soldat auf Vorposten. Ölbild.
Bogner	3 Exemplare des Kupferstiches: Ein Sonntags-Nachmittag. Bild von Dannhauser.
Canzi	Eine Leda. Ölbild.
Dittenberger	Ein Allegorie. Ölbild.
Einsle	Eine römische Bäuerin. Ölbild.
Professor Johann Ender	Der Reliquienkuß. Aquarelle.
Professor Thomas Ender . . .	Ansicht einer Bucht in Rio-Janeiro. Aquarelle.
A. Fernkorn	Kleine Büsten von Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven.
Fischbach	Eine Winterlandschaft. Ölgemälde.
A. Fechner	Gebirgsgegend. Ölgemälde.
Frankenberger	Ein Studienkopf. Ölgemälde.
Professor Führich	Szene aus dem rasenden Roland. Aquar.
F. Gauermann	Thierstudien. 8 radirte Blätter.
Gaupmann	Der Vogelsteller. Aquarelle.
P. J. Geiger	Carl V. Zeichnung.
Konrad Grefe	Kirche zu Sievering. Aquarelle.
van Haanen (Remi)	Mondscheinlandschaft. Ölbild. Schucelandschaft. Kleines Ölbild.
Hirschhäuter	Kaiser Max und seine Gemalin. Zwei Statuetten.
Kriehuber	Landschaftsstudie. Aquarelle.
Kupelwieser (Prof.)	Ein Studienkopf. Ölbild.
Lang	Ansicht eines Platzes aus Prag. Aquar.
Lang & Grieser	Landschaft nach Gauermann. Lithografie.
Fräuleiu Elise Mobell	Des Dichters Abendstunde. Ölbild.
Mößmer (Sohn)	Landschaft. Aquarelle.
Nieberstetter	Studienkopf. Ölgemälde.

Professor [illegible]	2 Bronze-Medaillen.
[illegible]	Das [illegible] mit der [illegible] [illegible].
Ranftl	Die [illegible] auf der [illegible]. Aquarelle.
	Zwei Köpfe. Aquarelle.
	Interieur eines Gebäudes. Aquarelle.
von Schindler	Ansicht eines Hofes. Aquarelle.
Professor Schödlberger	Landschaft. Ölbild.
Fr. Schrotzberg	Ölbild.
Schuh	Ein Kästchen mit 48 [illegible] Gemmen.
A. Smith	Mondscheinlandschaft. Ölbild.
Fr. Steinfeld (Vater)	Landschaft. Ölbild.
W. Steinfeld (Sohn)	Marine. Ölbild.
Professor Stöber	Ein Portefeuille mit 19 Stahlstichen.
	Mythologische Szenen in Stahlstich.
Treml	2 Zeichnungen.
Professor Waldmüller	Studie. Ölbild.
Welcker	Tirolergegend. Aquarelle.
Wengler	Ein kleiner Eselwage. Aquarelle.
	Ein kleiner Zigeuner. Aquarelle.
Werner	Landschaft. Aquarelle.

Von Privaten:

Fräulein Amalie Bacher	3 Lithographien.
Herr Ritter von Balsch, k. russischer Staatsrath	Ölbild von Remi van Haanen.
Herren Bermann & Sohn (Kunsthändler)	Aquarell von Leopold.
Herr Castelli	15 Bände seiner Schriften.
Frau von Cavalcabò, geb. Gräfin Castiglione	1 silberne Medaille.
Herr Graf Clam-Martinitz . .	3 Bronze-Medaillen und 3 Aquarelle.
Fräulein Dessauer	Ölbild, von ihr selbst gemalt.
Herr J. Dessauer	Ölbild.
» Dessauer	6 Lithographien berühmter Musiker.
» Baron Anton Doblhoff . .	Ein Blumenaufsatz.
Frau Gräfin Fries, geb. Baronin Pereira	Ölbild von Reinhold.
Herr Baron Friesenhof	Ölbild von Reinhold.
» Alois Fuchs	Autograph von Mozart. Fragment einer unbekannten Clavier-Fantasie.

Herr v. Goldhann	Ein todter Christus. Statuette.
	Eine Ölskizze von Reinhold.
	Zwei Zeichnungen von Brunner.
Ihre Erlaucht die Frau Gräfin Harrach, geb. Gräfin Dietrichstein	Landschaft von Raim. Mößmer.
Ihre Erlaucht die Frau Gräfin Harrach, geb. Fürstin Lobkowitz	Ölstudie von Novopacky.
Herr Karl Haslinger	20 lithographirte Portraits.
» Baron von Heckeren, k. niederl. Gesandter	2 Lithographien.
» Joseph von Hempel . . .	1 Lithographie.
» Herbert	2 Lithographien.
» S. Hertz	2 Landschaften in Öl, von ihm selbst gemalt.
» Canonicus Jaksch aus Leitmeritz	5 Exemplare des Kupferstiches: Der gute Hirt, nach Führich.
Frau Gräfin Kaunitz	2 color. franz. Lithographien.
Herr von Klein	Sobri's Tod von Hemerlein. Ölbild.
» Ritter von Lampi	Das Dachstübchen. Stahlstich nach Fendi, und 1 Lithurgie.
	Karl V. Steinzeichnung von Geiger.
Frau J. v. L.	Ölbild.
» Fürstin Lobkowitz, geb. Fürstin Liechtenstein (Durchlaucht) .	Die Darstellung im Tempel. Kupferstich.
Herr Max Löwenthal, k. k. Rath .	2 Kupferstiche von Gleditsch.
» M. G.	Ansicht von Wien von Fischer.
Frau Mayer (Anna von)	2 Silbermedaillen.
Herr Mechetti (Kunsthändler) . .	12 lithog. Port. von Kriehuber.
» Müller (Kunsthändler) . .	6 Liefer. des W. Künstler-Album.
» Fr. Müller	Eine Lithographie und 2 Stahlstiche.
» N. N.	3 kleine Aquarelle.
Herrn Oberer's Buchhandlung und lithographische Anstalt in Salzburg	115 Lithographien.
Frau Bar. O'Sulivan de Graß, Excellenz	Les pages à la ferme nach Madou, von ihr selbst gemalt.
Herr Pauller Ant., bürgl. Vergolder	Das Porträt J. M. der regierenden Kaiserin. Kupferstich in Goldrahmen.
Frau Baronin Pereira	Genrebild von Ruß. Aquarelle.
» Baronin Pereira-Arnstein	Kleine Landschafts-Skizze.
Herr von Peters, fürstl. Lobkowitz'scher Hofrath	Seesturm. Ölbild von ihm selbst gemalt.
	1 Kupferstich nach Raphael.

Musikalienhandlung verkauft wird (1 Exemplar zu 91 S. 4 fl.); die noch dafür eingehenden Beträge werden nachträglich dem k. Gubernium in Prag übersendet.

Das Verzeichniß der für die Lotterie eingegangenen Beiträge findet sich, mit den Namen der großmüthigen Geber, im Anhange I. Diese Kunstgegenstände wurden in 3 Gemächern des sogenannten »Niederländer Gebäudes« (Herrngasse Nr. 29) durch 4 Wochen gegen ein Eintrittsgeld von 6 Kreuzern öffentlich ausgestellt. Das Präsidium der k. k. allgem. Hofkammer hatte die unentgeltliche Benützung dieser Räume gestattet.

Die Ziehung der Lotterie erfolgte am 2. Juni unter Aufsicht der k. k. Lottobeamten, welche mit Erlaubniß der k. k. allgem. Hofkammer in Anbetracht des wohlthätigen Zweckes sich bereitwilligst diesem Geschäfte unterzogen.

Die Herausgabe des literarischen Album übernahm der Unterzeichnete, welchem bei Sichtung und Auswahl der zahlreichen eingegangenen Beiträge die H. H. Dr. Gustav Ritter von Franck, Redacteur der Wiener-Zeitschrift für Kunst und Literatur, und Joh. Gabr. Seidl, Custos des k. k. Münz- und Antikencabinets, freundlichst behilflich waren.

Von nicht weniger als 152 Autoren gingen Beiträge ein, von 95 wurden deren aufgenommen. Die Zahl der einzelnen eingegangenen Stücke betrug im Ganzen 525 (darunter 435 kleinere Gedichte), von denen 128 gedruckt wurden.

Für alle und jede gütigst mitgetheilte Spende wird hiermit der verbindlichste Dank abgestattet! Vieles Treffliche mußte zurückgelegt werden, theils als zu spät eingelangt, theils um die ursprünglich festgesetzte Zahl von 25 Bogen nicht noch mehr zu überschreiten. Im Comptoir der Buchdruckerei von Strauß und Sommer, Dorotheergasse Nr. 1108, sind unter der Adresse der Herren Verfasser alle jene Aufsätze hinterlegt, welche nicht aufgenommen werden konnten, und es wird höflichst ersucht sie dort zurückzufordern.

Leider konnte keine Beschreibung der Überschwemmungen und des furchtbaren Unglückes gegeben werden, zu dessen Linderung die in Rede stehende Unternehmung eben auch ein Scherflein beitragen sollte. Einer der geachtetesten Literaten Prags hatte dieselbe wiederholt zugesagt, aber leider nicht geliefert.

Pränumeranten-Verzeichniß.

	Exempl.
Se. k. k. apostolische Majestät, Ferdinand der Erste, Kaiser von Österreich &c. &c.	50
Ihre Majestät die Königin von Sachsen	2
Se. k. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Stephan	20
Se. k. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Albrecht	1
Ihre k. k. Hoheit die durchlauchtigste Frau Erzherzogin Hildegarde	1

	Expl.
Herr dell' Acqua Carl, k. k. Verpflegsadjunct in Verona	1
„ Aetherr Konrad, k. k. Professor in Wien	1
„ Joh. Nep. Freiherr von Aichen, k. k. Hofrath in Verona	1
„ Alber Joh. Nep., k. k. Tribunal-Präsident in Wien	1
Das löbl. Benedict. Stift zu Altenburg	1
Frau Regierungsräthin Bischoff Edle von Altenstern in Wien	1
„ Althan-Nostitz, Gräfin von, in Wien	1
Herr Altmann A., Stadtpfarrer in Trebitsch	1
„ Arbter, Adolf Ritter von, k. k. Hofconzipist in Wien	1
„ Arming Fried. Wilhelm in Steyr	1
Miß Arnold in Wien	1
Herr A. Auerhahn in Wien	1
„ A. Graf Auersperg in Wien	1
Frau Gräfin Auersperg in Wien	1
Herr Augustin, Baron, k. k. Major im 49. Linien-Inft. Regm.	1
„ Aurnhauer Al., k. k. Oberlieutenant in Ödenburg	1
„ von Baader in Wien	1
Frau Baronin Badenfeld, geb. Gräfin Erdödy, in Wien	1
Herr Bannholzer in Wien	1
„ Barth Jos. in Wien	1
„ Bauer Jos., Buchhändler in Krems	1
Herr Baumgartner, Archiv-Offizial in Wien	1
„ Baumann in Wien	1
„ Beermann Moriz in Wien	1
Frau Gräfin von Bellegarde	1
Fräul. Hermine Benda in Wien	1
Herr Ferd. Bergmüller, k. k. Rath, in Wien	1
Frau Bille Anna in Wien	1
Herr N. Birtschkober in Wien	1
„ N. Blumenthal in Wien	1
„ Bonacini Pace, k. k. Hofrath der obersten Justizstelle, Ritter des Leopoldordens in Verona	1
„ Baron von Brandau in Wien	1
Frau Gräfin Breda in Wien	1
Herr von Brevillier in Wien	1
„ Bröch Anton, Amtsactuar in Trebitsch	1
„ Brunner Seb., Dr. in Wien	1
„ Brühl Fritz, Graf, in Wien	1
„ Joseph Buresch in Wien	1
„ Buschmann, Freiherr von, in Wien	1
„ Caimo Vincenz in Wien	1
„ Calve'sche, F. X., Buchhandlung in Prag	1
„ Cannal, Edler von, Lieutenant im Geniecorps in Verona	1
„ von Carabelli in Wien	1
„ Castelli Jg. in Wien	1
„ Chmel Jos., k. k. Rath, in Wien	1
„ Chotek, Anton Graf, in Wien	1

Rechnungs-Ausweis.

Einnahme.

Der Erlös für 510 lit. Album zu 2 fl.	1020	fl.	—	kr.	C. M.
» » von 3369 Losen zu 30 kr. .	1684	»	30	»	»
Die Einnahme für verkaufte Kunstgegenstände	922	»	30	»	»
Da Eintrittsgeld in die veranstaltete Ausstellung von Kunstgegenständen, 587 Billeten zu 6 kr.	58	»	42	kr.	»
Summa . . .	3685	fl.	42	kr.	C. M.

Auslagen.

Druck und Papier des lit. Album . . .	767	fl.	6	kr.	C. M.
» » » » musik. Album . .	260	»	—	»	»
für die Rahmen der verlosten Kunstgegenstände und deren Aufstellung . . .	198	»	50	»	»
Insertionen	49	»	51	»	»
Verschiedene kleine Ausgaben	25	»	23	»	»
Summa . . .	1301	»	10	»	»
Werden von der Einahme pr.	3685	»	42	»	»
die Auslagen mit	1301	»	10	»	»
abgezogen, so verbleibt ein Betrag von . . als vorläufig realisirtes Erträgniß.	2384	»	32	»	»

Dr. **Moritz von Stubenrauch,**
k. k. Professor der Rechte.

Dr. **Leopold von Mayer,**
Hof- und Gerichts-Advocat.



	Expl.
Frau Anna Gräfin von Goëß, geb. Edle von Schäffer in Wien	1
„ Baronin Ottilie von Goethe, geb. Freiin Pogwisch in Wien	1
Herr Ignaz Goldschmid in Wien	1
„ Jos. Goldschmid in Wien	1
„ N. Goldschmidt, k. preuß. Handelsagent in Wien	1
Frau Greis Theresia in Steyr	1
Herr Grogger Konrad, Privatier zu Rottenmann	1
„ Grubinger in Wien	1
„ J. Gürth, bürgl. Stadtzimmermeister und Obervorsteher, in Wien	1
„ Gusel Bernhard in Wien	1
Fräul. Wilhelmine H. in Wien	1
Frau Gräfin Julie von Habick in Wien	1
Herr Dr. Hadwiger Anton, Stadt-Physikus in Troppau	1
„ W. Haidinger, k. k. Bergrath in Wien	1
„ Josef Freiherr von Hammer-Purgstall, k. k. Hofrath in Wien	1
Fräul. Josefine Hannusch in Wien	1
Herr Graf Hardegg in Wien	1
„ N. Hardt in Wien	1
Frau Gräfin A. Harrach	2
Herr Harrach, E. F. Graf, in Wien	2
Frau Gräfin Harrach Th. in Wien	1
„ Christof Hasenauer, bgl. Stadtzimmermeister in Wien	1
Herr Hassak August, Apotheker in St. Pölten	1
„ Hecht Joh., Justizdirector in Bischofteinitz in Böhmen	1
„ Hehner M. in Wien	1
„ von Henikstein in Wien	1
„ von Herminenthal, k. k. Oberstlieutenant der k. k. Artillerie in Wien	1
„ Heußenstamm, Carl Graf, in Wien	1
„ Heußenstamm, Theodor Graf von, in Wien	1
„ J. F. Hiller, l. f. Pfarrer in Wien	1
„ Hlavaty Joh., k. k. Oberst, Befestigungsbau- und Fortifications-Districts-Director in Wien	1

	Expl.
Herr Hobick Anton in Eisenberg in Böhmen	1
„ Hofmann Ignaz Paul in Wien	1
„ Anton Höger in Wien	1
„ Homeder Leopold in Wien	1
„ Hölzl Jos., k. k. Rath in Wien	1
Frau Gräfin Julie Hunyady in Wien	1
Herr Dr. M. Hurka in Bischofteinitz in Böhmen	1
„ Hussar, k. k. Hofrath in Wien	1
„ Franz Jacks, bürgl. Stadtzimmermeister und Untervorsteher in Wien	1
„ Javorek, k. k. Lieutenant zu Teschen	1
„ Kahl Ubald, Gymnasial-Präfect zu Nikolsburg	1
Frau Gräfin Rosa von Kaunitz in Wien	1
Herr Herrmann Kämpfer, Herrschaftsbeamter zu Kadolz B. U. M. B.	1
„ Kempen, von, k. k. Generalmajor und Brigadier zu Petrinia	1
Frau Gräfin Kinsky-Thun in Wien	1
Herr Kinsky, K. Graf, in Wien	1
„ Kinsky, W. F. Graf, in Wien.	1
„ Kinsky, Jos. Graf, in Wien	1
„ Kittl, Director des Conservatoriums zu Prag	1
„ Klang, Buchhändler in Wien	1
Frau Amalie Klein in Wien	1
Herr Carl Klein, Partikulier in Wien	1
„ Klein Dionisius, Oberbeamter der Herrschaft Marchegg	1
„ Klein Wilhelm, kais. Rath und Director des k. k. Blinden-Institutes in Wien	1
„ Kleinmayrn, von, Präsident in Wien	1
„ Kleinmayr, Ferd. Edler von, Buchhändler in Klagenfurt	1
„ Klemsch, Professor in Czernowitz	1
„ Kloß Franz, Cassier der mit der ersten österr. Sparcasse vereinigten Versorgungsanstalt	1
Frau Emma Koch, geb. Becker in Langenlois	1
Herr Graf von Kollowrat, Exc., Staats- und Conf. Minister	15
„ von Körber, Oberst im Ingenieur-Corps in Wien	1

Professor Pichler	2 Bronze-Medaillen.
Preleuthner	Das Mädchen mit der Brieftaube. Statuette.
Ranftl	Die Rast auf der Wallfahrt. Aquarelle.
	Zwei Kinder. Aquarelle.
	Interieur eines Gebäudes. Aquarelle.
von Scheiblin.	Ansicht eines Hauses. Aquarelle.
Professor Schödlberger. . . .	Landschaft. Ölbild.
Fr. Schrotzberg	Ölbild.
Schuh	Ein Kästchen mit 48 galvanoplastischen Gemmen.
A. Smith	Mondscheinlandschaft. Ölbild.
Fr. Steinfeld (Vater)	Landschaft. Ölbild.
W. Steinfeld (Sohn)	Marine. Ölbild.
Professor Stöber	Ein Portefeuille mit 18 Stahlstichen. Mythologische Szenen in Stahlstich.
Treml	2 Zeichnungen.
Professor Waldmüller	Studie. Ölbild.
Welcker	Tirolergegend. Aquarelle.
Wengler	Ein kleiner Slowake. Aquarelle.
	Ein kleiner Zigeuner. Aquarelle.
Werner	Landschaft. Aquarelle.

Von Privaten:

Fräulein Amalie Bacher	3 Lithographien.
Herr Ritter von Balsch, k. russischer Staatsrath	Ölbild von Remi van Haanen.
Herren Bermann & Sohn (Kunsthändler)	Aquarell von Leopold.
Herr Castelli	15 Bände seiner Schriften.
Frau von Cavalcabò, geb. Gräfin Castiglione	1 silberne Medaille.
Herr Graf Clam-Martinitz . .	3 Bronze-Medaillen und 3 Aquarelle.
Fräulein Dessauer	Ölbild, von ihr selbst gemalt.
Herr J. Dessauer	Ölbild.
» Dessauer.	6 Lithographien berühmter Musiker.
» Baron Anton Doblhoff . .	Ein Blumenaufsatz.
Frau Gräfin Fries, geb. Baronin Pereira	Ölbild von Reinhold.
Herr Baron Friesenhof	Ölbild von Reinhold.
» Alois Fuchs	Autograph von Mozart. Fragment einer unbekannten Clavier-Fantasie.

Herr v. Goldhann	Ein todter Christus. Statuette. Eine Ölskizze von Reinhold. Zwei Zeichnungen von Brunner.
Ihre Erlaucht die Frau Gräfin Harrach, geb. Gräfin Dietrichstein	Landschaft von Raim. Mößmer.
Ihre Erlaucht die Frau Gräfin Harrach, geb. Fürstin Lobkowitz	Ölstudie von Novopacky.
Herr Karl Haslinger	20 lithographirte Portraits.
» Baron von Heckeren, k. niederl. Gesandter	2 Lithographien.
» Joseph von Hempel . . .	1 Lithographie.
» Herbert	2 Lithographien.
» S. Hertz	2 Landschaften in Öl, von ihm selbst gemalt.
» Canonicus Jaksch aus Leitmeritz	5 Exemplare des Kupferstiches: Der gute Hirt, nach Führich.
Frau Gräfin Kaunitz	2 color. franz. Lithographien.
Herr von Klein	Sobri's Tod von Hemerlein. Ölbild.
» Ritter von Lampi	Das Dachstübchen. Stahlstich nach Fendi, und 1 Lithurgie. Karl V. Steinzeichnung von Geiger.
Frau J. v. L.	Ölbild.
» Fürstin Lobkowitz, geb. Fürstin Liechtenstein (Durchlaucht) .	Die Darstellung im Tempel. Kupferstich.
Herr Max Löwenthal, k. k. Rath .	2 Kupferstiche von Gleditsch.
» M. G.	Ansicht von Wien von Fischer.
Frau Mayer (Anna von)	2 Silbermedaillen.
Herr Mechetti (Kunsthändler) . .	12 lithog. Port. von Kriehuber.
» Müller (Kunsthändler) . .	6 Liefer. des W. Künstler-Album.
» Fr. Müller	Eine Lithographie und 2 Stahlstiche.
» N. N.	3 kleine Aquarelle.
Herrn Oberer's Buchhandlung und lithographische Anstalt in Salzburg	115 Lithographien.
Frau Bar. O'Sulivan de Graß, Excellenz	Les pages à la ferme nach Madou, von ihr selbst gemalt.
Herr Pauller Ant., bürgl. Vergolder	Das Porträt J. M. der regierenden Kaiserin. Kupferstich in Goldrahmen.
Frau Baronin Pereira	Genrebild von Ruß. Aquarelle.
» Baronin Pereira-Arnstein	Kleine Landschafts-Skizze.
Herr von Peters, fürstl. Lobkowitz'scher Hofrath	Seesturm. Ölbild von ihm selbst gemalt. 1 Kupferstich nach Raphael.

Frau Anna von Plauer	Ein Blumenstock von Fr. Petter.
Herr v. Plattensteiner . . .	Eine Landschaft.
» Fr. Richter, emer. Bibliothekar	5 Stück Antikalien.
» F. Schey	Partitur v. Cherubini's Krönungsmesse.
» Dr. Adolf Schmidl	Winterlandschaft von Groll. Aquar.
Frau Gräfin Stadion	Landschaft.
Herr von Steiger	1 Lithographie.
Frau Gräfin Széchényi, geb. Gräfin Wurmbrandt (Excell.) .	Genrebild.
» Gräfin Paul Széchényi . .	Eine Handzeichnung Füger's.
Herr Max. Todesco	Gebirgsgegend. Ölbild von Steinfeld (Vater).
Eine Ungenannte	3 Lithographien.
Herr J. N. Vogl	3 Exemplare seiner Romanzen und Balladen, à 3 Bände. 15 Exemplare seiner deutschen Gedichte.
» Wilhelm von Weinthal . .	2 silberne Medaillen.
» L. von Würth	Münchener Kupferstich.
Comtesse Henriette Zichy-Ferraris	Ein Genrebild von ihr selbst gemalt.



Pränumeranten-Verzeichniß.

	Exempl.
Se. k. k. apostolische Majestät, Ferdinand der Erste, Kaiser von Österreich ꝛc. ꝛc.	50
Ihre Majestät die Königin von Sachsen	2
Se. k. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Stephan	20
Se. k. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Albrecht	1
Ihre k. k. Hoheit die durchlauchtigste Frau Erzherzogin Hildegarde	1

	Expl.
Herr dell' Acqua Carl, k. k. Verpflegs-adjunct in Verona	1
„ Aetherr Konrad, k. k. Professor in Wien	1
„ Joh. Nep. Freiherr von Aichen, k. k. Hofrath in Verona	1
„ Alber Joh. Nep., k. k. Tribunal-Präsident in Wien	1
Das löbl. Benedict. Stift zu Altenburg	1
Frau Regierungsräthin Bischoff Edle von Altensteru in Wien	1
„ Althan-Nostitz, Gräfin von, in Wien	1
Herr Altmann A., Stadtpfarrer in Trebitsch	1
„ Arbter, Adolf Ritter von, k. k. Hofconzipist in Wien	1
„ Arming Fried. Wilhelm in Steyr	1
Miß Arnold in Wien	1
Herr A. Auerhahn in Wien	1
„ A. Graf Auersperg in Wieu	1
Frau Gräfin Auersperg in Wien	1
Herr Augustin, Baron, k. k. Major im 49. Linien-Inft. Regm.	1
„ Aurnhauer Al., k. k. Oberlieutenant in Ödenburg	1
„ von Baader in Wien	1
Frau Baronin Badenfeld, geb. Gräfin Erdödy, in Wien	1
Herr Bannholzer in Wien	1
„ Barth Jos. in Wien	1
„ Bauer Jos., Buchhändler in Krems	1

	Expl.
Herr Baumgartner, Archiv-Offizial in Wien	1
„ Baumann in Wien	1
„ Beermann Moriz in Wien	1
Frau Gräfin von Bellegarde	1
Fräul. Hermine Benda in Wien	1
Herr Ferd. Bergmüller, k. k. Rath, in Wien	1
Frau Bille Anna in Wien	1
Herr N. Birtschkober in Wien	1
„ N. Blumenthal in Wien	1
„ Bonacini Pace, k. k. Hofrath der obersten Justizstelle, Ritter des Leopoldordens in Verona	1
„ Baron von Brandau in Wien	1
Frau Gräfin Breda in Wien	1
Herr von Brevillier in Wien	1
„ Bróch Anton, Amtsactuar in Trebitsch	1
„ Brunner Seb., Dr. in Wien	1
„ Brühl Fritz, Graf, in Wien	1
„ Joseph Buresch in Wien	1
„ Buschmann, Freiherr von, in Wien	1
„ Caimo Vincenz in Wien	1
„ Calve'sche, F. X., Buchhandlung in Prag	1
„ Cannal, Edler von, Lieutenant im Geniecorps in Verona	1
„ von Carabelli in Wien	1
„ Castelli Ig. in Wien	1
„ Chmel Jos., k. k. Rath, in Wien	1
„ Chotek, Anton Graf, in Wien	1

	Expl.
Herr Clamm-Martinicz, Graf Heinrich, in Wien	2
„ Clamm, Eduard Graf, in Wien	2
„ Clary, Edmund Fürst, in Wien	1
Frau Clary Felicie, Gräfin, in Wien	1
Herr Colloredo, Se. Durchl. Fürst Franz, in Wien	1
Frau Colloredo, Fürstin, in Wien .	1
Herr Cometti Achill, Ritter von, Capitänlieutenant im Geniecorps in Verona	1
„ P. Constantin, Adjunct in Wien	1
„ Corbey, Baron, in Wien . .	1
„ Graf Coronini, k. k. Oberst in Wien	1
„ Cseh von St. Katolna Victor, k. k. Oberstwachtmeister von Fürst Reuß Husaren in Verona	1
„ Graf E. Czernin in Wien . .	2
„ Czernin, Humb. Graf, in Wien	1
„ Freiherr von Dalberg in Wien	1
Herren Damian et Sorge, Buchhändler in Graz	1
Herr Demel, b. Handelsmann in Wien	1
„ Dermoutz in Wien	1
„ Dietl, Nikl., Apotheker in Bischofteinitz in Böhmen . . .	1
„ Dietrichstein, Joh. Carl Graf, k. k. Kämmerer in Wien . .	1
„ Dietrichstein, Moriz Graf von, Excellenz in Wien	1
„ Doré Jos., Verwalter der k. k. priv. Steingut- u. Wedgewood-Fabrik in Krain	1
„ Drostik, Baron von, in Wien	1
„ Dr. Duchek, Magister der Chirurgie in Nikolsburg . . .	1
„ Alex. Dunker in Wien . . .	1
Herren Duyle'sche Buchhandlung in Salzburg	1
Herr Dworzak J., Brauer in Trebitsch	1
„ Eberle V. E., Apotheker in Trebitsch	1
„ Eckardt L. M., Dramaturg in Wien	1
„ Eltz, August Graf von, k. k. Feldmarschall-Lieutenant, Ritter des Leopold- und mehrerer Orden, Commandeur des päpstlichen St. Georgsordens und Stadtcommandant in Verona	1
Herr Carl Enzer in Wien	1
„ Baron Erggelet, Baudirector in Wien	1
„ Ernonville, Graf, in Wien . .	1
Frau Esther Gudila in Kirchberg am Walde	1
Herr Graf Carl Esterházy in Wien	1
„ Graf Ladisl. Esterházy in Wien	1
„ Festetics, Carl Graf von, in Wien	1
„ Feyrer Alois v., k. k. Auditoriats-Praktikant in Verona . . .	1
„ Fiquelmont, Graf, in Wien .	1
„ Fiedler Jos., Archivpraktikant in Wien	1
„ Fink Vinzenz, Buchhändler in Wien	1
„ Fischbach, erster Lehrer im k. k. Taubstummen-Institut in Wien	1
„ Vinzenz Fischler, Dr. der Rechte in Wien	1
„ N. Förster, Professor in Wien	1
„ Foltanek, Hoffecretär in Wien	1
„ Frankenberger in Wien . . .	1
„ Frankl, Dr. Aug., in Wien .	1
Frau Frankl Therese in Wien . . .	1
Herr Viktor Frappart, Mag. Consc. Beamter in Wien	1
Frau Gräfin Fries	1
Herr Bar. Adolf Friesenhof in Wien	1
„ Graf von Frimont in Wien .	1
„ Ant. Fritz, Rechnungsführer in Wien	1
„ Forvager in Triest	1
„ Fürstenberg v., Landrath in Wien	1
Frau Gräfin Gaisruck, in Wien . .	1
Herr Gastgeb, Verwalter in Breitensee	1
Herrn Geibel's Buchhandlung in Pest	1
Herr Josef Geiger, k. k. Feldconsistor. Secretär in Wien	1
„ Jakob Theod. Gemeiner in Wien	1
„ Gerhardi Ignaz von, k. k. Feldmarschall-Lieutenant, Ritter des Leopold- und mehr. Orden, Stellvertreter Sr. Excell. des Commandirenden im Lombardisch-Venetianischen . . .	1
Herrn Gerold'sche Buchhandlung . .	1
Fräul. Pauline Glanz in Wien .	1
Herr Glaß Ignaz in Trebitsch . .	1

Expl.

Frau Anna Gräfin von Goëß, geb. Edle von Schäffer in Wien . 1
» Baronin Ottilie von Goethe, geb. Freiin Pogwisch in Wien . . 1
Herr Ignaz Goldschmid in Wien . . 1
» Jos. Goldschmid in Wien . . 1
» N. Goldschmidt, k. preuß. Handelsagent in Wien 1
Frau Greis Theresia in Steyr . . . 1
Herr Grogger Konrad, Privatier zu Rottenmann 1
» Grubinger in Wien 1
» J. Gürth, bürgl. Stadtzimmermeister und Obervorsteher, in Wien 1
» Gusel Bernhard in Wien . . 1
Fräul. Wilhelmine H. in Wien . . 1
Frau Gräfin Julie von Hadick in Wien 1
Herr Dr. Hadwiger Anton, Stadt-Physikus in Troppau . . . 1
» W. Haidinger, k. k. Bergrath in Wien 1
» Josef Freiherr von Hammer-Purgstall, k. k. Hofrath in Wien 1
Fräul. Josefine Hannusch in Wien . . 1
Herr Graf Hardegg in Wien . . . 1
» N. Hardt in Wien 1
Frau Gräfin A. Harrach 2
Herr Harrach, C. F. Graf, in Wien 2
Frau Gräfin Harrach Th. in Wien . 1
» Christof Hasenauer, bgl. Stadtzimmermeister in Wien . . 1
Herr Hassak August, Apotheker in St. Pölten 1
» Hecht Joh., Justizdirector in Bischofteinitz in Böhmen . . . 1
» Hehner M. in Wien 1
» von Henikstein in Wien . . . 1
» von Herminenthal, k. k. Oberstlieutenant der k. k. Artillerie in Wien 1
» Heußenstamm, Carl Graf, in Wien 1
» Heußenstamm, Theodor Graf von, in Wien 1
» J. F. Hiller, l. f. Pfarrer in Wien 1
» Hlavaty Joh., k. k. Oberst, Befestigungsbau- und Fortifications-Districts-Director in Wien 1

Expl.

Herr Hobick Anton in Eisenberg in Böhmen 1
» Hofmann Ignaz Paul in Wien 1
» Anton Höger in Wien . . . 1
» Homeder Leopold in Wien . . 1
» Hölzl Jos., k. k. Rath in Wien. 1
Frau Gräfin Julie Hunyady in Wien 1
Herr Dr. M. Hurka in Bischofteinitz in Böhmen 1
» Hussar, k. k. Hofrath in Wien . 1
» Franz Jacks, bürgl. Stadtzimmermeister und Untervorsteher in Wien 1
» Javorek, k. k. Lieutenant zu Teschen 1
» Kahl Ubald, Gymnasial-Präfect zu Nikolsburg 1
Frau Gräfin Rosa von Kaunitz in Wien 1
Herr Herrmann Kämpfer, Herrschaftsbeamter zu Kadolz V. U. M. B. 1
» Kempen, von, k. k. Generalmajor und Brigadier zu Petrinia . 1
Frau Gräfin Kinsky-Thun in Wien 1
Herr Kinsky, K. Graf, in Wien . . 1
» Kinsky, W. F. Graf, in Wien. 1
» Kinsky, Jos. Graf, in Wien . . 1
» Kittl, Director des Conservatoriums zu Prag 1
» Klang, Buchhändler in Wien . 1
Frau Amalie Klein in Wien . . . 1
Herr Carl Klein, Partikulier in Wien 1
» Klein Dionisius, Oberbeamter der Herrschaft Marchegg . 1
» Klein Wilhelm, kais. Rath und Director des k. k. Blinden-Institutes in Wien 1
» Kleinmayrn, von, Präsident in Wien 1
» Kleinmayr, Ferd. Edler von, Buchhändler in Klagenfurt . 1
» Klemsch, Professor in Czernowitz 1
» Kloß Franz, Cassier der mit der ersten österr. Sparcasse vereinigten Versorgungsanstalt. 1
Frau Emma Koch, geb. Becker in Langenlois 1
Herr Graf von Kollowrat, Exc., Staats- und Conf. Minister 15
» von Körber, Oberst im Ingenieur-Corps in Wien . . . 1

Expl.

Herr Kotz, Baron, in Prag . . . 1
» Kral, Gymnasial = Präfect in Czernowitz 1
» Krall Johann, k. k. Lyceal=Professor in Verona 1
» Kraupa Max, fürstl. Liechtenstein'scher Wirthschaftsrath . 1
» Kremla Carl in Wien . . . 1
» Leop. Krippel, k. k. Waldbereiter in Purkersdorf 1
» Ign. Krones, Mag. Rath in Wien 1
» Kroschin Johann, Gerichtsactuar der Herrschaft Waidhofen an der Taya 3
» Krötz, Privatier in Salzburg . 1
» Kulka Eduard, Stadt= und Cameral=Capellmeister zu Kremnitz in Ungarn 1
» Kutschera Jos. zu Eisenberg in Böhmen 1
» Kwieschek Jos. in Wien . . . 1
» von Lämmel in Wien. . . . 2
Fräul. Landesmann E. in Wien . . 1
Herr Lang Carl in Kirchberg . . . 1
» Baron Lannoy in Wien . . . 1
» von Lasnacsky in Wien . . . 1
» Lasnofsky in Wien 1
» Latour, Graf von, Excellenz, k. k. Feldmarschall=Lieutenant in Wien 1
» Ignaz Leis, Spezereihändler in Wien 1
» Liebenberg, Emanuel Ritter von, in Wien 1
» A. Fürst Liechtenstein, Durchl., in Wien. 3
» K. Fürst Liechtenstein, Durchl., in Wien 1
» N. Liechtenstein, Privat. in Wien 1
Frau Nina Edle von Lilienbrunn in Wien. 1
Fräul. Linden in Wien 1
Herr Baron von Linker in Wien . . 1
» Lobkowitz, Sr. Durchl. Fürst Ferdinand von, in Wien . . 1
Lobkowitz, Marie Fürstin von, in Wien 1
» Lobkowitz, Maximilian Fürst von, Wien 1
» Lobkowitz, Moriz Fürst von, in Wien 1

Expl.

Herr Locella, Baron von, in Wien . 1
» Alexander Löwe, k. k. General=, Land= und Haupt=Münzprobirer in Wien 1
» Max Löwenthal in Wien . . 1
» S. M. Löwenthal, k. k. priv. Großhändler in Wien 1
» Luhe zu Bilin in Böhmen . . 1
» W. J. Mader in Wien . . . 1
» N. Maendl in Wien 1
» Baron von Malowetz, k. k. Platzhauptmann in Laibach . . . 1
» Manz, Buchhändler in Wiener=Neustadt 1
Frau Anna von Márku, geb. v. Vajda, in Wien 1
Herr Martin Quirin, k. k. Gefällenwach = Commissär in Verona 1
» W. Martina, Dr. der Rechte in Wien 1
» Ad. Maschke, Adjunct in Wien . 1
» Mayer Simon, Prediger in Wien 1
» Carl von Mayer in Wien . . 1
» Merlo Anton, Lieutenant im Geniecorps in Verona . . . 1
» Bar. Meseil in Wien 1
» Messenhauser Cäsar, k. k. Oberlieutenant in Wien 1
» Metternich, Richard Fürst von, in Wien. 1
» N. Mitterndorfer in Wien . . 1
» Mittrowsky, Graf, in Wien . . 2
Frau Gräfin Natalie von Montecuculi in Wien 1
Herr Morzin, Graf, k. k. Oberst in Wien 1
» S. Mosenthal in Wien . . . 1
» Müller, Hofrath in Wien . . 1
Frau Genévienne Müller=Lazet, Hofsecretärs Gattin in Wien . . 1
Herr Freih. von Münch = Bellinghausen in Wien 1
» B. Mytteis, Beamter in Wien 1
» W. von Nehrer in Wien . . . 1
Comtesse Wilhelmine von Neipperg in Wien 1
Herr W. Nelbrich, Artillerie=Lieutenant in Wien. 1
» Neubacher J. in Wien . . . 1

Expl.

Herr Neubaner Franz, Gasthausbesitzer in Wien 1
» Neymanowsky, Herrman von, in Tarnow 1
» Leonard Niemeczek in Wien . 1
» Jakob Nitschner, k. k Lieutenant bei Hoch- und Deutschmeister in Wien 1
» Noetzl, Franz, Dr. med. in Wien 1
» Obermayer P. C. in Wien . . 1
» Obermayr, Wilhelm, Dr. in Wien 1
» Obernik Salomon in Wien . . 1
» O'Brien in Wien 1
» Oermer Franz, k. k. Cassa-Offizier in Wien 1
» degli Orefici, Se. Exc. Franz Baron, k. k. Vicepräsident der obersten Justizstelle, Appellationsgerichts-Präsident, Commandeur des Leopoldordens zu Verona 2
» Osegovich-Metell von, Hoffecretär in Wien 1
» Ott Adalbert, Buchhalter in Wien 1
» von Palacky in Wien 1
» Palme Alois in Wien 1
» Paris, k. k. Einnehmer in Unken 1
Frau Auguste Paul in Wien . . . 1
Herr di Pauli, Josef Freih. v. Treuheim, k. k Hofrath und Delegat, Ritter des k. k. Ordens der eisernen Krone 3. Classe, in Verona (mittlerweile verstorben) . 1
» Baron von Payer in Wien . . 1
Frau Baronin Pereira in Wien . . 1
» Bar. Serafine Pereira in Wien 1
Herr Baron Adolf Pereira in Wien . 1
» Baron Louis Pereira in Wien . 1
Frau K. Freiin von Perin, geb. Pasqualati, in Wien 1
Herr Petter Anton in Wien . . 1
» Peters, Fürst Lobkowitz'scher Hofrath in Wien 1
Frau Josefine Peters, Hofraths Gattin in Wien 1
Herr Pfeiffner B. in Reichenberg . . 1
» Pigetty Gustav von Kiß-Falú, k. k. Rittmeister des Husaren-Regmts. Nr. 2, Gerichtstafelbeisitzer mehrerer Comitate, in Wien 1

Herren Piller et Comp., Buchhändler in Lemberg 1
Herr Plankh Moriz in Kirchberg . 1
» von Planninger, Sappeur-Hauptmann in Wien . . . 1
» Placznik, Oberamtmann in Trebitsch 1
» Pleischel, Professor an der k. k. Universität in Wien . . . 1
Frau Baronin Henriette von Pogwisch, geb. Gräfin von Donnersmark in Wien 1
Herr Pohlig, Buchhändler in Leitmeritz 1
Frau Kath. Pollon in Wien . . . 1
Herr Postowka Wenzel, Fürst Alois Liechtenstein'scher Kasten-Burggrafenamts - Rechnungsführer zu Acs in Ungarn 1
» Franz Prohaska, k. k. Lotto-Directions-Expeditor und Amts-Ökonom in Wien 1
» Prosky Emil, k. k. Lieutenant in Udine 1
» S. Przibram, Fabrikant in Wien 1
Frau Baronin von Pulczky in Wien . 1
Herr Pummer Ant., Oberamts-Kanzellist zu Bischofteinitz in Böhmen 1
» J. L. Pyrker, Patriarch Erzbischof von Erlau 1
Frau Caroline v. Raimann, Hofraths-Gemalin, in Wien 1
Herr Dr. C. Raindl in Wien . . . 1
» Raudisch, Oberförster in Greifenburg 1
» Ransonnet, C. Freiherr, in Wien
» Josef Reeber, Controllor des k. k. Thierarzenei-Institutes in Wien 1
» Dr. von Reich in Wien . . . 1
» Reiblinger Eduard, k. k. Beamter in Wien 1
» Remy Ludwig von, in Wien . . 1
» Renaller, k. k. pens. Hauptmann in Wien 1
» Renger Ludwig, Dr. in Wien . 1
» Baron Riesenfels in Wien . . 1
» Robida Carl in Wien 1

Expl.

Herr Roner Alois Edler von Ehrenwerth, k. k Hofrath der obersten Justizstelle in Verona . 1
Frau Gräfin Julie von Rothkirch, geb. Freiin Rothkirch in Wien . . 1
Herr Rubiczek, Justiziär in Trebitsch 1
» Rutte Franz in Wien . . . 1
» Salvotti Anton, k. k. Hofrath der obersten Justizstelle, Ritter des Leopoldordens zu Verona 1
» Schaffer in Wien 1
» Scharschmid von Adlertreu Jos. in Wien 1
» Schanzer Stanisl. in Wien . . 1
Frau Baronin von Schell in Wien . 1
Herr Schleyrer Joh in Wien . . . 1
» Scherzer Karl in Wien . . . 1
» Schilling August, Dr. der Philosophie, k. k. Hofbeamter in Wien 1
» Schindler Jul. Alex. in Steyr . 1
» Schiwitz Franz, Handelsmann in Agram 1
» Schlesinger J. in Wien . . . 1
» M. P. Schleuinger in Wien . . 1
Frau Gräfin Elise Schlick, in Wien 1
Herr Joh. Freiherr von Schloißnigg in Wien 1
» Franz Freiherr von Schloißnigg in Wien 1
Frau Baronin Schonhorst, Hofdame, in Wien 1
» Schmidl Adolf Dr., in Wien . 2
» Schmidt Ant. A.. k. k. Mappirungs = Directions = Adjunct in Zloczów 1
» P. Constantin Schmidtler, Minoriten-Ordenspriester in Wien 1
» Schneider M. M., k. k. Hofkriegsräthlicher Concepts-Praktikant in Wien 1
» Franz Schnitzer, Herrschaftsbeamter zu Kabolz 1
Frau Gräfin Schönborn = Brühl in Wien 1
Herr Erwein = Schönborn, Graf, in Wien 1
» Schönborn-Kerpen, Gräfin, in Wien 1
» Schönburg, Alexander Fürst, in Wien 1

Expl.

Herr Schönfeld, Graf von, in Wien 1
» Schönthaler, Privatier in Salzburg 1
» Schröpfer Ant., Amtsdirector in Zeshowitz in Böhmen . . . 1
» Schrötter Anton, Professor in Wien 1
Schützenverein zu Rochlitz in Böhmen 5
Herr Schwab Ant., Syndikats-Substitut in Trebitsch 1
» J. G. Schwarz, Consul der vereinigten Staaten in Wien . . 1
Frau Fürstin von Schwarzenberg in Wien 1
Herr N. Schweinberger in Wien. . 1
» Schwippel K. in Wien . . . 1
Frau Sedlaczek W. F., Apothekerin in Wien 1
» Gräfin Sedlnitzky, geb. Gräfin Wilczek, in Wien . „ . . 1
Herr Graf Sedlnitzky, Exc., Präsident der k. k. Polizei-Hofstelle in Wien 1
» Seidl Johann Gabriel, in Wien 1
» Seis Mathias, k. k. n. ö. Prov. Zahlmeister in Wien . . . 1
» Dr. Seligmann in Wien . . . 1
» Sermage, C. Joh. Peter Graf von, in Wien 1
» Sigismund, Abt zu den Schotten in Wien 1
» Simm, k.k. Feldmarschall-Lieutenant in Wien 1
» Smettana M. in Wien . . . 1
» J. C. Smirsch in Wien . . . 1
» Sobieslawsky Dominik zu Eisenberg in Böhmen 1
» N. Sommaruga jun. in Wien . 1
Frau Somogyi Caroline in Wien . 1
Herr Leop. von Sonnleithner, Dr. der Rechte, Hof- und Gerichtsadvocat in Wien . . . 1
» Spens, Emanuel Freiherr von, in Teschen 1
» Carl Gundacker Graf von Stahremberg in Wien 1
» F. Stark in Wien. 1
» Staroniewicz Jos. in Tarnow . 1
» Steiger in Wien 1
» Steinbach Friedrich, Jurist in Wien 1

Expl.

Herr N. Steinitz, Hofsecretär in Wien 1
» Stibitz W., k. k. Hofingrossist in Wien 1
» Stifter Adalbert, in Wien . . 1
» Stillfried, Baronin von, in Wien 1
» Stoß Jakob, Kanzellist in Wien 1
» Karl Streitig, Kunsthändler in Wien 1
» N. Suttner, Dr. der Philosofie, in Wien 1
» Swiatkiewicz Felix von, k. k. Capitänlieutenant im Geniecorps zu Verona 1
» N. Swoboda, k. k. Rath in Wien 1
» Sztankovics, Bischof zu Raab 1
» Johann Talatzko, Freih. von Gestietiez, k. k. n. ö. Regierungspräsident in Wien 1
» Baron Talatzko, Cameralrath in Wien 1
» Graf Franz von Teleki in Wien 1
» Tendler in Wien 2
» von Teufel, Waisenamts-Verwalter in Wien 1
» Thormann Rudolph von, k. k. Oberlieutenant in Verona . 1
Frau Gräfin Anna von Thun . . . 1
» Gräfin Elise von Thun . . . 1
Herr Thun, Franz Graf 1
» Thun, Franz Graf, Sohn . . 1
» Thun, Fritz Graf, in Wien . . 1
Frau Gräfin Inza von Thun . . . 1
» Gräfin Johanna von Thun . . 1
» Gräfin Thun-Thun 1
» Gräfin Sophie Thun 1
» Gräfin Thun, Hofdame . . . 1
Herr Baron Franz Tichy in Wien . 1
» Todorovich Peter, k. k. Capitänlieutenant in Verona . . . 1
» Tournier Johann Jakob, k. k. Hofrath der obersten Justizstelle zu Verona 1
» Traßler Adolf, Buchhändler in Troppau 1
» N. von Tschoffen, Fabriksbesitzer in Wien 1
Frau Ida Gräfin von Trautmannsdorf in Wien 1
Herr Troglauer, Professor in Czernowitz 1

Expl.

Herr Trost in Wien 1
» Truka, k. k. Oberbergamts-Controllor in Klagenfurt . . . 1
» Tschabuschnigg, Adolf Ritter von, k. k. Landrath in Klagenfurt . 1
» Dr. Turteltaub Wilhelm, Stadt-Physikus in Rzezow 1
» Ullinger Fridolin, k. k. priv. Großhändler in Wien 1
Ungenannt 1
Herr Jos. Vesque von Püttlingen, k. k. Staatskanzlei-Rath in Wien 1
Frau Therese Vesque, geb. v. Plappert in Wien 1
Herr Vetter, Carl Graf, in Wien . 1
» Vogel M. J., Dr. in Wien . . 1
Frau Wadter, Magistratsrathsgattin in Plan 1
Herrn Wagner'sche Buchhandlung zu Innsbruck 1
Herr Waldschütz, Beamter in Wien 1
» Waldstein, Ernst Graf, in Wien 1
Frau Gräfin Fanny von Waldstein, in Wien 1
» Gräfin Waldstein-Thun . . . 1
Fräul. Therese Walter in Wien . . 1
Frau Henriette Walter in Wien . . 1
» Walter Henriette, Großhändlersgattin in Wien 1
Herr N. Walter in Wien 1
» Weibinger in Wien 1
» Weiner Carl, Amtsverwalter in Jamay in Mähren 1
» Weingartner von Munzberg in Wien 1
» Weiser Jos. Dr., in Wien . . 1
» von Weitenhiller in Wien . . 1
» Jos. Wertheimer in Wien . . 2
» Wiedenfeld Emil, Großhandlungs-Gesellschafter in Troppau 1
» Wilhelm Andreas, Gymnasial-Präfect in Tarnow 1
» Ignaz von Windisch, k. k. Beamter in Wien 1
» Winiker, Buchhändler in Brünn 1
» Winkler Georg, Edler von Brückenbrand, Professor der Mathematik an der k. k. Forstschule zu Mariabrunn 1
» Winkler Daniel in Wien . . 1

Expl.

Herr Wißgrill, bürgl. Stadtzimmermeister in Wien 1

Fräul. Wrányi Nina 1

Frau Gräfin von Wurmbrandt in Wien 1

Herr Würth, Dr. Leopold Edler von, k. k. Notar, Hof- und Gerichtsadvokat ꝛc. in Wien 1

„ Baron Zedlitz in Wien . . . 1

„ Zenetti in Wien 1

Frau Zimmermann Agnes in Wien . 1

Expl.

Herr Zimmermann Robert, Vermessungsadjunct in Oswieczin 1

„ P. Jos. Zinkl, Minoriten-Ordens-Priester in Wien . . 1

„ Dr. L. Zink, Professor der Weltgeschichte an der k. k. Ritter-Akademie in Wien 1

Frau Freiin M. von Zois in Wien . 1

Herr Zülzer in Wien. 1

„ Zucchiati Josef, k. k. Hofrath der obersten Justizstelle zu Verona 1

LZ, — 10/E.17
777.09

Wien.
Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

1846.

1590

Expl.

Herr Roner Alois Edler von Ehrenwerth, k. k Hofrath der obersten Justizstelle in Verona . 1
Frau Gräfin Julie von Rothkirch, geb. Freiin Rothkirch in Wien . . 1
Herr Rubiczek, Justiziär in Trebitsch 1
» Rutte Franz in Wien . . . 1
» Salvotti Anton, k. k. Hofrath der obersten Justizstelle, Ritter des Leopoldordens zu Verona 1
» Schaffer in Wien 1
» Scharschmid von Adlertreu Jos. in Wien 1
» Schanzer Stanisl. in Wien . . 1
Frau Baronin von Schell in Wien . 1
Herr Schleyrer Joh in Wien . . . 1
» Scherzer Karl in Wien . . . 1
» Schilling August, Dr. der Philosophie, k. k. Hofbeamter in Wien 1
» Schindler Jul. Alex. in Steyr . 1
» Schiwitz Franz, Handelsmann in Agram 1
» Schlesinger J. in Wien . . . 1
» M. P. Schleuinger in Wien . . 1
Frau Gräfin Elise Schlick, in Wien 1
Herr Joh. Freiherr von Schloißnigg in Wien 1
» Franz Freiherr von Schloißnigg in Wien 1
Frau Baronin Schonhorst, Hofdame, in Wien 1
» Schmidl Adolf Dr., in Wien . 2
» Schmidt Ant. A.. k. k. Mappirungs-Directions-Adjunct in Zloczów 1
» P. Constantin Schmidtler, Minoriten-Ordenspriester in Wien 1
» Schneider M. M., k. k. Hofkriegsräthlicher Concepts-Praktikant in Wien 1
» Franz Schnitzer, Herrschaftsbeamter zu Kabolz 1
Frau Gräfin Schönborn-Brühl in Wien 1
Herr Erwein-Schönborn, Graf, in Wien 1
» Schönborn-Kerpen, Gräfin, in Wien 1
» Schönburg, Alexander Fürst, in Wien 1

Expl.

Herr Schönfeld, Graf von, in Wien 1
» Schönthaler, Privatier in Salzburg 1
» Schröpfer Ant., Amtsdirector in Zeshowitz in Böhmen . . . 1
» Schrötter Anton, Professor in Wien 1
Schützenverein zu Rochlitz in Böhmen 5
Herr Schwab Ant., Syndikats-Substitut in Trebitsch 1
» J. G. Schwarz, Consul der vereinigten Staaten in Wien . . 1
Frau Fürstin von Schwarzenberg in Wien 1
Herr N. Schweinberger in Wien. . 1
» Schwippel K. in Wien . . . 1
Frau Sedlaczek W. F., Apothekerin in Wien 1
» Gräfin Sedlnitzky, geb. Gräfin Wilczek, in Wien . » . . 1
Herr Graf Sedlnitzky, Exc., Präsident der k. k. Polizei-Hofstelle in Wien 1
» Seidl Johann Gabriel, in Wien 1
» Seis Mathias, k. k. n. ö. Prov. Zahlmeister in Wien . . . 1
» Dr. Seligmann in Wien . . . 1
» Sermage, C. Joh. Peter Graf von, in Wien 1
» Sigismund, Abt zu den Schotten in Wien 1
» Simm, k.k. Feldmarschall-Lieutenant in Wien. 1
» Smettana M. in Wien . . . 1
» J. C. Smirsch in Wien . . . 1
» Sobieslawsky Dominik zu Eisenberg in Böhmen 1
» N. Sommaruga jun. in Wien . 1
Frau Somogyi Caroline in Wien . 1
Herr Leop. von Sonnleithner, Dr. der Rechte, Hof- und Gerichtsadvocat in Wien . . . 1
» Spens, Emanuel Freiherr von, in Teschen 1
» Carl Gundacker Graf von Stahremberg in Wien 1
» F. Stark in Wien. 1
» Staroniewicz Jos. in Tarnow . 1
» Steiger in Wien 1
» Steinbach Friedrich, Jurist in Wien 1

Expl.

Herr N. Steinitz, Hoffecretär in Wien 1
» Stibitz W., k. k. Hofingrossist in Wien 1
» Stifter Adalbert, in Wien . . 1
» Stillfried, Baronin von, in Wien 1
» Stoß Jakob, Kanzellist in Wien 1
» Karl Streitig, Kunsthändler in Wien 1
» N. Suttner, Dr. der Philosofie, in Wien 1
» Swiatkiewicz Felix von, k. k. Capitänlieutenant im Geniecorps zu Verona 1
» N. Swoboda, k. k. Rath in Wien 1
» Sztankovics, Bischof zu Raab 1
» Johann Talatzko, Freih. von Gestieticz, k. k. n. ö. Regierungspräsident in Wien 1
» Baron Talatzko, Cameralrath in Wien 1
» Graf Franz vou Teleki in Wien 1
» Tendler in Wien 2
» von Teufel, Waisenamts-Verwalter in Wien 1
» Thormann Rudolph von, k. k. Oberlieutenant in Verona . 1
Frau Gräfin Anna von Thun . . . 1
» Gräfin Elise von Thun . . . 1
Herr Thun, Franz Graf 1
» Thun, Franz Graf, Sohn . . 1
» Thun, Fritz Graf, in Wien . . 1
Frau Gräfin Inza von Thun . . . 1
» Gräfin Johanna von Thun . . 1
» Gräfin Thun-Thun 1
» Gräfin Sophie Thun 1
» Gräfin Thun, Hofdame . . . 1
Herr Baron Franz Tichy in Wien . 1
» Todorovich Peter, k. k. Capitänlieutenant in Verona . . . 1
» Tournier Johann Jakob, k. k. Hofrath der obersten Justizstelle zu Verona 1
» Traßler Adolf, Buchhändler in Troppau 1
» N. von Tschoffen, Fabriksbesitzer in Wien 1
Frau Ida Gräfin von Trautmannsdorf in Wien 1
Herr Troglauer, Professor in Czernowitz 1

Expl.

Herr Trost in Wien 1
» Truka, k. k. Oberbergamts-Controllor in Klagenfurt . . . 1
» Tschabuschnigg, Adolf Ritter von, k. k. Landrath in Klagenfurt . 1
» Dr. Turteltaub Wilhelm, Stadt-Physikus in Rzezow 1
» Ullinger Fridolin, k. k. priv. Großhändler in Wien 1
Ungenannt 1
Herr Jos. Vesque von Püttlingen, k. k. Staatskanzlei-Rath in Wien 1
Frau Therese Vesque, geb. v. Plappert in Wien 1
Herr Vetter, Carl Graf, in Wien . 1
» Vogel M. J., Dr. in Wien . . 1
Frau Wadter, Magistratsrathsgattin in Plan 1
Herrn Wagner'sche Buchhandlung zu Innsbruck 1
Herr Waldschütz, Beamter in Wien 1
» Waldstein, Ernst Graf, in Wien 1
Frau Gräfin Fanny von Waldstein, in Wien 1
» Gräfin Waldstein-Thun . . . 1
Fräul. Therese Walter in Wien . . 1
Frau Henriette Walter in Wien . . 1
» Walter Henriette, Großhändlersgattin in Wien 1
Herr N. Walter in Wien 1
» Weidinger in Wien 1
» Weiner Carl, Amtsverwalter in Jamay in Mähren 1
» Weingartner von Munzberg in Wien 1
» Weiser Jos. Dr., in Wien . . 1
» von Weitenhiller in Wien . . 1
» Jos. Wertheimer in Wien . . 2
» Wiedenfeld Emil, Großhandlungs-Gesellschafter in Troppau 1
» Wilhelm Andreas, Gymnasial-Präfect in Tarnow 1
» Ignaz von Windisch, k. k. Beamter in Wien 1
» Winiker, Buchhändler in Brünn 1
» Winkler Georg, Edler von Brückenbrand, Professor der Mathematik an der k. k. Forstschule zu Mariabrunn 1
» Winkler Daniel in Wien . . 1

Expl.

Herr Wisgrill, bürgl. Stadtzimmermeister in Wien 1

Fräul. Wrányi Nina 1

Frau Gräfin von Wurmbrandt in Wien 1

Herr Würth, Dr. Leopold Edler von, k. k. Notar, Hof- und Gerichtsadvokat ꝛc. in Wien 1

» Baron Zedlitz in Wien . . . 1

» Zenetti in Wien 1

Frau Zimmermann Agnes in Wien . 1

Expl.

Herr Zimmermann Robert, Vermessungsadjunct in Oswieczin 1

» P. Jos. Zindl, Minoriten-Ordens-Priester in Wien . . 1

» Dr. L. Zink, Professor der Weltgeschichte an der k. k. Ritter-Akademie in Wien 1

Frau Freiin M. von Zois in Wien . 1

Herr Zülzer in Wien. 1

» Zucchiati Josef, k. k. Hofrath der obersten Justizstelle zu Verona 1

Wien.

Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

1846.

1590

